

# kürbiskern

*Rainer Kirsch: Zeichnung*  
*Heinrich Böll: Hinweis auf Josef W. Janker*  
*Josef W. Janker: Der Umschuler*  
*Friedrich Hitzer: „Jedem das Seine“*  
*Guntram Vesper: Gedichte*  
*Rainer Kirsch: Ansicht Roßleben/Unstrut*  
*Heinar Kipphardt: Gedichte*  
*Günter Kunert: Betonformen*  
*Gregor Laschen: Gedichte*  
*Jopke / Mühlberg: Marxismus - Theorie und Aktion*  
*Yaak Karsunke: Präsentation einer Wirklichkeit*  
*Helmut Salzinger: With God on Their Side*  
*Donald Duncan: Es war alles Lüge!*  
*Reinhard Baumgart: Gedichte*  
*Karl Mickel: Bericht nach Burchett*  
*Christa Wolf: Deutsch sprechen*  
*Protokoll I: Krisenloser Kapitalismus*  
*Protokoll II: „... mit 40 000 Leuten“*

# kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von Christian Geissler, Friedrich Hitzer,  
Yaak Karsunke, Hannes Stütz, Manfred Vosz

Damnitz Verlag München



Rainer Kirsch  
Zeichnung\*)

Einer hebt einen auf. Oder hat ihn  
Niedergeworfen, oder Verbot ist  
Ihn aufzuheben, hebt ihm den Kopf, oder die nächste  
Kugel nach der die den der liegt traf trifft  
Ihn, oder schon im Hüftbein. Oder das Haus, oder Feuer.  
Hebt einen auf, Alter mit dem Bart, der. Beugt sich.  
Hinter dem Fenster: brennts, brennts nicht.  
Die Stadt, die Welt. Einer einen. Beugt sich. Was ist.  
Oder man sagt: das Leben hat diese Seiten.  
Oder anders. Hebt ihn auf, der, den. Feuer, woher fällt's.

\*) Willi Sitte, Zwei Männer, 1965



# Heinrich Böll Hinweis auf Josef W. Janker

„Mit dem Rücken zur Wand“ ist ein guter, ist der einzig richtige Titel für diese Sammlung von Erzählungen; der Titel bezeichnet Jankers Position als Autor und Zeitgenosse genau; schade, daß er mit diesem Band schon vergeben ist: er könnte auch für Jankers gesammelte Reportagen noch gelten (wenn er sich etwa, sensibel und nicht sehr gewappnet, mit deutschen Großwildjägern in den afrikanischen Busch begibt und sich mit dem zerbrechlichen Degen verletzter Ironie gegen Herrn Peiners Theorien verteidigt — steht er ebenso mutig „Mit dem Rücken zur Wand“ wie in diesen Erzählungen); kein Zweifel: Janker ist weder dem Literaturbetrieb noch dem Zeitgeschehen gewachsen, die Autorschaft ist seine einzige „Waffe“, und die, scheint mir, hat er gut in der Hand und gut geschliffen. Die mokante Herablassung, mit der die installierte Kritik ihn bisher begrüßt oder übersehen hat, erscheint mir doch ziemlich schnöde. Soviel gute kurze Prosa wird in diesem Land nicht geschrieben, daß man Janker in irgendwelche Ecken abzuschieben oder abzustellen sich erlauben könnte. Der Ruf, ein „Bastler“ zu sein, haftet ihm an; der Vorwurf wird merkwürdigerweise gerade von denen erhoben, die andererseits die „Machbarkeit“ der Literatur propagieren, ja, die hin und wieder die „Mache“ und das „Handwerk“ als das einzig Interessante an der Literatur bezeichnen. Auch der im Zusammenhang mit Literatur und Kunst geradezu lächerliche Vorwurf, er sei ein „Autodidakt“, wird da erhoben, ein infamer Vorwurf, wenn einer bedenkt, daß „professionelle“ Autoren wie Baumgart und Jens ganz hübsche Dinge zusammengebastelt haben (daß ich selbst hin und wieder auch ganz gern ein bißchen bastel, sei vorausgesetzt), wenn einer bedenkt, daß einer der wenigen Autoren, die nachweislich Nicht-Autodidakten waren, Hofmannsthal, auch das Basteln nicht ganz und gar verschmähte, erst recht schnöde wird der Vorwurf, wenn einer statistisch vorgeht und ausrechnet, wieviel halbwegs tragbare Autoren der vergangenen fünfzig Jahre Katheder-Autoren waren und wieviele „Autodidakten“ waren (etwa Thomas Mann).

Bedenke ich gar, wie manch einer sich in den vergangenen zwanzig Jahren rücksichtslos in die oberste Klasse emporgebastelt hat — so finde ich Jankers Prosa weitaus besser als die manchen Oberkläflers. In dieser Sammlung „Mit dem Rücken zur Wand“ sind ausschließlich Situationen beschrieben, ausgewählt, mit viel (manchmal zuviel) Reflexion erzählt, die typisch, wichtig und entscheidend

waren für die Altersklassen männlicher Überlebender in diesem Staat, die jetzt an der Reihe sind, diese Gesellschaft zu „tragen“, von der sich immer deutlicher zeigt, daß sie weder zu tragen noch zu ertragen ist. Die wichtigsten dieser Situationen sind: Gefangennahme, Kapitulation, Gefangenschaft, Versuche, in der Nachkriegsgesellschaft Boden unter die Füße zu bekommen. Ein weiterer Vorwurf, Janker komme „vom Krieg nicht los“, muß hier kurz gestreift werden; gerade dadurch, daß er vom Krieg nicht loskommt, beweist Janker seine Gegenwärtigkeit — oder könnte wohl einer behaupten, es herrsche Frieden und der Krieg wäre vorüber?

Mir ist keine bessere Situationsanalyse und -beschreibung eines bestimmten, für unsere gegenwärtige Gesellschaft wichtigen Erlebnisses, der Gefangenschaft in amerikanischen Massenlagern, bekannt, als Jankers „Bleischmiede von Attichy“, die ich hier lobe, obwohl sie mir gewidmet sind. Die höllische Absurdität des im äußersten Elend, nach dem totalen moralischen, politischen und geschichtlichen Zusammenbruch einer gigantischen Armee, durchgehaltenen Offizierskasinotons; in diesem Vorzimmer zur Demokratie das Verhör über die Berechtigung des Angeklagten, ob er das Elend als Offizier oder als Nicht-Offizier erleben darf; wie viel deutsche Männlichkeit und deutsches Mannestum ist in den Käfigen von Attichy endgültig in die Brüche gegangen, hat sich in Verletztheit, Kippensammlerdemütigung, an einer längst verlorenen Ehre, am Kasinoton noch einmal hochkorsettiert, hat sich in Feigheit vor dem Erkennen der Wirklichkeit geübt, Hunger nicht als Einübung in Disziplin, sondern lediglich als Kränkung empfunden.

*„Haben Sie nicht auch den Eindruck, daß Ihre heutige Portion größer war als die meine?“ Das Austeilen mit verbundenen Augen. Das Zahlenspiel vor der verheimlichten Mordgier der Meute.*

*„Machen Sie mir doch nichts vor! Ich sah doch ganz deutlich, daß Sie Ihrem Altersgenossen das kernigere Stück zuschoben.“*

*„Sie sahen aber auch, daß auf ihn die Nummer fiel.“*

*„Immerhin bekam er ganz eindeutig das größere Stück.“*

*„Gewichtsmäßig sind alle Portionen bis auf ein Krümchen gleich.“*

*„Aber sein Eckstück war kerniger, fester.“*

*„Es war aber auch kleiner als das Ihre.“*

*„Kleiner schon, aber besser durchbacken.“*

*„Machen Sie mich jetzt schon für das Backen verantwortlich?“*



Bedenke ich, wie relativ Begriffe wie „satt werden“ oder zu „seinem Recht kommen“ sind, so sehe ich in der exakten Aufzeichnung dieser Brot-Teilungsszene ein klassisches Modell für den Existenzkampf in unserer heutigen Gesellschaft; es könnte sogar weiter gehen und er würde nicht *zuweit* gehen, wenn er in einer solchen Szene, in einer solch widerwärtigen Kleinlichkeit, die auf und aus bürgerlichen Formen besteht, die Spielregeln wiedererkennt, die im Verlauf der Starfighter-Debatte sichtbar geworden sind: nicht ein Fünkchen Größe, nicht ein Fünkchen Mut; dieses krampfhaft peinliche Vertuschen, Sich-nicht-Eingestehen der *wirklichen* Situation, was bedeutet: Feigheit vor der Wirklichkeit — ich sehe das alles in dieser von Janker geschriebenen Szene vorgebildet; bedenke ich gar, daß doch wahrscheinlich sehr viele hohe Offiziere tatsächlich in diesen Käfigen gewesen sind, tatsächlich tagtäglich dieser Demütigung unterworfen waren, so weiß ich, wieso sie heute so untertänig sind.

(Es böte sich ein gutes Thema an: zu vergleichen, wie die amerikanische, die französische, englische, russische Gefangenschaft in der Literatur der Nachkriegsjahre sich dargestellt hat, mit dem Nebenthema, wie die Prägung der verschiedenen Besatzungszonen der vier Großmächte sich dargestellt hat.)

Auch die anderen, für die überlebenden Männer in diesem Land entscheidenden und unauslöschlichen Erlebnisse: die letzten Kriegsmonate, Gefangennahme, die latente Desertionsstimmung, die merkwürdig hilflosen Versuche der nicht so besonders Starken, ins bürgerliche Leben zurückzufinden — alles, was so geschickt vertuscht wird, was durch das Schlagwort „Bewältigung der Vergangenheit“ totgeschlagen wird, wo doch gerade dieser unschuldig-schuldige Wunsch, zu überleben, der entscheidende war; jenes Zwischenreich, das Janker genau mit einem Satz beschreibt: „Er war gleich weit entfernt von Auflehnung und Unterwerfung“, diese sehr bestimmte Beschreibung unbestimmter Situationen, in denen jeder Überlebende sich zwischen Januar und Mai 1945 täglich befand; dieses Zwischenreich halber Buße, halber Erkenntnis, unentschiedener Handlungen ist das Thema der Erzählungen in diesem Band.

Jankers Prosa ist verhalten, fast schüchtern, und wie es zur Schüchternheit gehört, hin und wieder ein wenig kokett in ihren vielen Windungen und Wendungen, besonders dann, wenn er, wie es häufig vorkommt, nicht zustande kommende erotische Erlebnisse schildert; auch das ein Thema aus dem „Zwischenreich“ der totalen politischen, moralischen, der Geschichts-Auflösung, die in den letzten Kriegsmonaten vor sich ging. Was Janker geradezu verdächtig machen muß, ist eine Keuschheit, für die man hierzulande wenig Verständnis erwarten darf. Nachdem die große Literatur getan hat, was sie immer wieder und immer schon getan hat, nachdem sie Tabus durchbrochen hat, hat sich ja in der zweiten, dritten bis fünfundzwanzigsten Hand, auf Magazinebene, auch in „fortschrittlichen“ Publikationen, die Darstellung des Sexuellen zu einer schneckenhaften Schlüpfrigkeit degradiert, die der bürgerlichen Schleimigkeit entspricht, der zu entgehen die große Literatur ausgezogen war. Wenn Tabudurchbrechung Mode

und Masche wird, ist es Zeit für die Literatur, wirklich vorwärts zu blicken und der kommerzialisierten Tabu-Durchbrechung mit dem Degen der Verbalität und Ironie entgegenzutreten. Janker hat auch da seine Waffe, die er viel zu schüchtern anwendet, bereit: mit Humor und Selbstironie tritt er dem peinlichsten aller möglichen „Kameraden“, dem Sexualbramarbaseur entgegen, der schon damals alle „Tabus“ durchbrochen hatte, auf dem Strohsack oder im Offizierskasino war man damals darin schon durchaus fortschrittlich; darin immer — nur nicht in der Erkenntnis der politischen, moralischen und geschichtlichen Situation.

Jankers Prosa kann sich nicht etwa nur „blicken lassen“, sie hält den Vergleich mit viel zeitgenössischer Prosa aus, und in ihrer Keuschheit ist sie geradezu avantgardistisch.

Josef W. Janker  
Der Umschuler

*Auszüge aus einem Roman.*

*„Das Vergessenwollen verlängert das Exil.  
Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.“  
(Spruch an einer Gedenkstätte in Jerusalem)*

I

Er steht unschlüssig vor einem Waggon der II. Klasse Nichtraucher, ein Mann mittleren Alters, im Habitus des überanstrengten Asthenikers. Den Koffer von sich abgestemmt in Schulterhöhe, zieht er den Fuß vom Trittbrett, läuft grundlos hastig die verschmutzte Nietenfront entlang, unter leeren blinden Scheiben, die nichts spiegeln als sein eigenes konfuse Zeremoniell. Er läßt eine Läufer-Staffel an sich vorbei, setzt nach einigem Zögern in unfreiwillig komischem Bewegungszwang zum Überholen an, hat die bullige Selbstsicherheit dieser Profis gegen sich. Mit dem Instinkt magnetischer Spürhunde steuern sie die unsichtbaren Köder an. Ausbrechendes Gelächter in einem Coupé weist ihnen wie auch ihm den Weg. Höflich linkisch und schon außer Atem, läßt er ihnen den Vortritt, wird Augenzeuge einer blitzschnellen Okkupation, nagelt die Opfer dieses sportlichen Enthusiasmus auf seinen maßlosen Anspruch fest. Strenger als beabsichtigt, mustert er fünf mäßig besetzte Waggon. Als träte jeder der Insassen vor eine richterliche Instanz, setzt er einen komplizierten Denkvorgang in Bewegung. Vor der Sperre allmählich ein Zulauf von Passagieren. Verstimmt über sein planloses Vorgehen, schiebt er seinen Koffer über das Rautenmuster der Betonfließen: Stoßfugen, Diagonalen. Von zielstrebig heranrückenden Fahrgästen eingekreist, steht er fixiert auf einem Schachbrett sich verändernder Konstellationen. „Bewegt wird, was sich selbst bewegt!“ (Wer sagte das nur: Witzbold Galilei?)

In einem Raucher-Abteil entdeckt er unter Schatten-Karo und einem Lackleder-Kubus einen modischen Poncho mit Fransen. Den Koffer abstellend, erschrickt

er vor der eigenen Courage, findet sein Eindringen plump anbietend. Als sähe nun jedermann im Vorbeigehen das verräterische Textil, verstellt er in seinem aufgeplusterten Trenchcoat die Sicht auf den unbesetzten Fensterplatz, steht dämlich da über den lächerlichen Erwägungen eines Nichtraucherers. Die hurtig heranstöckelnde Ponchoträgerin im Rücken, belästigt er die Hand am Türgriff; ein absichtslos prüfender Blick auf die Gepäcknetze, und sein Bleiben wäre motiviert. Aber er räumt mit ungeschickten Rückziehern kampflos das Feld, den Koffer nun eindeutig in der Haltung eines Reisenden, der ein Abteil verläßt. Er verwünscht diese hundsföttisch verzögerten Reaktionen. Ein kühl abschätzender Blick aus erweiterten Pupillenhöfen. Im Handumdrehen verscherzt er sich den Widerruf seiner Absicht. Zwei Abteile weiter die nächste Falle. Aufmunternd umtriebige Freundlichkeit unter Konfektionshüten. Die Handtaschen der beiden Witwen das am leichtesten überwindbare Hindernis. Während er noch an seiner Kravatte rückt, treffen sie bereits Anstalten, die Traglast auf die Knie zu nehmen. Der geforderte zweite Schritt eine richtiggehende Mutprobe: „Nun zeigen Sie mal, junger Mann, daß Sie springen können!“ Er aber kneift vor dem hochmütigen Gesicht hinter dem Puderflair, vor dieser lässigen Selbstdarstellung eines Körpers in der Horizontalen. Auf diesen Ansturm von Schönheit ist er nicht gefaßt. Seinen Fuß über die dekorativ gekreuzten Fesseln zu setzen, das schafft er nicht, noch dazu vor Zeugen. Er spürt die zunehmende Trockenheit seiner Haut durch die mangelhafte Rasur. Er kennt sich gut genug, um gewarnt zu sein. Nur die Vormittage waren spurlos zu überstehen, wenn er unausgeschlafen auf Fahrt ging, so wie heute. Die Nacht in der eigenen Wohnung, unter den gleichmäßigen Atemzügen seiner beiden Söhne verbracht, stöbernd in Stößen verpönter Lektüre. Papiertürme um die eigene Bettstatt errichtet, sein Ghetto auf Zeit, das er aufsuchte aus nicht jedermanns plausiblen Gewissenszwängen. Ein nicht gerade früher Zug mit Anschluß. Sein kurioses Vorhaben, in einem schwach belegten Zug ins Gespräch zu kommen. Mit bemüht ausgreifenden Schritten hastet er den Gang entlang. Die Schrecksekunde geht vorüber...

Versuchen aufzustehen und umherzugehen. Das überheizte Abteil verlassen und sich die Beine vertreten. „Der Literat marschiert mit den stärkeren Bataillonen.“ Halbe Rechtswendung in Fahrtrichtung. Der Fliehkraft nachgeben, nicht ihr erliegen. Die Arme geübt wie ein Steward mit einem Tablett bei Seegang. „Die Linkshänder eine Klasse für sich. Die ewigen Gefreiten Kuby und Böll...“ Rechtzeitig sich aufrichten, in den Gang vorstoßen, breitbeinig, abgesichert gegen seitliche Stöße. „Die Haltung, gerade der Eliten, nicht im leisesten von linken Affekten bestimmt...“ In einwandfreier Haltung Abteile sondieren. Aus seiner Anfälligkeit für Ortswechsel ein System machen. Sich in Abteilen aufhalten, auch wenn sie leer sind. Die Toilette aufsuchen und vor den Spiegel treten. (Daß er keinen festsitzenden Knoten zustandebringt!) Vor der Streckenkarte der Bundesbahn Kenntnisse in Geographie auffrischen. Der Großdeutsche Riese mit

dem abgetrennten Elchkopf Ostpreußen, sein Stummelarm, der noch immer auf Auschwitz zeigt...

Versuchen die Knie vorzuschieben und sich zu entspannen. Kontaktsuche als rein orthopädische Maßnahme begriffen. „Der Unterleib bietet an sich keinen poetischen Aspekt.“ Mantel seitwärts unter die Schläfe. Ihr linkes Ohrgehänge als Absprungbasis benützen. Auf Halsansatz vorrücken, Partien ihrer Schulter wahlweise besetzt halten, sich für zwei drei Atemzüge gehen lassen. „Pornographie als wirksames Mittel für die Weltrevolution.“ Nasenflügel, Lidschatten, Wimpernschläge als taktische Nahziele. Einigeln, sich verschanzen, „klotzen“ (frei nach Guderian). Das unbotmäßige Bein zurückpfeifen. Kontrollinstanzen einschalten. Perspektiven-Wechsel. Das Ganze noch einmal durch den Mantelärmel.

Van Dyck'sches Gesicht über einem zerlesenen Schmöcker. Selbstbildnis des Meisters. Windhund-Nase und Rasse-Profil über platten Kruditäten. „Finden Sie, daß sich Ihr „Würger vom Hochmoor“ richtig verhält?“ Unter dem soziologischen Raster die Sekretärin aus Berufung, die seine subtilen Einwände als störend empfindet. Bleibt die selbstverordnete Bewegungs-Therapie, innerhalb des Spielraums, den ihre Pfennigabsätze abstecken. Plausibler somatischer Reflex. Das Kreisen der Fußspitzen im Uhrzeiger-Sinn. Links zur Abwechslung einmal dagegen, links suspekt, „nützliche Idioten“ (wer sagte das gleich?).

Scheibe unter festgezurrtem Rollo mit einem Eisfilm überzogen. Herrisch aufgestützter, mit Fleisch-Pfirsichen gepolsterter Unterarm, Hand, die unwirsch ein nässendes Segment herauswischt. Hinter der ins Freie geschlagenen Bresche, über Pelzbesatz und einer Kollektion aufreizend gehängter Amethyste — Tannenreihen endlos im Defiliermarsch. Zwischen Baumücken hüpfend Wachsscheibe mit zartgrauer Prägung. Landschaft im Winter bei abtauendem Schnee. Abzählbare Reihen von Grabkreuzen. Vorjähriges Laub. Eisrückstände. Bayrisch-tyrol'sche Provinz Hohen-Ziesel, Trutzbürgen Hornung und Zillich. (Fundgrube für Zitate) „Der Literat marschiert mit den stärkeren Bataillonen.“

Er altert nicht merklich, aber er verbraucht sich. Schon ist er nicht mehr imstande, ohne Nachhilfen zu lieben. Soziologie in Abteilen als Pflichtfach für einen reisenden Moralisten. „In welcher Angelegenheit sind Sie unterwegs? Was hat Sie vergangene Nacht am Schlafen behindert?“ Zugnachbarn mit beliebiger Biographie. Nächstenliebe, praktiziert am handgreiflich Nächsten. Die Nagelprobe, der man sich vor Zeugen besser enthält. Da ist eine Häuslerin aus dem Chiemgau, die sich mit altmodischem Kleinkram durch den Gang zwängt. Und da ist am Fenster eine Blondine — dieser oftmals gezogene Wechsel auf Schönheit. Hier die versteckte Aufforderung zum Flirt, das appetitlich verpackte anatomische Wunder, dort die Nötigung zu reizloser Pflicht, die zu peinlichen Rüffeln neigende Verdrießlichkeit. Er steht genau dazwischen. Grundsätzlich ist er bereit, beizuspringen. Wenn seine Selbstlosigkeit ein gutgewachsenes Objekt findet...

Ehrlich — wie lange hält das eigentlich vor, was er mit falschem Zungenschlag „den ersten Schmelz“ nennt? Die Kriechspur des Alterns — selbst auf jungen Gesichtern sind erste Fingerzeige gegeben. Ein offener Biß, der schlecht stehende Zähne freigibt, eine zerklüftete Stirn, die nicht die Spur von Gedankenarbeit verrät, Pupillen, verengt unter dem Einfall von Licht, Haut, unter die Lupe gerückt, großporig. Mit bloßem Auge Zerfall. Und plötzlich eine ganze Klasse astreines Mädchenfleisch, das keinerlei Retuschen nötig hat. Aber er sitzt nun ganz eindeutig im falschen Zug. Pandämonium des Schreckens und des Entzückens. Die Welt am liebsten reduziert auf einen Mädchenkörper. Verletzbare Membrane, auf Harmonien getrimmt.

Zum Beispiel die Spiegelungen im Fenster eines D-Zugabteils. Landschaft gezeichnet mit dem Silberstift. Überbelichtetes Negativ. Bewegung und Gegenbewegung. Parallelen aus Rauhref gebündelt. Ein Notensatz Sperlinge. Partitur eines Frühwintertags. Schneeflächen, geometrisch. Augenfutter? Die unscheinbare Häuslerin in der verdunkelten Ecke, ihr durch Schwangerschaften verunstalteter Leib. Der hilfreiche Trick, das Häßliche als ästhetisches Phänomen zu werten — gelänge er ihm auch hier? Eingefügt in das Vollkommene das Einsprengsel roher Ungestalt, die Harzgalle, bitter von nicht geweinten Tränen? Wenn Schönheit Natur ist, so wird sie nur in ihren Ausnahmen sichtbar...

## II

Vor dem Abteilstfenster im Schrittempo trockenes Flußbett mit Kiesbänken. Gasometer im Bodendunst. Fugger'sche Giebel. „Das ‚Dozierende‘ — hier ist es sichtbar in den glanzlosen Augen, im Altweibermund, in der Stirne unter den herabgekämmten Haaren“. (Dreimal dürfen Sie raten, wem diese Stadt das Heimatrecht verweigert!) Abteil für Schwerkriegsbeschädigte der Polsterklasse. Unbehinderte Sicht auf zwei sonnenbeschienene Knie. Nicht mehr ganz junges Gesicht, das auf Nachhilfen verzichtet. Das herausfordernd Sportliche ihrer Haltung, eng geschlossene Schenkel unter dem Jagdloden — dieser unausgetragene Wettkampf ihres Geschlechts. Studentin älteren Semesters. Adlige Herkunft (das läßt sie immerhin durchblicken). Ein Freifräulein von der — (irgend eine kühlere Himmelsrichtung). Die wenigen Antworten von ihr decken ein typisches Trauma auf: Der Vater als Kommandeur im Raum Baranow vermißt. Die Flucht aus Schlesien im Planwagen ihrer Mutter. Trebnitz südlich der Bartsch (er kennt Auszüge aus Dokumenten, einen Bericht Nr. 40, in dem von Straßenbränden die Rede ist und von einer Hausoberin, einer Mater Celesa, wie er fälschlich las). Die ältere Schwester mehrfach vergewaltigt (das war nicht anzuzweifeln, bei einem Alter von Siebzehn). Zugeknöpft wie eine Nonne, blickt sie an ihm vorbei, spricht von „damals üblichen Belästigungen“, setzt mit knirschenden Zähnen das Klischee vom „Untermenschen“. Er sieht sich als Mann aus allen vernünftigen Sicherheiten gerissen, kauert in seiner Mantelecke: ein Stück rohe



männliche Unnatur. Nicht einen Fingerbreit der lächerlichen und peinlichen Situation rettet er für sich. Alpdrücke Schrecken Tagträume. Unvermutet schießt das ein — ein fast mechanisch wirkender Bilderzwang. Munter werdend, trägt sie aus dem Sprachschutt einer Frauenschafts-Führerin das Scherbengericht zusammen, das Großdeutsche Erbteil, die schlesische Tragödie, die gemeinsame Hinterlassenschaft: Stoff für eine Beichte unter vier Augen.

Er zwingt das Untier Mann in den Anzug zurück, erhebt sich mit einem Rest an Selbstachtung, verläßt aus Gründen, die mißverständlich bleiben müssen, das überheizte Abteil. Er tritt vor den Spiegel, findet seine Lage nicht gerade überwältigend, kehrt schneller als beabsichtigt auf seinen Platz zurück. — Was sind Sie eigentlich von Beruf? — Erstmals richtet sie ihre rauchfarbenen Augen auf ihn. — Ihren Kenntnissen nach zu schließen — Kenntnisse, denkt er, die Sie schreckhaft machten; aber er tischt den alten Ladenhüter auf, spricht von seinem Sozialstatus als Rentner — aber es gibt Karteien, wo ich noch als Zimmermann geführt werde. — Sie sehen genau so aus wie jemand, der mit der Axt arbeitet. — Unvermittelt öffnet sie im Gegenlicht die rosige Handmuschel mit dem einwärts gedrehten Amethyst. — In der Stadt, in der Sie Ihre Semester absitzen, war ich es wirklich einmal. — Eine sentimentale Reise also? fragt sie um eine Spur zu ironisch. — Ihnen bleibt es unbenommen, das aufzusuchen, was Sie lieben. Uns verübelt man schon, wenn wir auf unser Heimatrecht pochen. — Mit ihrer schlesischen Herkunft könnte ich mich abfinden, denkt er im Übermut und wird vor ihrem chauvinistischen Liebreiz zum Gesinnungslumpen. Ehrlich, denkt er, nach meiner politischen Abdankung gäbe es nichts mehr, was dieses feudale Prachtstück schreckhaft machte. Ich aber würde vor ihrer fünfundzwanzigjährigen Unschuld zum Renegaten. — Wie zur Strafe dreht sie die Handinnenfläche weg. — Waren Sie jemals im Deutschen Osten? — Nicht als Tourist, wenn Sie das meinen!

Noch bevor der fahrplanmäßige Zug die Vororte mit ihren Schreiber-Gärten und Siedler-Kolonien passiert, macht sie sich an ihrem Gepäck zu schaffen. Zum Glück ist er rasch auf den Beinen. Während Stellwerke in verlangsamter Fahrt vorbeiziehen, gewinnt sie etwas von ihrer Munterkeit zurück. — Was machen Sie nun wirklich? Ich meine, was haben Sie hier vor? — Er berührt beim Herumschwenken des Koffers ihre Schulter, wartet ruhig ab, bis er zu Atem kommt. — Ich will Material sammeln, eine Art Vorarbeit für ein drittes Buch. — Sie schreiben also mit der Axt? wirft sie schlagfertig ein. Erst beim Verlassen des Abteils wird ihm bewußt, daß er es mit jenem Mädchen geteilt hat, das sich nun im Gehen eigenartig verjüngt. — Sie könnten mir einmal das DONIS'L zeigen, meint sie beiläufig, als er ihr den Koffer hinausreicht. — Ich sähe es lieber, Sie gingen mit mir ins OCCAM. Dort läuft die Woche des Humanistischen Films an. — Lachen können Sie wohl gar nicht? — Es gab einige Gründe, es zu verlernen. — Wem sagen Sie das? — Im Gedränge auf dem Bahnsteig verliert er sie aus den Augen und ist nicht einmal übermäßig enttäuscht...

V

... Über dem Kopfschatten einer jungen Griechin, vorgebeugt Hals und die schön verlängerte Stirne, geöffnet Fischmund in selbstvergessener Bewegung, vertraute Gebärde: die für Sekunden niedergehaltene Demut — Schatten, der sich zurückzieht unter seinem herrischen Fuß, vor den Grabplatten am Alten Peter: „Anna Kneblin, des Edlgebohrnen Ehr- und Tugendsame Frau Maurerin gewest Churfürstlich Verwittibte im 18. Jenner ihres Alters...“ Mechanisches Memento mori! Sein wässernder Gaumen. Die Butter- und Obstschwemme im Rücken. Viktualienmarkt. Einige Schrittlängen über Nagelpfeile hinweg: „Huber im Tal“, damals schon Betten und Gardinen. (Er aber lebte mönchisch, spartanisch, stieg unbeschwert aus seiner Zimmermanns-Bettstatt.) „Paulaner Thomas“, unter verrosteten Spanntägern, Putzresten und katholischem Patronat. „Zum Bögner“ drei Häuser talwärts (wo er nicht als Stammgast verkehrte, wohl aber aus- und einging auf der Jagd nach Stammgerichten). Und weiter im zügigen Paßgang Möbelhaus „Heß“ — in Spandau lehnt Begnadigung ab. „Von nun an steht mein Gedächtnis wieder nach außen voll zur Verfügung“. „Chic jeunesse“, das angerußte Eckhaus mit den schmiedeeisernen Balkons, schwarz von den Flammenzungen einer Brandnacht. Preßspanplatten zwischen gotische Granitbögen geklemmt. Plakatanschläge: Konzert für Bläser und Streicher — der den Stürmer herausgab, seine „Wortklaubereien“. — Von den Zuständen in den KZ nachträglich durch die Schweizer Presse erfahren. Hochbrückenstraße. Münchner Lach- und Schießgesellschaft. Herren in Pelerinen mit Schlüsselbunden vor herabgelassenen Rolläden. Radstreife und Schnepfenstrich. Matrosen-Remidemi. Hanse-Kogge im verräucherten Nutten-Duster. In unmittelbarer Nähe hatte er Blechdächer ausgebeult, bei üblicher Taxe auf dem Bauch im Rußstaub der Jahrzehnte, unter der abgesackten Dachhaut. (Wenigstens ein Anrecht auf einen Schlafplatz sollte ihm sicher sein.)

Hofbräuhaus linker Hand. Geläufiger Stabreim auf S, der in Saalschlachten kulminierte. Sumpfbüthen aus der Süddeutschen, Streiflichter: „Die Gerechtigkeit ist keine Heringsware. So billig ist sie nicht, daß jetzt jeder Gen. Direktor werden muß, der (hinter sorgfältig abgedichteten Türen) auf Hitler geschimpft hat.“ Bierschwemme im Gewölbe. Die gestemmte Maß über dem Brustlatz der Kellnerin. Onkel und Neffe im Stehbierausschank. „Deine Schicksen, leben soll's!“ Platzl mit Schrammelmusi und Fingerhakeln. „Früher ham mer Sozis g'habt, jetzt ham mer Spezis.“ Orlandohaus. Vier Wolfsschnauzen aus patinierter Bronze. Rarität eines Brunnens mit Durchblick auf Marstall und „Vierjahreszeiten“. — das sogenannte „gute“ Publikum, in unseren Augen durchaus nicht das beste. (Wir betrachten es freilich nicht mit den Augen eines Gastwirts.) „Maximilianstraße. Einmal trittsicher hinauf und einmal knieweich hinunter. Max Joseph im Thronessel vor der Opernhochburg. Ein Wittelsbacher als Parkplatzwächter. „Gleichviel über Europa liegt Monarchendämmerung... Glück ist das X in der Gleichung der Geschichte. Diese Gleichung geht nicht

immer auf...“ Eine Ehrenrunde also um das Kostthor. Kreuzlahm vor Schwammfeuchte und Kellermöder, in dem die Flughäute der Fledermäuse trocknen, vor Hauswänden und Brandmauern, die von den Masern befallen sind. „Zwölf Jahre hindurch hatten wir ‚uniformierte Geschäftemacher‘. Warum schweigen darüber die Wände unserer Ruinen? Warum sind sie hier so taktvoll? — nun laßt sie uns einmal in aller Öffentlichkeit als Gauner bezeichnen...“ Schuttberge besichtigt hinter verrammelten Toreinfahrten. ‚Torggelstuben‘, Fränkische Weine. (Damals zog er Beißerln vor, in denen es Hausgemachtes ohne Marken gab.)

Die Innenstadt mit ihrem Netz von Baustellen, Straßenaufbrüchen und Fußgänger-Schleusen. Baggersuhlen am Stachus mit einem Schub Meisterschüler vor einem Bauzaun. ‚Brannekämpfer‘, ‚Moll‘, die ‚Hochtief-AG‘ (deren strammer Lohnempfänger er einmal war). Der Alte Botanische Garten. Hochgehendes Roß aus Tuffgestein. Anlage mit Bänken. Sonnenhungrige Studenten. Liebe am Nachmittag unter den Bäumen. Das immerwährende Stenogramm der Werbetexter: DIE MILCH DER GLÜCKLICHEN KÜHE... Raucher-Prädikat: VON HÖCHSTER REINHEIT...

Noch immer hört er aus dem Baulärm die einzelnen Arbeitsgänge heraus. Das Ablängen von Schalhölzern mit Kettensägen, das stupide Hämmern gegen Stirnholz, das Bündigschlagen von Gebälk, die anfeuernden Zurufe der Kapos. „Schläger und Henker von Dachau... Reitpeitsche und Revolver als soziale Errungenschaften...“ „Niemand hat härter über die Deutschen gesprochen als die Deutschen selbst.“ Zimmermanns-Equipen auf Reißböden oder Stapelplätzen. Schon damals der unterschiedlichste Zulauf: Nominelle Parteigänger, „Kultur-schaffende mit schwachem Gedächtnis“, Leute aus ‚aussichtslosen Berufen‘... Umschuler aus der Provinz. Unterbezahlte Stümper. Ihr talentloser Umgang mit Holz. Jetzt überwiegend Fremdarbeiter. Mittelmeerisches Kauderwelsch, auf zwei Dutzend verschluderte Halbsätze reduziert. Zu seiner Zeit auf innerdeutsche Dialekte beschränkt. Zu seiner Zeit? Das hört sich an, als wäre er sein eigenes Gespenst, das die alten Baustellen aufsucht. Ein Sprung also hinüber in den Innenhof der Luisenschule, den sechsundvierzig eine mächtige Platane überdachte...

## VI

Von der Dachverfallung aufblickend, die er auf ein Stück Karton gezeichnet hatte, schoß die Vorstellung eines Sommertags ein. Das Zusammensetz-Spiel, das er mit ungleich größerer Ausdauer betrieb: der Mund, um eine Spur zu grell geschminkt; die Wimpern getuscht; die Brauen nachgezogen. Fleischfarbene, mit Lichttupfern übersäte, himmlische Epidermis, aus dem Netz von Blattrippen abgelöst. Die vollkommen reine Anschauung ihres Körpers. Suchbild-Rätsel zwischen den Astgabeln der Platane. Dahinter das Stück Antennen-Himmel, von Kaminen durchschossen. Schräg darunter das Stangengewirr aufschießender Ge-

rüste. Er zwang seinen Blick auf den mit Meßzahlen durchsetzten Entwurf zurück: das Ärgernis Dachstuhl, an dem sein bißchen Sachverstand in die Binsen ging. Sein Kompagnon kleinlaut abseits, der ehemalige Minenlotse vom Großen Belt, der Matrose ohne Heuer, von festen Bootskörpern auf schwankende Schnürböden versetzt, gleich ihm gealtert in Jahren des Drills. Ausschweifungen einer Generation von Befehlsempfängern (was sie darunter verstanden). „Bei gleicher Dachneigung symetrischer Querschnitt der Sparren — Auf Bild 9b erkennen Sie unschwer...“ (er sah hin und erkannte unschwer) „Hypothenuse des rechtwinkligen Dreiecks FMD“ (er las bereits ohne sonderliches Interesse). Noch einmal also das Wiederkäuen halbverdauter Lehrsätze: „Kathete römisch Eins und Zwei“ (sie allein löste noch nicht das Dilemma).

Mit den tragenden Bauteilen, einem Hängebinder mit Strebversatz und dübelgesicherten Knotenpunkten, kamen sie rascher zu Streich. Sechs spiegelgleiche Binder (gab er nicht schon mit dieser phantasievollen Umschreibung seine Inkompetenz zu?) Die scharfkantigen Hölzer auf dem Schnürboden angelegt, mit Backenschmiege und Winkeleisen fadengenau angerissen (das hatte er wirklich einmal gelernt; da saßen die Handgriffe noch halbwegs). Der Bootsmann, pfiffig, umtriebig, machte sich an den Holzstapeln zu schaffen, schlug mit aufreizender Ausdauer Kehlgebälk bündig. Das Lehrbuch, von ihm angeschleppt, lag mit Spickzetteln versehen, mehrfach abgesichert in dem Versteck, das er selbst nicht kannte. Schnappinger mahnte nachsichtig, schöpfte keinerlei Verdacht. In den Essenspausen, wenn Mertens in einem Schuppen den aufgewärmten Suppentopf hinunterschlang, überfiel es ihn von neuem: Formeln, verschlüsselt, in tückische Klammern gepreßt. Das Hexeneinmaleins der Logarithmen. Selbst an den Sonntagen, an denen er mit seiner ‚Schicksen, leben soll’s!‘, mit ihrer Lachlust campierte im hohen Rainfarn, blieb er nicht davon verschont. Zwischen Webmustern und nackten Armen die rachitisch dürre Reihe von Winkelzahlen, Wurzeln und unaufgelösten Gleichungen. Der nicht meßbare Winkel zwischen Rocksaum und hochgestellter Ferse. Die Beugung ihres Nackens oder die Brechung des Lichts in einer Flaschenscherbe. Seine rechnerische Tollwut, die er auf einem menschenleeren Bahnhof, auf messingbeschlagener Gepäckrampe, die ihm nicht selten als Schlafplatz diente, unter sich begrub.

## X

Er war nicht leichtfertig, nicht bedenkenlos. Es schreckte ihn nicht wenig mitanzusehen, wie seine verwilderte Phantasie mit ihm durchging und er sich verstört zurückwandte in das lästige Paternoster der täglichen Anfechtungen. Für ein Nasenwasser Ruinen abzutragen, Notdächer aufzuschlagen, Zwischenböden einzusetzen, den Absturz gewärtig in die Staubwirbel eines Katarakts von Ziegelsteinen. Sein geduldiger breiter Rücken, auf dem die anderen, durch Schaden klug, aber nicht einsichtig geworden, ihre Zeche anschrieben. Sein beherzter Versuch, einzuleiten den schwierigen und widerspruchsvollen Akt der Selbstfindung.



Vor den Schaubildern der geöffneten Massengräber, vor den Lastzügen gebündelter Schuhe, den Schuppen mit Frauenhaar. Canada, Dora (nicht das arktische Dominion unter dem stilisierten Ahornblatt, nicht die unerlaubte Assoziation eines Mädchennamens). Gardelegen, Treblinka. Museen der perfekten Verwerter...

... Das kannte er doch? Das hatte doch schon einmal ganz anders gesprochen? Nicht alles an ihm war in Mitleidenschaft gezogen worden. Nicht sein Gedächtnis, das weder auf die Halbwahrheiten des ‚Friß oder Stirb!‘ getrimmt war noch auf die Faustregeln des ‚Bück dich und überlebe!‘ Er war nicht auf Geständnisse aus; das stand ihm nicht zu; doch war er nicht taub. Das also hatte überlebt, kehrte ungebrochen — „besiegt nicht geschlagen“ zurück, gab die Klamotten auf Kammer ab, mauserte sich und war schon tragbar. Das protzte mit einer Eigenschaft: dem Vergessen, war weiß und unbeschrieben wie eine Kinderhand. Das stotterte nicht einmal, sprach, ohne schamrot zu werden, die neuen Parolen nach, stand gar nicht bescheiden im Schlußglied: die unersetzbar dringlichen Zweiten. Zwölf Jahre Wahnwitz, vergangen wie ein Kehraus vor Aschermittwoch. Abgehalftert die Ketten-, Spür- und Schoßhunde der Treibjagd. Abgegrast die Monturen. Aufs Eis gelegt Blutorden, Standgerichte und Sippenhaft. Durch Spruchkammern geschleust, blank vor neudeutschem Eifer: die Experten dreier Staatsbankrotte. Rückversicherer mit Anschlüssen nach vorn. Stehaufmännchen, die im richtigen Augenblick kippen und aus der Schußlinie geraten. Das also machte Stimmübungen vor dem Spiegel, ging in dreitägige Exerzitien, trat, von Fachkräften empfohlen, als neuer Mensch hervor. Phönix aus der Asche der Verbrannten. Weidlich gerupfter Vogel, mit Ersatzfedern rasch zur Hand. In Etappen überwintert, in Roll- und Einsatz-Kommandos fit gemacht. — Gardelegen, Treblinka. — Sehenswürdigkeiten? Irgend etwas Historisches? Folklore? — Krematorien. Schornsteine. Industrien. — Kapazität? — 1000 Köpfe pro Schicht und Ofen...

DENEN, DIE AN STAMMTISCHEN NATIONALE NEUROSEN  
AUSBRÜTETEN,  
DIE NICHT DIE GASKAMMERN BEDIENTEN, ABER KOKS DAFÜR  
LIEFERTEN,  
DIE KEINE EXEKUTIONEN BEFEHLIGTEN, ABER IN LISTEN  
VERMERKE ANBRACHTEN, DENEN,  
DIE NICHT EIGENHÄNDIG MORDETEN, ABER DEN TOTSCHLAG  
ALS EINE ART HÖHERER LUSTBARKEIT DEFINIERTEN,  
DIE NICHT TOD SAGTEN, ABER AUCH NICHT LEBEN MEINTEN,  
DENEN,  
DIE NICHT DAS SCHANDBARE AUSHECKTEN, ABER DEN  
HENKERN  
MUT MACHTEN, IHR GEDÄCHTNIS ANZUSTRENGEN — INS  
STAMMBUCH

... Bogenhausen. Gorki'sches Nachtasyl der Verschleppten, der Displaced persons, der Geretteten, der wenigen überlebenden Juden: Schaal Schalom Jehuda Sabbatai Zwi. Keine der Straßen am Englischen Garten, die er sonntäglich aufgeräumt durchlief. (Was tat er schon unbefangen?) Die übliche Leere solch trostloser, weil gemiedener Quartiere, über der grünschäumenden Isar gelegen. (Aber was besagte das damals schon?) Der genaue Verlauf dieser Straßenzüge bekannt (falls ein Nachweis erwünscht ist). Die Stromsperre lästig. Es ist neblig-trüb, ein Herbstabend, verleidet, bevor er noch einsetzt. Als vorläufige Besetzung ein Bettler auf seiner Pirsch nach Kippen, halbwegs zu Fuß. Zwei drei Schritte vor ihm, mit Blickrichtung auf ein verwildertes Gartengrundstück, Heimkehrer mit kleinem Gepäck. (Seine energischen zielsicheren Schritte zeigen an, daß er ortskundig ist.) Eine damals alltägliche Szene. Keine Heimkehr, die biblische Vergleiche heraufbeschwört. Stoff für eine der üblichen kleinbürgerlichen Odysseen (Mertens dürfte schwerlich ihr geeigneter Chronist sein.) Das von Bomben ausgeklammerte Idyll, in der Stickluft eines lange nicht gelüfteten Raumes. (Nicht einmal die verfänglichsten Schinken vor der Wand genommen.) Der unerwartete Gast. Wie aber geriet er hierher? (Mertens wird es erklären müssen, nach dem Rösselsprung-Schema eines Unterscharführers: „Meine Herren, wie kommt Taubenmist auf die Hühnerleiter?“) Der unerwartete Gast (aus dem Logbuch eines Loyalen). Ein Motto aus der Bibel nachgestellt: „O daß Du kalt wärest —!“ Der Anfang einer erdachten Parabel, und er gehörte noch nicht einmal Mertens. An verwertbaren Einfällen — was hatte er vorzuweisen? Vorerst die simple Einübung zweier Passanten im Nebel auf ein oft gesehenes Ritual. (Mertens läßt den Bettler aufrücken und den Heimkehrer kurztreten. Während er sie dazu anhält, sich zu bücken — den einen, um sich die Schnürsenkel festzuzurren, den anderen, um im Rinnstein zu stochern, lenkt er beider Aufmerksamkeit auf eine angerauchte Chesterfield. Mertens läßt offen, wer von den beiden humoristisch reagiert.) „Mann in der Hutschachtel, einladend sehen Sie nicht gerade aus! Wohl etwas unter die Räder der Geschichte geraten? — Kommen Sie!“ (Mertens läßt die beiden durch ein Tor treten, schlägt mit einer Zaunlatte Brennesselkraut nieder.) „Worauf warten Sie? Ein paar Glimmstengel fallen allemal für Sie ab.“ (Mertens greift unter eine morsche Stufe, fummelt an einer Bohlentür herum, stößt sie auf.) „Nicht mehr ganz reiner Ozon. Aber sagen Sie selbst.“ (Mertens stolpert über einen Läufer, fegt einen Stapel Broschüren vom Tisch, reißt einen Fensterflügel auf. Er ist der Arrangeur von Vorgängen, die er eigenmächtig erfand.) „Hat unsereins nicht zu leben verstanden?“ Da stehen sie einträchtig in leicht angestaubten Regalen, die braunen Rhapsoden, Binding: „nicht Spartakisten, meuternde Matrosen, Leute der Straße —“ Will Vesper: seine rücksichtslose Strammheit, „Deutschland zu wollen, um den Preis jeden Untergangs“ Kolbenheyer: jene „Ordnungsform, die das Individuum aus seinem monadischen Kerker befreit.“ Von Scholz: „Nicht Worte sprechen soll, wer Taten spricht!“ jene törichte Selbstverleugnung, die sich den Ast absägte,



auf dem sie achtzigjährig mit verweigertem Ehrenbürger-Recht noch immer sitzt. Die Forschung der SS-Charge Johst: „Wenn ich Kultur höre, entsichere ich meinen Browning.“ „Warten Sie, ich zeige Ihnen einige Raritäten. Echte Paduas. — Hier sehen Sie besser nicht allzu genau hin. Die Turbulenz der letzten Apriltage. Kam nicht mal dazu, klar Schiff zu machen.“ (Mertens hantiert hinter einem Verschlag, klappert mit Geschirr.) „In welchem Mauseloch haben Sie überwintert? Mann, Sie haben vielleicht die Ruhe weg!“ (Mertens rückt Rohrssessel heran, improvisiert vor einem hastig verhängten Porträt einen Imbiß.) „Nicht gerade üppig, was ich aus dem Schlamassel gerettet habe. — Aber Sie stehen ja noch immer. Ist Ihnen nicht geheuer hier?“ (Mertens trägt Kerzenleuchter zusammen, schiebt den Bettler ins volle Licht.) „Müssen Sie eigentlich dieses Unikum von Mantel tragen?“ (Mertens löst den Schal des Bettlers, der aufgeheftete Davidstern kommt zum Vorschein.) „Eine hübsche Falle, die Sie mir da gestellt haben. Hören Sie, Goldstein oder wie immer Sie heißen mögen, ich mache Ihnen einen Vorschlag! Ich hätte da einen preiswerten Überzieher für Sie. Nicht mehr ganz neu, aber recht passabel. Ich verlange nichts von Ihnen, außer daß Sie hergehen und diese häßliche Schabracke an den Nagel hängen.“ (Mertens rückt mit einem Hammer an und schlägt Haken in die Wand.) „So und nun Schluß mit dem Mumpitz, Alter! — Der Überzieher stammt übrigens aus unserem Familienbesitz. Ich sage Ihnen, auch unsereinem wurde nichts geschenkt. Glauben Sie, ich hätte alles gebilligt? Aber bricht nicht schon die Bibel den Stab über Sie? Konnten Sie nach all dem noch mit Schonung rechnen?“ (Mertens zeigt den Juden einmal von vorne und einmal im Profil, dreht und wendet ihn wie eine Rarität auf einer Auktion für Sammler.) „Welches Geständnis fordern Sie von mir?“ (Mertens macht sich an einem Sekretär zu schaffen.) „Kommen Sie, ich werde Ihnen nichts verheimlichen!“ (Mertens blättert in einer handgeschriebenen Kladde.) „Genaue Daten, exakt geführt. Ich war ein loyaler Gefolgsmann, wenn Sie so wollen: ein getäuschter Patriot. — Was sehen Sie mich so bescheuert an? Ich war Dozent für neuere Geschichte. Glauben Sie, daß sie die Schulen wieder öffnen werden? Man kann mir doch nicht verwehren, zu unterrichten! — Aber so legen Sie doch endlich diesen schrecklichen Mantel ab...“ (Mertens klappt das Oktavheft zusammen, schiebt die Fleißarbeit in lesbarem Sütterlin in den Sekretär zurück, rückt mit einer Flasche Mosel und zwei Zahnputz-Gläsern an.) Was aber nun? Was hatte er vorzuweisen? Den sinistren Monolog dieses Schrittmachers, Spurhalters, Speichelleckers, einen Nachsatz in Klammern und Anführungsstrichen. Gescheitert sein Vorhaben, eine Parabel zu schreiben gegen Vergeßlichkeit und Verstocktheit. War nicht auch er versucht worden, Vergangenheit mundtot zu machen mit einem Gedächtnis, das die Hochfeste tausendjähriger Schrecken mit familiärem Schwachsinn datiert? Kristallnacht achtunddreißig: „Klein-Ottos Augenzähne machen sich bemerkbar —“ Massaker in Kiew einundvierzig: „Klein-Ernas Verlobter auf Abstellurlaub —“ Warschauer Ghetto dreiundvierzig: „Klein-Ottos

erster Schultag —“ Niederschlagung des Aufstands: „Klein-Ernas Verlobter zum Unterscharführer befördert —“ Hatte nicht auch er in seinem Kleinmut gesagt: ich hätte da einen preiswerten Überzieher?

Jetzt erst, nach Jahren, wäre Mertens in der Lage gewesen, die Kommentare dazu Klammer für Klammer nachzutragen, verständlich zu machen Lebensläufe und Steckbriefe verschwägerter unbußfertiger Mitläufer, in einem unehrenhaften Nachruf auf Michel Hans oder Hans Michel, nachzuzeichnen glaubhaft den Auftritt des Bettlers, der seinen Mantel vom Haken nimmt und wortlos hinausgeht: Schaalu Schlom Jehuda Sabbatai Zwi...

## XII

Mit dem Ehrenkodex der Notgemeinschaften, der Verbraucherringe, der Fachschaften rückten an „Die Garanten eines störungsfreien Konsumstrebens“. (Kants kategorischer Imperativ samt seinem gestrinten Himmel unter dem Glassturz.) Mertens siedelte unwillig zwischen Alteingesessenem, Hergebrachtem, Überkommenem. Er mißtraute diesem Speckansetzen im Windschatten der Geschichte, beobachtete argwöhnisch diese Mentalität der Sappenköpfe und Igelstellungen. Ein Ausdruck überanstrengter Aufmerksamkeit lag in seinem Gesicht. Verdrängte Schlafsucht blies wie ein dösender Wal. Verbrauchte Atemluft staute sich zwischen dem Schulmobiliar. Er verriet Züge von Abwesenheit, sank mitunter kopfüber weg, gemästet mit Verzweiflung.

Mertens sah, daß das Leben nach einem eingespielten Schema ablief, nach Regeln, die nicht vergessen, die aus der Übung gekommen waren. Man war sich über Tisch und Bett hinweg rasch einig geworden. Man erkannte sich an Narben, die nicht aus dem Krieg herrührten, an Narben, mit denen man in ihn eingetreten. Es waren die alten Verstrickungen. Wo der Knoten am Tage Null durchhauen wurde, knüpfte man unbedenklich wieder an. Die gleiche Stimme, die jetzt von Wasserständen und einer Kaltluft-Front spricht, einmal sprach sie von Kesselschlachten, Frontbegradigungen und Verbrannter Erde. Der Tonfall dieser Stimme eines Cherubs, die den Dauerton der Sirenen überlebte. Das Leben ging weiter, weiß Gott. Dieser Slogan war nicht gerade brandneu; er hatte ihn oft genug vernommen; es war die Weisheit derer, die den längeren Atem, das kürzere Gewissen und das bessere Sitzfleisch hatten. „Wir sind noch einmal davongekommen!“ Es wäre gelacht, wenn wir nicht wieder auf die Beine kämen...

Bertram aus Opladen hausierte mit katholischen Ladenhütern. Unter Nicht-Akademikern ein versierter Jesuit, setzte er der primitiven Aufgeklärtheit seiner gleichaltrigen Kumpel Lehrsätze der Kasuistik entgegen. Angehörigen des Dritten Ordens oder Kolpingsbrüdern näherte er sich mit vorsichtig dosierten Glaubenszweifeln. Er war weltoffen und wahlweise vernagelt, rückte mit dem hochtrabenden Wortschatz des gewitzten Autodidakten an. Er war debattierfreudig

bis zum Exzess, entgegenkommend bis zur Gesinnungslumperei. Unangefochten in seinem Kinderglauben, versessen auf Ungereimtheiten, war er aufsässig, abtrünnig, widerspenstig bis zur nächsten Monatsbeichte. „Die Macht des Ärgerisses der Kirche“ als Regelfall interner Kritik: „Auch das Gottesreich hat seine Zone der Sicherheit, verschonte Landstriche —“ und in Umkehrung dazu: Randzonen der Verzweiflung. „Es ist schwer, fromme Worte zu machen, wenn jemand von uns ein paar Schuhe will, die wir nicht haben . . .“ Bertram schätzte den Wechsel kaltheißer Duschen, die lädierte Heilsgewißheit, die sich aufs Glatteis locken läßt. Glaubenssätze als letzte Reserve in Planspielen, das unzimperliche Charisma gewiefter Kapläne, die rheinische Variante dazu. Was Mertens an ihm belustigte: der Aberwitz eines Säulenheiligen auf Probe, dem niemand Beweise für seine Tollheit abverlangt, die Munterkeit des Seiltänzers auf dem selbstgezogenen Kreidestrich. „Die ganze Nacht gefischt und nichts gefangen!“ Bertrams Streitgespräche verpufften wie ein Satz selbstgebastelter Feuerwerkskörper . . .

Mertens dachte nicht in den politisch-moralischen Kategorien seiner Zeit, aber er schnappte ihre Schlagworte auf. „Nichts ist tödlicher als die Gleichgültigkeit“ und: „Die einzige Alternative zum Sozialismus ist die Barbarei.“ Die „Herzenssträgheit der Selbstsüchtigen“ empörte ihn. Solange gewisse Auszüge aus den Frankfurter Heften ihm geläufig waren, formte sich sein undeutliches Mißbehagen zum Protest. Unbesehen solidarisch mit den Besitzlosen, billigte er enthusiastisch den Anspruch der Neubürger auf ihren „angemessenen Anteil“. In schönem Einverständnis las er vom Sauerteig, der „unter das Mehl gemengt wird, damit der Teig aufgeht“, und er war schnell mit ähnlich starken Bildern zur Hand und er hatte — wie bestellt — den faden Geschmack im Mund, den das „schal gewordene biblische Salz“ hervorrief. Er konspirierte zwischen der Stilkunde von Reiners und einer Anleitung fürs Handlesen folgenlos mit den „Sozialisten der Freiheit“, machte sich ungebeten Kogons Begriff zu eigen: „wache Christen in jeder Klassenlage“, bezog sein Vokabular aus Kommentaren zu Büchern, die er nicht kannte. Er begriff Denk-Systeme für die Dauer der Lektüre, sammelte Lehrstoff als poetisches Material, wechselte seine Standorte wie ein Bodenturner.

In der Springflut gestauter Oberflächen-Reize fischte Mertens nach brauchbaren Planken, siedelte auf ihnen wie ein Einsiedler-Krebs unter Seerosen in Symbiose mit angelesenen Komplexen. Wie eine weitmaschig geknüpft Reuse fing er nur, was in der Strömung sperrig dahertrieb oder querlag. Was sich an Bodensatz niederschlug, war aus den verschiedensten Sustanzen gebildet. Einiges davon sank nieder durch die eigene Schwere, anderes sackte weg, wieder anderes staute sich, dichte ein, versuppte. Lesen und Schreiben wirkten auf ihn wie eine Droge, nicht wie ein Ferment. Ein unkontrollierter Höhenrausch war die Folge, der bedenkliche Aufstieg eines Astronauten, der seinen Flug mit erfundenen Meßwerten belegt . . .

Mertens reagierte in der Regel ungeschickter als sein Naturell ihm vorschrieb. Irgendein törichtes Hemmnis rastete mit stupider Folgerichtigkeit ein, machte seine Antworten nicht banal, aber ungenau. Ungleich witzigere Varianten schossen ein, um den Bruchteil verspätet, der ihm nicht mehr erlaubte, sie an den Mann zu bringen. Dieses Nachschleppen wurde Mertens nachgerade zur zweiten Natur, als zu seinen verzögerten Reaktionen eine Behinderung seiner Stimmbänder hinzukam, die aus seiner Kurzatmigkeit allein nicht erklärbar schien. Er schob es der mechanischen Einschnürung zu, nachdem Ärzte in der benachbarten alten Garnison ihm in ambulanten Sitzungen Luftfüllungen verpaßten und er mit dem gepflegten Kriegsleiden vorerst seinen Lebensunterhalt bestritt. Hilflosigkeit also bei lebhafter innerer Motorik, Nichtkompetenz bei halbwegs gesichertem Fundus. Ohne dieses Nachziehen seiner Konturen bliebe sein Charakterbild unvollständig. Er sah sich freilich ohne diese Korrektur, nahm diese menschenfreundliche Nachhilfe nicht wahr, sah sich nackt: ein halbgarer Intellektueller . . .

Streng genommen — ihm waren sechsundvierzig nicht die Einfälle gekommen wie Geißlers Physikus. Ihm waren die Jahrgänge nicht geläufig gewesen, die mit Tannenberg oder dem Rathenau-Mord belegbar waren. Er hatte die Stammgäste nicht von ihren vollen Näpfen aufstehen heißen. Köhlers eindrucksvolles Herantreten an die besetzten Tische, sein inquisitorisches: „Dann waren Sie also in den besten Mannesjahren, als von Jagow sein Säbelregiment über Moabit verhängte?“ war ohne entsprechenden Gegenzug geblieben. Solche Fangfragen: „Wie kam Ihr Sohn ins winterliche Smolensk?“ oder: „Ihr Herr Vater ist also noch am Leben?“ waren ihm, Mertens, nicht in den Sinn gekommen. Er denkt über dieses Versäumnis nach wie über eigene Mitschuld. Mit dem Blick auf einige Makler stellt Mertens sich nachträglich die Frage des jungen Köhler: Wo hatte sich das nur verkrochen, was langschäftige Stiefel zu senffarbenen Breeches getragen? Wo war das nur abgeblieben, was sich gemästet hatte im braunen Wolfsrudel? — Hallo, Sie dort, mit dem unzeitgemäßen Schmiß auf der Backe! Fällt es Ihnen schwer, sich als Beifahrer zu verdingen, der Sie einmal Ihren eigenen Fahrer und Wichser hatten? Kommandeur einer Radfahr-Abteilung, sagen Sie? Machen Sie's halblang, Oberst! In B. lag die Außenstelle eines KZs, nicht aber eine Garnison für Radfahrer . . . Sie dort im Trachten-Janker! Höchst bemerkenswert, wie Sie Kropfzeug am Steuer dulden, das einmal brav bei Fuß ging. Nehmen Sie's als eine Art Quarantäne! Die kommen schon noch dahinter, auf wessen Dienste sie verzichten . . . Und Sie dort mit der stoßgesicherten Flieger-Uhr! Nicht leicht, was, Müll zu kutschieren, wo Sie einmal die neuesten Schlitten einflogen? . . . Und Sie dort im eingefärbten Militärmantel! Sie sehen auch nicht aus, als hätten Sie vor fünfundvierzig auf Sparflamme gekocht . . . Nachträglich überdenkt Mertens seine damalige Rolle. Was anderes hatte er getan als seine Sinne geschärft in einer Art Gesellschaftsspiel?



XV

Mertens, zurückhaltend erwartungsvoll, blieb zunächst durchaus im Rahmen, war kein Spielverderber, saß nur etwas unglücklich zwischen der „Korbacher Flamme“ und seiner Cousine, die auch einen Verwandten zwang, sie in das Vorfeld-Geplänkel offener oder versteckter Flirts einzubeziehen. Noch war sein gesellschaftlicher Eifer nicht zu bremsen. Die Bierzeitung mit ihrer Folge humoristisch gemeinter Porträts mißfiel nicht eigentlich. Sein pädagogischer Zeigefinger ragte zwar reichlich nackt aus der Wolke verblasener Distichen; aber noch fühlte er sich nicht endgültig entmutigt. Die Lachlust Roszikas drang nicht durch das verschämt beifällige Gemurmel. Die aufdringliche Essensträgerin aus Freimann, der ein aufreizender Bratenduft anhaftete, klatschte ärgerlich laut; aber dieser Beifall von der falschen Seite machte ihn noch nicht kopscheu. Noch gab es in der Topographie von Mädchenkörpern genügend weiße Stellen, die auf Landnahme warteten. Das Überangebot an Damen, die es nicht ruhig auf ihren Sitzkissen hielt, zwang auch ihn auf die Tanzfläche zurück. „Kommen's, san's net fad! Im Krieg haben's Manderln baut. Bei mir lernen's Tanzen.“ In der Zentrifuge eines rechtsgedrehten ländlichen Walzers — unterhalb der Kniekehlen merkwürdig ungelenk bei ausgesprochenen Läufeigenschaften — zeigte er vorsichtigen Charme: „Ich muß schon sagen, zwischen Kopf und Beinen ist ein ziemlicher Weg bei mir.“ Während des Eingekeiltseins zwischen schläfrig an den Ort genagelten Körpern ertappte er sich, wie er bei völliger Geistesabwesenheit starr auf das Stück Haut blickte, das zwischen einer mageren Schulter und einer hochgesteckten Nackenrolle mehlig herausah. In der Dunst-Aura schwitzender Achselhöhlen gab ein anhaltend hohes Sausen in seinen Gehörgängen Vorwarnung. Unter merklichem Stimmchwund empfahl er sich unter Hinweisen auf seine körperliche Verfassung: „Ich glaube, mir steckt noch der umgegrabene Krautacker meiner Tante in den Knochen.“

... Der Fremde in seinem zerknitterten Leinenanzug hielt sein leergetrunkenes Glas wie eine abgelaufene Sanduhr. Er hatte etwas von einem verlotterten Kellner an sich, und er drehte das umgestülpte Glas, als demonstrierte er mit Absicht den naheliegenden Zusammenhang zwischen seinem vorzeitigen Abschied und seinem Laster. Mertens schien ein anderer Zusammenhang zwingender: der zwischen verschuldeter Absonderung und sichtbarer Verstoßung, was in seinen Augen einer Erwählung gleichkam. Das schmutzige Weiß der durchknöpfbaren Jacke, die in den ausgemergelten Schultern kaum Halt fand, ließ Mertens an einen versprengten Würgengel denken, der das Bezeichnen der Stirnen als eine leere Geste zurückbehalten. Mertens kannte eine ungleich dramatischere Version: den abtrünnigen Cherub, den übermenschliches Erbarmen in die Staublandschaften des Hitzetodes getrieben. Als unterstände das längst fällige Gericht nicht mehr dem verkümmerten Arm der Justiz, sondern der Verfügungsgewalt von Engeln. Das lag, als szenische Sequenz fixiert, auf dem Papier: einzufärben den ganzen verkommenen Heerhaufen. Mertens war ein Nachläufer des Clau-

del'schen Riesen mit der Stimmkraft eines lispelnden Küsters. Er wollte Gerechtigkeit erzwingen mit den Zuchtmitteln der Apokalypse. Er verfolgte den Auftritt des Fremden mit dem gesteigerten Blutumlauf des Schwärmers, der die Eintrübung seiner Urteilskraft als Imagination ausgibt. Mit dem Auftritt des Fremden hatte sich der Aggregatzustand der Gesellschaft schlagartig verändert. Auf die Mehrzahl der geladenen wie nicht geladenen Gäste wirkte er wie ein Fieber-Erreger in einem von Exzessen geschwächten Körper. Mertens spürte hinter dem grundlosen Gelächter, das banal Anekdotisches lautstark überlappte, das Vakuum, in dem die Gespräche wegsackten wie Schnepfen nach Ziel-schüssen ...

XVII

... Mertens Bestandsaufnahme gelebter Zeit — im SPÖCKMEIER AM ROSENECK während einer Mittagspause. Nur undeutlich erinnert er sich an die Einrichtung, wagt nicht zu entscheiden, ob das altdeutsche Wandtäfer mit dem satten Nußbaum-Glanz renoviert wurde oder nur aufgebeizt. Der umlaufende Holzbord mit Zinngeschirr, der Herrgotts-Winkel mit der schönschlagenden Pendeluhr, das schmiedeeiserne Gitter vor den Stößen gestärkter Servietten — all das kommt ihm mehr als bekannt vor. Der geschnitzte Speckpater auf der Konsole, die Kellnerinnen in ihren durchsichtigen Tüllblusen — möglich, daß sie erst neuerdings auf Abruf bereitstehen. Für ihn vertritt das vertraute Interieur nach wie vor die Hochgestimmtheit jener mageren Mittagstische. Stammgäste und Pendler an diagonal gestellten Tischen. Bierfilze und Schotten-Karo unter zwölfarmigen Leuchtern. Mit wem war Mertens nicht alles zusammengekommen: mit Maurern, Zimmerleuten, Schwarzhändlern, Lohnfahrern, Dackelbesitzern? Damals saß man noch nicht zugeknöpft über Appetitanregern und Warmhalte-Kasserollen. Man war noch nicht eingefuchst auf das Ritual schwierig zu handhabender Bestecke. Nach dem Mehlkleister oder Kartoffelstampf blieb der Magen spartanisch leer. Man füllte ihn zuversichtlich mit Gesprächen von Mensch zu Mensch. Rülpsen als rethorische Äußerung war noch weitgehend unbekannt. Titel und Anreden spülte man mit einem Schluck Dünnbier hinunter. Hinterher redete man ernsthaft. Man stillte damit nicht seinen Hunger, wohl aber seinen Wissensdurst. Nicht die formierte Gesellschaft Erhards saß zu Tisch, sondern eine „klassenlose Gesellschaft von Verlierern“. Der Schuh drückte noch und war nicht Sache der Orthopäden ...

... Mertens im halbzerbombten BÖGNER-Ausschank, büffelte über einer Portion Roter Grütze „Knickszahlen für Säulen mit beliebigem Querschnitt“. Ein vollgefressener Mann saß ihm gegenüber, kein Beutedeutscher und auch kein Schützling der UNRRA, der fiel (frei nach Richter), aus Gottes Hand, obwohl er keine drei Straßen weiter zuhause war. Über den ‚Saufraß‘ schimpfend, saß er vor seinem halbgeleerten Teller — Mertens mußte an sich halten, um nicht



gierig nach dem Suppenrest zu schielen. Ein Schrank von Mann im knarrenden Leder, Zahnstocher im Goldplomben-Gehege, faselte er großmäulig von ‚ehrlichem Start und Neubeginn‘. Mertens, eigensinnig dagegen, schwafelte von der Faszination brennesselüberwucherter Trümmerhalden. (Immerhin kannte sein bemühter Sarkasmus das Gegengewicht schwerer körperlicher Arbeit.) Versöhnt und auf ungewohnte Weise belustigt, kam Mertens der Einfall: daß sie wohl beide ihren wohlerwogenen Anteil am Wiederaufbau leisteten: er, Mertens, auf Reißböden und fliegenden Gerüsten, der Großprotz auf seinem Stammplatz in den MATHASER-Hallen. Mertens erriet die Branche, in der der pfiffige ‚Aufbauwillige‘ tätig war, auf Anhieb. Die Gorilla-Arme waren mit geschmuggelten Schweizer Uhren geradezu beringt. Mertens, schmunzelnd vor soviel Heuchelei und gesunder Robustheit: „Es gibt den Hungerlohn im Akkord und es gibt Verdienstspannen durch Nichtstun“, und als der Vielbeschäftigte aufstand und im Hinausgehen der Kellnerin einen Schein auf die Hinterbacke klebte: „das freie Spiel der Kräfte — hier mästet sich’s und kennt nicht einmal Schamröte.“ Mit barbarischem Vergnügen überhörte Mertens den Kommentar einiger Zimmerleute zum uralten Menschheits-Thema: „Der hat mancher Jungfer einen unters Hemd gejubelt“, gab sich über vermischten Nachrichten geniert den Anschein, als verstünde er nicht die Baubuden-Poesie gewisser Ausdrücke: „Fickt sich ins Knie und kann nicht auf Drei zählen!“ oder: „Die schieben vielleicht eine ruhige Kugel!“ An diesen Tischen wurde reichlich Gebrauch gemacht von der wunderbaren Fähigkeit, die den Menschen vom Tier unterscheidet. Nach einem Jahzwölft stummer Kreaturen das ungebundene herrliche Sprechen . . .

Damals, er hatte sich manches notiert, was zwischen aufgestützten Ellbogen und tabakverfärbten Bärten über läppriges Gesöff hin beziehungsreich gesprochen wurde: „Jessas, ham mir a Massel g’habt, Manderleit, mir derpacken’s, mir kemma wieder auf d’ Pfüß —.“ Dagegen ließ sich zunächst wenig einwenden, solange nackte Notdurft im Bettelsack mit ihnen zu Tisch saß. „Zörscht woll’n mir schau’n, daß mir a Dachel übern Kopf kriega, nocha machen mir a Bittgangel nach Altötting —.“ Die Pfiffigkeit mancher Dialekt-Äußerung: „Zuerst kommt das Fressen und dann die Moral!“ ging ihm freilich gegen den Strich. Nicht weil er akademischen Ehrgeiz in sich großzog, verärgerte ihn die Redensart: „A richtigs Trum G’selchts ist mehr wert wia’s pfundigste Diplom“, sondern weil der kaltschnäuzige Ausspruch ihm bewies, daß es Hamsterlager und gehortete Bestände gab. Das empörte ihn, weil es Ansätze erstickte, weil sich jener Biedersinn breitmachte, der über das Überwintern hinaus Einigeln als Methode übte. — Über einer Portion Lungenhaschee beargwöhnte er die vielgehörten Sätze: „Wir alle, ohne Ausnahme, sage ich, tragen das Prisoner of War auf dem Drilllich. Unsere Ehre heißt jetzt nicht Treue, sondern Spitzfindigkeit. Schwachsinn, wer seine Karten aufdeckt! Ein Trottel, wer seinen Lebenslauf nicht ein wenig frisiert —.“ Dagegen ließ sich nicht leicht angehen. Diese Mentalität kannte er aus den Gefangenen-Camps am Niederrhein. „Der Amerikaner

ist unser Vormund und unser Büttel. Mag er zusehen, wie er uns hinter die Schliche kommt. Laßt uns erfinderisch sein im Verschweigen der Wahrheit! Mit ein wenig Mogeln verschaffen wir uns eine weiße Weste —.“ Die Solidarität der Habenichtse, unterwandert vom Hochmut der unverbesserlichen Landsknechte. — Es gab Spielarten und Schattierungen dieser Unbelehrbarkeit: „Warum gehen Sie eigentlich in Sack und Asche? Wissen Sie, grundsätzlich, ich habe etwas gegen diesen Sühne-Komplex, der jetzt in Mode kommt. Einmal die Klapperbüchse vor die Schmerbäuche gehalten, laß’ ich mir noch gefallen —.“ — „Mann, ich bin auch dafür, daß die armen Teufel von Dachau was zum Futtern zwischen die Zähne kriegen. Laßt uns nach bewährtem Muster sammeln wie zu Adolfs Zeiten —.“

Mertens, hellhörig und schweigsam, fing manches geflüsterte Wort auf: „Haben Sie es gehört? Die Wiedereinstellung „nomineller“ Nazis ist beschlossene Sache. Die schaffen zum Ausgleich einfach neue Dezernate —.“ Er fischte Glossen aus dem Lokalteil der SÜDDEUTSCHEN, zerlegte sie für den Eigenbedarf: „Monarchisten zimmern die weißblaue Bühne — Wittelsbacher wittern Morgenluft — Bayern pocht auf seine Hoheitsrechte — anstelle der repräsentativen die plebiszitäre Demokratie —.“ Er schnappte Anekdoten vom Stammtisch auf, verkniß sich bei der Bemerkung: „Der Xaverl war früher nicht ‚dafür‘ und nicht ‚dagegen‘, weshalb er als politisch einwandfrei gilt —“ das Lachen, lernte die gewohnheitsmäßigen Seufzer: „Mir san vielleicht beieinand, sag’ ich Ehna. Mir san vielleicht beieinand —“ von denen gewisser Pensionäre unterscheiden: „A Zucht ham mir wenigstens g’habt!“ Er sah amüsiert zu, wie sich die Honoratioren auf ihren reservierten Plätzen die Molke stauchen ließen, hörte tiefschürfende Bekenntnisse bei Laucheintopf: „Jetzt hoast’s staad sei. An Depp’n werd’ i macha und umschulen —“, erfuhr Beiläufiges von Pendlern: „Die betteln noch einmal um jeden SS-Mann mit Osterfahrg.“ Es gab Beispiele von Uneinsichtigkeit und Beweise von Aufrichtigkeit: „Als kleine Fische sind wir durch die Maschen geschlüpft. Täuschen wir uns nicht: man wird uns wieder einfangen — zum Ersatz für die entwischten Hechte . . .“ Satzrelikte, das imaginäre Verhör vor ausgesetztem Schiedsspruch. Hatte ihr Vergessen wenigstens ein würdiges Objekt?

## Friedrich Hitzer „Jedem das Seine“

*Ein Schriftsteller in der Provinz.*

Er ist Schriftsteller und wohnt in der Stadt. Die Umgebung — würde der Heimatdichter sagen — ist lieblich und dennoch herb. In Schwabens Oberland gibt es Hopfen und Spargel, Äpfel, Birnen und Zwetschgen. Man trinkt immer noch fast soviel Most wie Coca-Cola, wählt CDU (75 Prozent und noch mehr) und glaubt so fest an den Herrgott wie man mit dem Geld rechnet. Die Stadt wirtschaftet solide und ihr Schriftsteller ist Platzanweiser im Kino: seit April 1966 kann Josef W. Janker mit einem Stundenlohn von 3 DM rechnen, wenn er jeden Abend die Ravensburger zu den Plätzen des Burgtheaters bringt. Für dieses Entgelt verwaltet der Schriftsteller auch die Schaukästen des Ravensburger Kinos.

Verschnörkelt und etwas barock sind Jankers Geschichten wie die seines Nachbarn Martin Walser in Friedrichshafen. Allerdings zeigt sich Janker in seinen Texten weniger von dem kleinbürgerlichen Katholizismus geplagt als Walser, der sich wohl mit Hilfe der Beschreibung von Nebensächlichem zu schützen versucht. Janker rückt Hauptsächlichem zu Leibe und beim Lesen seiner Texte bangt man um den Menschen, der seine Zerbrechlichkeit gegenüber Erfahrungen zu erkennen gibt, die alle Grenzen des Oberlands gesprengt haben. Janker stellt sich einer Realität, die ihn seit jenen Tagen umzingelt hat, als er von Ravensburg nach Rußland geriet — zwischen die Feuer des Krieges. Wieder in Ravensburg, entdeckte er mit den Jahren, daß solche Feuer nicht von selbst entstehen, sondern von Brandstiftern gelegt werden, die nach wie vor zäh und mächtig sind.

Erinnerungen sind Jankers Waffe gegen eine Umwelt, die Geschichte vergessen will. Diese Umwelt ist nicht unsere kleine Stadt, die den Stoff für die Chronik eines Jahrzehnts lieferte, so wie sie das für den Schriftsteller des 19. Jahrhunderts getan hätte. In dieser kleinen Stadt kämpft ein bemerkenswerter Autor nicht nur um seine Existenz, sondern er attackiert auch Erscheinungen einer ganzen Gesellschaftsordnung. Der Publizist Janker probt in Ravensburg Proteste, die ihm auch in Hamburg oder München kein Lob einbrächten. Das ist nicht

Friedrich Hitzer: „Jedem das Seine“

Provinz als Schicksal. Das ist die Biographie in der Provinz als Übertreibung einer ganzen Gesellschaft der Restauration. Ereignisse einer „Chronik“ der Jahre 1965/66 sollen Beispiele dafür sein.

Im August 1965 schrieb Janker einen Artikel über Wilhelm Pleyers Ravensburger Lesung, die von der NPD veranstaltet worden war. Der politische Sachbearbeiter der „Schwäbischen Zeitung“ hatte zunächst zugesagt, den Beitrag als Leserbrief zu veröffentlichen. Janker schrieb unter anderem: „Pleyer, Träger des Deutschen Volkstumpreises 1941, Verfasser eines Huldigungs-Gedichts an den Führer, in über achtzig Versammlungen gefeiert, braucht sich dieser Hundertschaften strammer Anhänger, die er der NPD geworben hat, wahrlich nicht zu schämen; mühelos füllten sie schon jetzt die Niedersachsen-Halle, und die Handvoll Opponenten käme rasch ins Gedränge. Pleyers Maximen, von einem Publikum, das behaglich angewärmt, in Ravensburg zwei Säle füllte, wurden mit sichtlichem Beifall aufgenommen — einige dieser völkisch angeheizten Kernsätze seien kommentarlos wiedergegeben. ‚National-sozial, nationalsozialistisch. Das ist nur eine Vokabel.‘ — ‚Auch ohne Hitler wäre der Anschluß gekommen.‘ — ‚Es braucht eine Gesinnung, die schon vor Hitler da war, keineswegs mit dem Diktator zu verschwinden.‘ — Wahlkreisbewerber Armbruster rief in seinem Schlußwort: ‚Ich kenne bloß Deutschland und sonst nichts auf der Welt.‘ — Man muß auf die ersten unmerklichen Anzeichen achten. Die großen Veränderungen treffen uns ja doch im Schlaf an.“

Die Redaktion der „Schwäbischen Zeitung“ rechnete offenbar mit dem Schlaf der Leser, die die NPD beim Lesen der Zeitung nicht merken sollten: entgegen dem Versprechen wurde Jankers Zuschrift nicht publiziert. Die Redaktion schrieb dem Autor: „Sie werden verstehen, daß es völlig unlogisch gewesen wäre, in der Rubrik ‚Briefe an die Redaktion‘ Kritik an Veranstaltungen zu üben und damit auch Informationen über Veranstaltungen zu veröffentlichen, während wir im redaktionellen Teil die Versammlungen der Splitterparteien nicht beachtet haben.“

Was der „Schwäbischen Zeitung“ billig war, blieb den politischen Redaktionen der überregionalen bürgerlichen Presse lange genug teuer: die NPD wurde solange totgeschwiegen, bis sie 1966 ihre Wahlerfolge in Hessen und Bayern verzeichnete. Der Erfolg der Rechtsradikalen provozierte Stellungnahmen, die bis dahin hinter demokratischen Phrasen versteckt worden waren.

Pleyers „Dichterfahrt durch Kampfgebiete“ — wie Jankers Überschrift des unveröffentlichten Beitrags lautete — wurde durch das Referat des rechtsradikalen Marathonredners Kurt Ziesel ergänzt. Janker fühlte sich herausgefordert und schrieb unter anderem: „Wer am vergangenen Samstag im großen und kleinen Saal des Hotels ‚Waldhorn‘ die eindrucksvolle Zahl von Zuhörern erlebte, konnte sich über die erstaunliche Wirkung jenes schlichten Handzettels wundern, mit dem die Arbeitsgemeinschaft Katholischer Organisationen für Ziesels Referat geworben hatte. Kurt Ziesel, Schriftsteller, wie er sich ohne Präention



vorstellte, Strauß-Intimus. Weder rechts, wie eine ‚gewisse Presse‘ verleumderisch behauptete, noch links (da sei Gott vor!). Ein gemäßigter Radikaler also? Ein aggressiver Konservativer? Ein bedeutender Publizist? — Wer die Reaktion auf diese zweistündige Lektion in Demagogie erlebte, wer die ehrliche Bestürzung gewahr wurde, die sich in konfusen Zwischenrufen Luft machte, wer Zeuge wurde, wie sich braves katholisches Fußvolk hintergangen, übervorteilt sah vom ‚Meinungsterror‘ der ‚Massenmedien‘, dem *mußten* Bedenken kommen. Ich war wohl doch einem Irrtum aufgesessen. Von den eigenen Kollegen verdummt und hinters Licht geführt. Nichts als Schund und Schmutz gelesen. Meine eigene politische Meinung nichts als ein schwaches Echo jener ‚bonnfeindlichen‘ und ‚moskauhörigen‘ Literaten, die unser ‚nationales Prestige‘ im Ausland ‚diffamieren‘. Meine Geschichtskennntnis schlagend mit Fakten aus erster Hand widerlegt. Mit zwei Nebensätzen die deutsche Gegenwarts-Literatur desavouiert . . . Was mag in den Köpfen der ehrenwerten Zuhörer in diesen zwei Stunden alles ausgeräumt worden sein? . . . hier klatschte nicht ein wachsames, gewitzigtes Publikum, sondern eine uniforme Gefolgschaft. Ein instinktlos gemachtes, verführbares Wahlvolk applaudierte — einem Schriftsteller, der in eigener Verantwortung spricht? Nein, einem Wahlredner der CDU, einem Verfechter des ‚kleinen Übels‘, einem Demagogen.“ Jankers Beitrag wurde dieses Mal abgedruckt: der Proporz von rechts war sichergestellt. Hatte die „Schwäbische Zeitung“ für einen Bericht über Pleyer bei der NPD keine Verwendung gehabt, so war nun für Beschimpfungen Jankers in den Spalten des Blättchens genug Platz eingeräumt worden: „Es ist zu verstehen, daß Janker sich angesprochen fühlte, als seinem Busenfreund Grass und all den anderen die Maske vom Gesicht gezogen wurde.“ — „Einige Literaten und Schreiber machen sich die ‚Bewältigung der Vergangenheit‘ leicht . . . Kurt Ziesel verhält sich als ‚lästiger‘ Ausländer sauberer als mancher deutsche Intellektuelle, der sich lieber das Honorar für ‚Leistungen‘ von ehemals Chruschtschows, von Gomulkas und Ulbricht zahlen lassen sollte statt aus dem Fond der Radio- und Fernsehgebühren . . .“

In einer solchen Umgebung wird der Schriftsteller mürbe, und wenn Janker aus der Stadt ausbricht, erinnert das an einen Aufbruch zu Entdeckungsfahrten. Doch — wo er auch hingerät, findet Janker die Haltungen, die ihn zwischen die Feuer des Krieses getrieben hatten.

Vor drei Jahren bezahlte ihm die deutsch-afrikanische Gesellschaft ein Stipendium für eine Reise nach Afrika. Das Ergebnis dieser Reise waren die „Notizen von einer Safari“. Als wäre es die Jungfernfahrt eines Europäers gewesen, lieferte uns der Autor über weite Strecken seines Berichts die Beschreibung maleischer Naturszenen, die an das Filmszenarium eines bunten Afrika-Streifens erinnern: „Laubbäume mit dichtem Blätterdach über einem Arrangement von Sesseln. Schilfinsel in einem Teich, von einer Schicht rostroter Algen überzogen. Die Morgenbrise hält die Randzonen frei. Der schmale Streifen stehenden Gewässers täuscht Tiefe vor. Unter dem Maschengitter des Laufgrabens stämmiger

Riedbock; nicht einmal die Schweißhunde des Hausherrn trauen seiner angeblichen Sanftheit. Sanft und vertrauenerweckend dagegen das große Kudu mit seinen Ohrlöffeln. Aufgehängt wie vorweihnachtlicher Baumschmuck, die kunstvollen Nester der Webervögel.“

Zu der Schilderung der Natur mit den Augen eines Unbefangenen, der von der Exotik einer von der Industrie unberührten Landschaft tief beeindruckt ist, kommt eine Sehnsucht nach der verlorenen Utopie, nach Harmonie, nach dem „Paradies“. Freilich gehört Janker nicht zu denen, die damit ein Übriges zur Kulturkritik über die „böse“ Technik beitragen wollen, wenn sie die „Unschuld“ und „Schönheit“ der Natur feiern. Die Harmonie des Bildes nimmt eine Bedrohung vorweg, die in der Haltung der Safari-Gesellschaft zum Ausdruck kommt. „Die beschäftigungslosen Jäger sitzen vor dem Kamin, der jetzt auch tagsüber geheizt ist, erzählen sich Anekdoten, zu denen ich Aphorismen beisteuere, die ich freilich für mich behalte.“ Janker behielt die Aphorismen nicht für sich, sondern veröffentlichte sie in seinen Notizen über die Jagd der weißen Jäger in Afrika: „Sprich einen Jäger an und er wird dich als Wild ansprechen.“ — „Man tötet ein Tier nicht, man trägt ihm einen Schuß an.“ — „Die Leidenschaft des Jägers ist eine Passion, die des Trinkers ein Laster.“ — „Der Henker ist mit dem Auswählen der Stricke länger beschäftigt als mit dem Hängen selbst.“ — „Naturrecht geht vor Menschenrecht und: Der Mensch ist die Krone der Schöpfung.“ (Benn sagte es anders.) — „Das Jägerlatein ist der Klartext zu einer Messe, die mit Gewehren zelebriert wird.“

Auf diese Notizen, die am 24./25. Oktober 1964 in der Süddeutschen Zeitung erschienen waren, schoß Dr. F. A. Beck in Heft 1/66 der Jagdzeitschrift „Die Pirsch“ mit dem Artikel „Eine ungewohnte Form der Verleumdung“. Dr. Beck zielte auf ganze elf Zeilen eines Berichts, der eine volle Feuilleton-Seite der SZ füllt: die sechs beiläufigen Aphorismen Jankers hatten den Jäger aus seinem deutschen Hochstand aufgeschreckt. Beck versuchte die Aphorismen mit folgender Argumentationsweise zur Strecke zu bringen: „Ahnungslose Ignoranz: daß das Jägerlatein die Schändlichkeit des Jägertums offenbart. Jägerlatein ist die Mythisierung eines nüchternen Geschehens durch das seelische Erleben im Jäger, etwa wie ein Dichter eine profane Begegnung durch seine Aussage in die Sphäre des Künstlerischen erhebt.“ Eine „Trophäen-Sammlung von Verbal-Injurien“ (Janker) wimmelte Becks Aufsatz von Aussagen wie — „Wie dumm und arrogant muß man sein, um zu wagen, so etwas auch noch zu publizieren!“ — „Das ist unverschämte ehrabschneiderische“ — „Verschlagenheit des Autors“ — „infernalischer Trieb zur grenzenlosen und gewissensbaren Schmähung“. Becks Schüsse auf den scheuen Chronisten der Safari ließen es indessen nicht zu einem Prozeß kommen, den Janker wegen Beleidigung der Person hätte anstrengen können. Die Sache endete mit fünf Leserbriefen in der „Pirsch“.

Anton Graf von Wengersky schrieb dem „hochgeschätzten Mitarbeiter“ der illustrierten Jagdzeitschrift Dr. Friedrich Alfred Beck: „Kein Artikel, er mag so



arg sein wie nur möglich, rechtfertigt . . . die von Ihnen verwendeten Bezeichnungen für seinen Autor.“ Der Graf rügte seinen Kollegen von der Jägerei nicht in der Sache, sondern in der Methode. Der Artikel Jankers hätte, so der Graf, eine „wirklich scharfe Attaque“ verdient. Auf den kurzen Brief des Grafen antwortete der Akademiker in einer langen philosophisch-persönlichen Rechtfertigung. Allein die folgenden Zitate aus Becks Brief erinnern an die späte Liebedienerei des Untertanen Diederich Heßlings vor dem Präsidenten von Wulckow: „Als ich die ‚Hundejahre‘ von Günter Grass las, erstaunt und erfreut, solcher stilistischen Kunst zu begegnen, zerschlug sich meine zunehmende Begeisterung genau in dem Maße, wie mir die Inkongruenz von formaler Leistung und Substanz aufstieß, um schließlich eine grimmige Stimmung in mir wachzurufen, als ich die anmaßende, aller Kenntnis und Sachlichkeit entbehrende Persiflage auf Martin Heidegger las, dem wir ein existentielles Bewußtsein verdanken, das alle Täuschungen, durch die wir uns über die Krisis unserer Zeit hinwegsetzen, zerschlägt.“

„Ihre Philippica wider meinen Aufsatz achte ich als Ihre Überzeugung nicht nur, sondern möchte Ihnen dafür noch meinen aufrichtigen Dank sagen, denn schöpferischer und tragender Kontakt zwischen Menschen ist nur in der unverstellten Begegnung möglich.“

„Wir Jäger sprechen eine offene Sprache. Wir sind glücklich im Revier der Welt in ihrer unmittelbaren, unverbildeten Natürlichkeit zu begegnen.“

„Wir nennen Freund Freund und Feind Feind. Wir sind für jede offene Gegnerschaft dankbar. Ihr können wir mit offenem Visier begegnen.“

„Versagen wir uns diesem Auftrag, dann dringt ein zersetzender Geist unaufhaltsam und heimlich in unsere jägerische Welt, die ja noch von vielen anderen Seiten bedroht ist.“

„Sie berichten von Ihrer edelmännischen Erziehung, die, generell gesehen, viel Großes und Gutes wirkte, wobei ich mich meines Großvaters mütterlicherseits erinnere: eine stille, besinnliche, introvertierte Natur, ein Mann, von dem meine Mutter mir erzählte, daß ein trauriger Blick aus seinen Augen die randalierenden Kinder schneller zur Raison gebracht habe als das laute Schimpfen seiner Frau. Und doch habe ich ihn selbst, wenn es um entscheidende Fragen, ihm wichtige Werte ging, zornig und bebend erregt gesehen und beobachtet, wie er mit wildem Ernst und grimmigem Zorn seine Welt verteidigte.“

Als dritte Stellungnahme wurde Anton Graf von Wengerskys Schreiben abgedruckt, der sich bei Dr. F. A. Beck für „den lesenswertesten Brief“ bedankte.

Der vierte Brief war Jankers Antwort; Janker stellte fest, daß er nicht die „Gesetzes-Tafeln klassischer Rotwild-Jagd“ angegriffen habe, sondern das „Herren-Dasein weißer Jäger“, die „größtenteils traditionelle Feudal-Kaste“ und die „Neureichen“.

Im darauffolgenden Heft (8/66) druckte die „Pirsch“ die „abschließende Stellungnahme“ des Dr. Beck zu Janker ab, der unter anderem schrieb: „Ich konnte

nicht wissen, daß Sie mit Ihrem Ausspruch jene anarchistischen Freibeuter anvisierten und treffen wollten, die in allem Getier nur ein Objekt ihrer undisziplinierten Leidenschaft sehen, einer zügellosen Triebhaftigkeit, durch die sich ihre Vertreter als souveräne Herren demonstrieren . . .“

Beck hätte das wohl wissen können, denn das war der Inhalt von Jankers Bericht über die Safari gewesen. Was immer den Dr. Beck dazu veranlaßt hatte — die Rüge des Aristokraten oder die Angst vor dem bürgerlichen Richter — hier gab er sich nun versöhnlich, zumindest dem Schein nach, denn Beck meinte nach wie vor, die „der Selbstgefälligkeit schmeichelnde Kunst“ habe Janker „zu einer seltsamen Logik“ geführt. Welche Logik meinte Dr. Beck? Meinte er etwa, daß seine Reaktionen auf die „Notizen von einer Safari“ genau jener Haltung entsprachen, der Janker in Afrika auf die Spur gekommen war? Dr. Beck konnte nur bestätigen, daß Janker zu Recht die sprachlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge der Safari-Gesellschaft aufgedeckt hatte.

Hier tafelten die Reaktionäre in der Steppe: „Da saß er, der Professor, und hielt Hof. Jagdliebhaber, Tiermaler, preußischer Staatsrat. ‚Ich hatte nur den Reichsmarschall über mir.‘“ Dort tobte sich in der „Pirsch“ ein passionierter Jäger aus, dessen Mystifizierung der Jagd nicht das Gewerbe selbst, sondern eine weltanschauliche und politische Haltung denunzierte. Das Wörterbuch des Unmenschen war zur Bibel geworden.

Die Henker sprechen kein Jägerlatein, aber das Jägerlatein des Dr. Beck benutzt die Sprache der Henker. Es mutet gespenstisch an, wie hier ein bestimmter Jäger sein Wild witterte. Der Dr. Beck aus Gräfelfing schrieb lakonisch: „Der uns verleumdende Opponent mag sich getrost zum Getier rechnen — *jedem das Seine!*“ Die Erfinder der Inschrift des KZ Buchenwald gebrauchten dieselbe verschlammte, hochtrabende Sprache eines heruntergekommenen Idealismus. Jankers Pech mit der Politik ist jedoch nicht auf die Redaktion der Provinzzeitung und der Jägerzeitung beschränkt.

Während des Frankfurter Auschwitz-Prozesses publizierte Horst Krüger im „Monat“ einen Aufsatz mit dem Titel „Im Labyrinth der Schuld“. Krüger reflektierte darin über die „letzte Chance“ — den „Tätern und ihren Opfern“ sei nicht länger „als Standbilder des Schreckens oder des Leidens“ zu begegnen, sondern als „Mensch wie du und ich“.

„Marcel von der Hamburger ‚Zeit‘, die privatere Hälfte des renommierten Auguren-Gespans“, schrieb Janker, „hat für Krügers Aufsatz geworben“ und „die Frage gestellt: ‚Gehören sie‘ (die deutschen Schriftsteller) zu jenen, die zu decken, oder zu jenen, die aufdecken?“ Janker fühlte sich herausgefordert, aber die Leser jener ominösen Wochenzeitung konnten Jankers Stellungnahme nicht nachlesen. Die „Zeit“ druckte lediglich die Stellungnahme Hubert Fichtes ab; Jankers Artikel „Mit Verlaub, Auschwitz . . .“ wurde abgelehnt. War es so uninteressant, was Janker geschrieben hatte? Oder war Marcells Frage lediglich an Autoren gerichtet, deren Position der „Zeit“ paßte?

Friedrich Hitzer: „Jedem das Seine“

Der öffentliche Charakter folgender Autoren-Biographie rechtfertigt einen längeren Auszug aus Jankers Artikel:

„Das Gewissen der deutschen Poeten auf das ‚Gewissen eines Grass, Richter, Krolow, Bobrowski‘ einzuengen, scheint mir — diese vier Gewissen in Ehren — unzulässig zu sein. ‚Die allgemeine Scheu vor Bekenntnissen und Manifesten.‘ Ich glaube, der Prozeß in Frankfurt sollte diese verständliche Scheu, die ich teile, wenigstens einmal außer Kraft setzen. ‚Wie sollte er‘ (der deutsche Schriftsteller als zoon politicon) ‚anderes zuwege bringen als wohlmeinenden Dilettantismus?‘ Fichte unterschlägt meines Wissens eine ganze Reihe von Schriftstellern. Gut, Lettau paßt sicher sehr viel besser in ein germanistisches Seminar als in eine Wahldebatte. Aber Johnson, Walser, Enzensberger ... daß Bonns Parlamentarier nicht gerade begeistert wären, spricht nicht gegen die Genannten. ‚Warum schickt man keinen Schriftsteller zu diesem Prozeß?‘ Einverstanden, Grass zu den Olympischen Spielen, Walser zum Prozeß nach Frankfurt. ‚Dazu kann der Schriftsteller beitragen, in dem er, ein politischer Dilettant‘ (mit Einschränkung, lieber Fichtel), ‚unvorsichtig‘ (das mag zutreffen. Vorsicht ist nicht die Mutter der Literatur, um ein vulgäres Sprichwort abzuwandeln), ‚durch Zeitungslektüre kaum genau unterrichtet‘ (Parlamentarier dürften da wohl im Vorteil sein), ‚genauer den Polizisten auf der Straße beobachtet‘ ... Doch Spaß nun wirklich beiseite! Fichtes ernsthafte Bedenken und Kümmernisse teile ich und ich unterschreibe mit vollem Namen, daß das ‚Bewußtsein von dem, was geschah, nicht einschlafen darf. Millionenfache Morde gehören nicht in das Unterbewußtsein eines Volkes.‘

In diesen Anschauungsunterricht der vergangenen zwei Jahrzehnte, von denen Fichte spricht ‚die Kenntnisse nahmen zu, das Grauen, das Unvermögen, zu verstehen‘, teilen wir uns gewiß mit so manchen Kollegen und Zeitgenossen. Da ich wesentlich älter bin (Jahrgang 22), gehört der Ausgangspunkt dieser Schrecknisse nicht nur zu meinen Kenntnissen, sondern zu meinen Erfahrungen — der nie verwundene Schock: In den Apriltagen 45 führen die Amerikaner deutsche Gefangene vor eine Plakatwand. Amerikanische und britische Kameramänner hatten in den befreiten KZ's gefilmt. Eine Montage scharfbelichteter Schwarzweiß-Photos stürzte auf mich herein. Eines dieser Photos sehe ich noch heute vor mir: Ein Bulldozer schiebt einen Berg Leichen auf mich zu. Gardelegen. Treblinka. Frühjahr 46 der SS-Staat von Kogon und das ‚Siebte Kreuz‘ der Seghers in Zeitungsformat. Erste Lektüre, die weitere Arsenale des Schreckens entleert. Später der Streifen: ‚Nacht und Nebel‘, der das Bewußtsein der eigenen halben Schuld verlängert für ein Menschenalter. Celans ‚Todesfuge‘, Dostojewskijs ‚Aufzeichnungen aus einem Totenhaus‘, das zwölfmalige Spießrutenlaufen durch ein Spalier von tausend Mann: Lagerschrecknisse, um nahezu hundert Jahre vordatiert. Dann der ‚Stroop-Bericht‘ über den Warschauer Aufstand: Familienalbum der Henker in Sütterlin. Borowskis ‚Steinerne Welt‘ mit

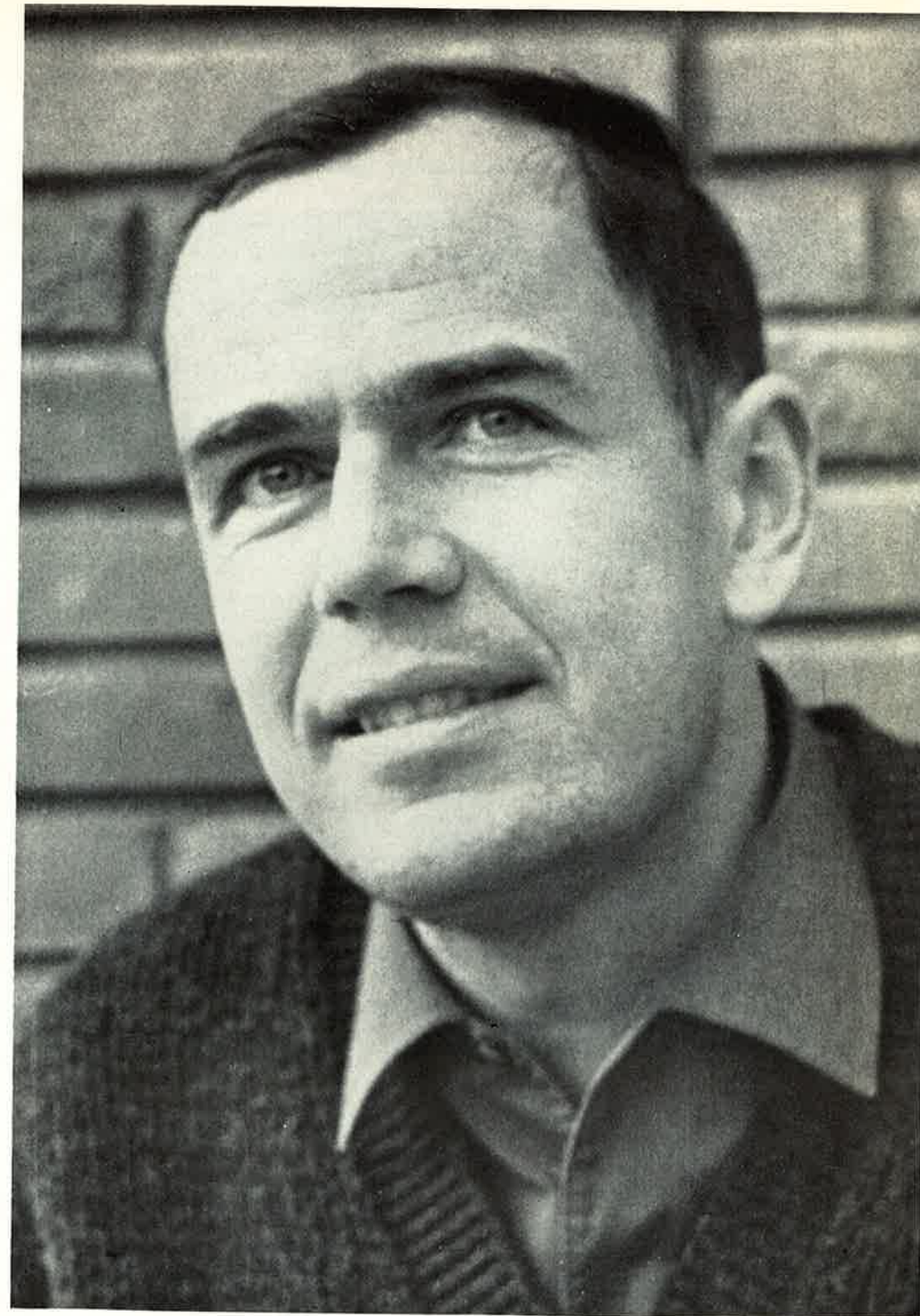


Foto Thomas Billhardt

Reinhard Baumgart



ihrer Umkehr-Perspektive des längergedienten Kapos, ein Inferno von Menschenhand. Schoenberners ‚Gelber Stern‘, mit einem Mahnwort Klabunds eingeleitet: ‚Deutschland, du sollst die Ermordeten nicht und nicht die Mörder vergessen!‘ Schließlich der Spiegel-Bericht: ‚Wer redet, geht durch den Kamin.‘ Vornehmlich zwei Texte aus dem Zitatenschatz des Unmenschen sind es, die zeitlebens in mir haften werden; der erste stammt aus der Tagebucheintragung eines unbekannten Verfassers (ich benützte sie in meiner Erzählung ‚Offerte einer Kapitulation‘ als Vorspann); der zweite ist Teil eines Rapports, niedergeschrieben irgendwann zwischen zweiundvierzig und vierundvierzig. ‚Am andern Tag fuhren wir nach Belzec . . . Kleine Allee im Freien unter Birken, rechts und links von Stacheldraht umsäumt . . . Vor uns eine Art Badehaus mit Geranien. Eine Tafel mit Inschrift: Heckenholdt-Stiftung! Heckenholdt ist der Chauffeur des Dieselmotors, ein kleiner Techniker, gleichzeitig der Erbauer der Anlage . . .‘ Und der zweite Text: ‚3000 jüdische Häftlinge aus Lieberose und Schwarzheide auf Antrag des Rapportführers von der Lagerstärke abgesetzt.‘ (Romantik der Henker, die Techniker und gleichzeitig Buchhalter waren. Nicht nur Luthers Bibel hat unseren Wortschatz erweitert.)

Es gibt gewisse Annoncen von Bestattungs-Instituten, die ich heute noch nicht unbefangen lesen kann. ‚Erledigen prompt und diskret‘ und ‚ohne anfallende Karten‘ hätte der Nachsatz damals gelaftet, wenn es solche Nachsätze damals überhaupt gegeben hätte. — Ein Tourist, darüber befragt, welche deutschen Städtenamen ihm vertraut seien, antwortete: ‚Buchenwald, Bergen-Belsen, Sachsenhausen, Dachau.‘ Das schrieb ich vor Jahren, als der Fremdenverkehr wieder anzulaufen begann. In einem Sonderbefehl für den Schußwaffengebrauch las ich fünfmal den Passus: ‚wird ohne Anruf erschossen!‘ Soldatisch-einfallslos, als befände er sich bei einer Wach-Vergatterung, berichtet ein Wachtmeister Naumann, daß er von der ‚Schußwaffe Gebrauch gemacht habe!‘ ‚Art der Schußwaffe: Karabiner 98. Verschossene Munition:‘ (Es folgt die Anzahl der verfeuerten Patronen). Ein Ludwig Hirszfeld übersetzt es dann in seine Wirklichkeit: ‚Nicht alle Deutschen sind Mörder und Henker, aber: ‚Tagtäglich — es ist kaum zu fassen — bringt man angeschossene Kinder . . .‘ Ein Mädchen, befragt, was es sein möchte, wenn es die Wahl hätte, gab die erschütternde Antwort: ‚Ein Hund! Posten mögen Hunde gern.‘ — Höss, der Kommandant von Auschwitz, liebte nicht nur Hunde, er liebte — ein ehrenwerter Mann — auch Kinder. Zigeunerkinder vor allem — ‚meine liebsten Häftlinge‘. Das hinderte ihn nicht, sie im Sommer 44 ‚durch den Schornstein zu jagen‘. ‚Der allfällig endlich verbleibende Restbestand‘, heißt es im Protokoll der Wannsee-Besprechung (und es geht hierbei nicht um den Beschluß eines Gremiums von Grundstücksmaklern) ‚wird entsprechend nachbehandelt werden müssen (siehe die Erfahrung der Geschichte)‘ und unmittelbar hierher gehört auch Himmlers Ausspruch: ‚Was es heißt, wenn hundert Leichen beisammenliegen, wenn fünfhundert daliegen oder wenn tausend daliegen, dies durchgehalten zu haben, und dabei —



Christa Wolf

Foto Thomas Billhardt

*abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen — anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte.*

*Warum ich das alles hier noch einmal aufwärme? Die Antwort ist kurz: um unserer aller Phantasie damit auf den Sprung zu helfen — wenigstens für die Dauer des Prozesses in Frankfurt.*

Der Prozeß ist Geschichte. Es gibt Peter Weiss' „Ermittlung“. Was hat sich verändert in dieser Gesellschaft? Die Mörder sind nicht nur unter uns: das System, das sie hervorbrachte, braucht sie weiterhin. Janker „unterschreibt mit vollem Namen, daß das Bewußtsein von dem, was geschah, nicht einschlafen darf . . .“ Wie läßt sich das praktizieren, wenn das Bewußtsein von dem, was geschieht, eingeschläfert wird und von neuem zu einem Verhalten latenter politischer Verbrechen herhalten soll? Warum lehnte es die „Zeit“ ab, die autobiographische Skizze eines Autors abzdrukken, die das erfüllte, was Marcel Reich-Ranicki gefordert hatte? Dieter E. Zimmer begründete die Ablehnung mit folgenden Worten: „Ihre Auffrischung des Gedächtnisses und der Phantasie hat mich — wie diese Dinge immer — sehr betroffen gemacht. Selbstverständlich haben Sie recht; und das hinzuschreiben, ist auch nur eine Regung der Hilflosigkeit. Dennoch — wir hatten und haben nicht vor, weitere Antworten auf Reich-Ranickis Appell zu drucken . . . weil eine Zeitung dazu gezwungen ist, den Tatsachen gegenüber den Geständnissen den Vorzug zu geben — der *matière brute* . . .“

Hatten Fichte und Reich-Ranicki bereits alle Tatsachen ausgesprochen? Waren sie nicht auch mit Bekenntnissen aufgetreten? Ist es für die Leser eines Feuilletons einer Zeitung, die deutsche Autoren zur Stellungnahme auffordert, nicht interessant zu erfahren, *wie* ein deutscher Autor dazu kam, mit seiner Literatur „Vergangenheit aufzudecken“? Die Sinekuren einer solchen Welt der Tatsachen und Geständnisse geben sich liberal und verfügen über die Wahrheit wie Börsenspekulanten bei der Premiere einer Oper: Was sich auf der Bühne bewegt, hat nichts mit den Geschäften zu tun. Janker paßt nicht in das Geschäft der Literatur, wie es die „Zeit“ versteht.

Carl Amery hat vor einem Jahr ein Taschenbuch herausgegeben, das den Titel „Die Provinz“ trägt. Unter den achtzehn Autoren, die für diesen Band Essays geschrieben hatten, ist es keinem gelungen, eine Situation zu beschreiben, die für Jankers Lage gelten könnte. In Amerys Essay lesen wir freilich: „ . . . die Konventionen der Provinz sind sozialer Art.“ Allerdings blieb dieser Hinweis auf die Gesellschaft nur eine Andeutung. Der „Fall“ Janker zeigt: die Probleme der Provinz sind die des Herrschaftssystems unserer Gesellschaft. In dieser Hinsicht ist der Weg von der „Schwäbischen Zeitung“ zur „Zeit“ ein Aufstieg auf ein und derselben Betriebsleiter. Daß solche Zeitungen nicht nur die Jäger der

„Pirsch“ totschweigen, sondern auch die Bekenntnisse eines Janker, ist ebenso zufällig wie zwangsläufig — Pannen der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Presse, die man gar zu gerne der Dummheit des Betroffenen zuschiebt, wäre man privatim nicht gerne darüber betroffen, daß der Dichter Platzanweiser im Kino ist.

Die Bürger der Stadt haben für die aufklärerischen Versuche ihres Schriftstellers taube Ohren, unter anderem deshalb, weil sie von der Presse zur Einseitigkeit und Ahnungslosigkeit erzogen werden. In seiner Stadt ist Janker so allein, wie jeder Aufklärer dieses Landes, der dort moralische Verhaltensweisen erwartet, wo es um den Nutzen eines gesellschaftlichen Systems geht.

Vielleicht ist sich Josef W. Janker dessen noch nicht bewußt. Vielleicht hält er seine Erfahrungen in Ravensburg für das „Schicksal“ in der Provinz, was dadurch in Frage gestellt wird, daß sich seine Erfahrungen nicht in Beschreibungen der Stadt niederschlagen. Er braucht seine Literatur auf der Suche nach einem historischen Bewußtsein, in dem Geographie Kulisse bleibt. Die Hoffnung des Provinzlers auf die Großstadt gäbe hier nicht viel mehr her als Illusionen. Die bürgerliche Urbanität hält heute einem Janker allenfalls einige Zimmer für Aussprachen, die Stadt im Oberland noch einige Wände frei, an die er sich mit dem Rücken hinstellen kann. Noch ist man gnädig mit den kleinen Unbequemlichkeiten: es ist gesellschaftsimmanent, daß die Kleinstadt einem Janker zum Wasserglas wird, weil dort das westdeutsche Bürgertum den Bekenner in einen Wetterfrosch verwandeln möchte — auf der krummen Bonner Leiter.

Januar 1967



Guntram Vesper  
Gedichte

ERBSCHAFT

*für Hans Magnus Enzensberger*

1834 im hessischen Dorf Steinheim  
Am Wintermorgen eilig mit  
Der Kerze zum Herd  
Papier zu verbrennen.  
Die Flugschrift die am Zaun hing  
Ließ zögernd der Häusler  
Übernachten in rissiger Lehmwand  
Neben  
Der Schlafstatt der Familie

Vier Bretter, heute  
In meinem Besitz: Ein  
Ort für die Lektüre des Landboten  
Noch immer.

KURZE NOTIZ ÜBER KANTINEN

Geriet O., mein magenkranker Freund in  
Falsche Hände nach  
Allendorf und zum Tor hinaus  
Wer  
Will ihm da noch Diät anraten.  
Laut Küchenplan. Es werden ihm  
Befehle  
Vorgesetzt.

EINBERUFEN

In den Straßen  
Keine Fahnen, aber

Männer ohne Wohnsitz  
Lernen die Verwendung der  
Handgranate. Die Front  
Läßt sich nur ahnen, aber  
Wie der Gegner spricht,  
Ist bekannt.

Anschläge. Soldbücher.  
Sonst  
Hinter Backsteinmauern  
Nichts Gedrucktes,  
Kein Stück Papier  
Im Fadenkreuz der Geduld.

VERORDNUNG

Die Fische behaupten:  
Der Weltfrieden kann  
Nicht beginnen, das  
Wasser ist dagegen.

Der Angst wurde die Brücke verboten.

ABERWITZ

Jemand sagt:  
Deutschland  
lebt.

Aber der Sarg läßt sich nicht öffnen.

GESPRACH ÜBER OSSIETZKY

Der Freund sagt:  
Zu spät für  
Vergeltung.

Recht so antworte ich  
Das Schlachtfest  
Überleben die Schlächter.

FÜR HEUTE STEHT AN

Kein Beileid sprechen  
An die Barackenwand spucken  
Sammelbüchsen übersehen  
Herumhören ob Krieg ist  
Andernfalls  
Einen Sitzstreik anregen  
Entkommen den Hütern hiesiger Ordnung  
Schweißbedeckt.

Den Freund beim Essen überraschen  
Mithalten.  
Sein Bett ausleihen.  
Einen sorglosen Schlaf.

Rainer Kirsch  
Ansicht Roßleben/Unstrut

Reportage

Eine Reportage, wie fängt man die an?

Es möchte sein, man leitet günstig mit Schnee ein, das Schwarz verwitterter Zäune, besagtes Weiß, Kristalle, Glitzern, demnach auch Sonne wenn die Einfallsschräge günstiger ist, auf dem Weg der Schnee festgetreten, dennoch gleichfalls weiß, folglich Temperaturen um 7 Grad minus, weißer Wegschnee obgleich die Turmuhr  $\frac{3}{4}$ 8 schlägt, seit spätestens 6 nennenswerter Neuschnee nicht fiel, der Unterricht um 7 beginnt, zahlreiche nicht ins Internat quartierte, weil in der Umgegend ansässige Schüler diesen Weg als einzigen Zugang zu benutzen gezwungen sind, bis zum Platz vor dem Klostergebäude etwa 50 Meter. Breite 3,20, am Anfang, oder Eingang (hier) von 2 Zäunen begrenzt, die Lattentür, offen, zum rechten fast parallel, vermutlich nicht anders als ich vor 14 Jahren hier einfuhr, vor 13 mit einem Luftgewehr auf Wacht zog, es mag dies um den 5. März zu datieren sein, eine wesentliche Differenz der Größen des von rechtem Zaun und Tor gebildeten sehr spitzen Winkels ist mir nicht Erinnerungswürdig. Mehrere Schritte gradaus, links, die Glocke, in einem Balkengestell, geschützt vor Unbilden der Witterung und entehrender Beschmutzung durch darüberfliegende Vögel von einem spitzgiebligen Dach: Holz, Teerpappe, darauf, ebenfalls, Schnee, darüber, gleichfalls, Sonne, Glitzern also, Kristalle, das ist schon gesagt, ein Januartag wie wir ihn brauchen, erst kürzlich hörte ich, manche schreiben immer über den Winter, dabei meinen sie was ganz anderes.

Ich stehe aber neben der Glocke, weshalb fällt mir das grade hier ein?

Die am bei Leißling in die Saale mündenden Fluß Unstrut gelegene Gemeinde Roßleben erreicht man mit einem D 240, Benutzung nur mit Liegekarte, ab Halle/Saale 2.06 Uhr, an Naumburg 3.32, von dort P 3370 4.45 in Richtung Artern, fahrplanmäßig an 6.44, die Stationen zwischen Naumburg und Roßleben heißen Kleinjena, Freyburg/Unstrut, Balgstädt, Laucha/Unstrut, Kirchscheidungen, Karsdorf, Vitzenburg, Nebra, die Strecke mißt 40,1 Kilometer, ein internationales Längenmaß.



Da nehmen wir lieber ein Taxi, das ist auch nicht geheizt.

53 Kilometer sind 53 Mark, beim Wolga wären es 20,60 mehr, zwar geheizt, aber berücksichtigen Sie: wie lange hält so ein EMW! Lange. Zudem hätte der Wolga, wahrscheinlich, die gesperrte Straße durch den Ziegelrodaer Forst nicht genommen, Spurrinnen von mild geschätzt 20 Zentimetern, es heißt Panzer, doch man weiß von Gerüchtemachern, auch wird seit 9 Monaten repariert, dazu kommt, heute, Glatteis. Die Bremsen: scharf, rechts und links Bäume:

zum Ziegelrodaer Forst, einem bei sommerlicher Witterung sehr angenehmen Wald, wanderten wir unter Mitnahme einer Decke, genauer: einer faltbaren, sehr dünnen amerikanischen Militärplane, die ein Freund gegen Voranmeldung auslieh; sie wirkte nicht wärmend, schützte aber ausreichend vor feineren, insbesondere den spitzigen Unregelmäßigkeiten normalen für unser Anliegen sich eignenden Waldbodens. Auf dem Rückweg verspürten wir, erinnere ich mich recht, Hunger und verfaßten, einer dem anderen laut gegen den Wind ins Ohr singend, Lieder, das war 1953. Der Freund, der die faltbare Plane auslieh, ist tot. Draheim, war sportlich. In der Ostsee ertrunken. Ja.

Sage ich, oder sagt der Direktor. Direktor der Goethe-Oberschule Roßleben Ernst Bösemüller. Damit sollte man besser anfangen: wen interessiert die Glocke. Man mag nicht lange da herumstehn, der Temperatur wegen, es erweckt auch den Eindruck von Untätigkeit. Also die 50 Schritte, der Platz weicht aus, rechts das Mädchenheim, in einer von Backfisch-Aquarium sich herleitenden Kürzung Aqua genannt, links das Direktionshäuschen; frontal, bedrohlich sich selbst ähnelnd, die Schule: wie vor 14 Jahren, oder vor 224. „Als im Jahre 1553 die letzte Nonne gestorben war“, beginnt Klosterpfarrer Professor Dr. Rauch das III. Kapitel seiner Geschichte der Klosterkirche und Klostergemeinde zu Roßleben, im Selbstverlag der Klosterschule 1913, „ging der Klostervogt Heinrich von Witzleben im Sinne Luthers daran, das Kloster in eine Erziehungsanstalt umzuwandeln, in der junge Leute vom reiferen Knabenalter bis zum Übergange zur Universität in klassischer Bildung, evangelischer Frömmigkeit und echter Vaterlandsliebe herangebildet werden sollten.“ Durch eine Wöchnerin, „die in einem Stalle ein gefrorenes Bierfaß zum Kindtaufschmause über einem Kohlenbecken auftauen wollte“, entzündet, brannte das Kloster 1686 ab. 1742 der Neubau, Barock-Zweckbau, 3stöckig mit ausgebautem Dachgeschoß für die Schlafsäle, rechteckig geführt um einen ebenso geformten Hof,

dahin geht mein Blick aus dem Gastzimmer, 2 mal 3 Meter, Bett, Tisch, 2 Stühle, eine grüntönige Tapete, mit orangefarbenen, wiederum von intensiv grünen Ringen asymmetrisch überzogenen Punkten von Faust- bis Kopfgröße derart bemalt, daß der — vermutlich realisierten — Absicht nach der Flächeninhalt keines die-

ser Punkte dem eines beliebigen anderen gleich kommt, die verstellte Tür führt zum Zeichensaal, wo der Isenheimer Altar behandelt wird, doch zunächst hat der Weimarer Grafiker Pätzsch eine Überraschung gesandt, eine Grafik zweifellos: Kunsterziehungslehrer Schüttenhelm hält Verbindung mit vielen Ausübenden seines Fachs, obliegt selbst der Muse und erntet, insbesondere um Neujahr, zum Nutzen der Schüler die Freundschaftsbezeugungen seiner Briefpartner, darunter ein signierter Picasso! (wovon ich, mit der Betrachtung des Innenhofs befaßt, kaum wissen kann, sitze ich doch an diesem runden Tisch bei Direktor Bösemüller):

dann lieber erst den Hof; ein Ziel wäre, es bescheinigt einer einem maßgeblich, man sei ohne das Modeschema der Rückblenden ausgekommen, und dann den Schlusssatz: „Dafür gebührt ihm Lob und nochmals Lob.“ (NEUES DEUTSCHLAND, Beilage Literatur 66, Februar.) Beispielsweise nachts ist es hier schön, insonderheit sommers, die Mauern hoch wächst wilder Wein, unten, unter mir, ein Wandelgang, dahinter Lehrerzimmer, Schüler- und Lehrerbücherei, letztere von ehrwürdigem Geruch, Inkunabeln und ähnlich Altes; gegenüber der Speisesaal, lange Tische für jeweils 8 bis 10 Eßwillige, die Wände plastgetafelt, das war noch nicht damals, anders die Igelitdecken: sie scheinen die gleichen, unterscheiden sich jedenfalls kaum prinzipiell. Doch der Hof: rechteckig, ein gepflasterter Weg verbindet die an den Schmalseiten des Gebäudekarrees sich befindlichen Pforten, längsseits rostet das blecherne Dach des von Witterungseinflüssen zerklüfteten Fahrradschuppens, in den Pausen Stille, wie nachts, lediglich die Turmuhr (Sie schließen richtig auf eine Klosterkapelle, sie dient jetzt als Festsaal, frisches Gestühl, moderne Leuchten, die in Quadrate unterteilte Decke angenehm getönt, Sandsteinsäulen mattschimmernd: der Chemielehrer ließ sie mit verdünnter Salzsäure abwaschen, ein Flügel, und oben die Orgel: Biologielehrer Heichel, rotblond, listigen Blicks, Jahrgang 40 vielleicht und von schneller Sprache, ein Lehrer der, dazu später, seine Klasse *liebt*, wird übermorgen darauf sich turnerisch bewegen, unter Ausnutzung schwer zu übersehender Register und Schwellhebel Bachchoräle, den Yankeeedoodle und Die Gedanken Sind Frei dem Instrument entströmen lassen, und unten die beiden Stühle, der weißbedeckte, mit Tintenfaß und Feder versehene Tisch? Das Roßleber Standesamt hält hier Trauungen ab, auch sozialistische Hochzeiten, Biologielehrer Heichel umrahmt sie, auf der Orgel oder, zu besonderen Anlässen, mit kleinem Chor zusätzlich, der Tränen des Publikums gewiß, vieles vermögen Schwellhebel, Lieblich Gedacht ist unfehlbar.

Das sind so kleine Freuden.

Den Satz wollen wir ihm nicht vorwerfen, mag sein ich entnahms nur. Ein Unterschied, doch; die Kirchenfenster sind, unter Beibehaltung der Bleifassung,

durch farbloses Glas ersetzt, nur das Wappen derer von Witzleben prangt rot: eine entsprechend geformte Scheibe, entschuldigt der stellvertretende Direktor, Urheber der Salzsäurewäsche, der Tönung der Deckenkarrees, des Kabinetts für Physik, war nicht erhältlich. Aber ich bin doch nicht von der Schulbehörde. Würde mehr sagen: die Souveränität der Sieger. Ja?

„in der Zeit der Untersuchungskommissionen. 1953 20 Mann, und verblieben mehrere Wochen, Hospitationen mit Tonbandgerät. Etwas unruhig, schon. Die Kommission: Sie wählen, Kollege, zwischen uns und nicht uns. Biologielehrer Streubel, alter Herr den jeder mochte, hatte die Wahl zwischen Orgelspiel sonntags, seit 20 Jahren für die Kirchgemeinde, und der Unterrichtung hiesig-heutiger Schüler in den modernsten Erkenntnissen. Nicht typisch, selbstredend. Und lassen Sie sich beim Hausmeister den roten Plastikstern vorweisen, erhebliches Ausmaß, wurde entladen als wieder ein neuer Direktor vorfuhr. 1955. Natürlich, auf die Turmspitze. Was wollte man damals sagen, wir sagten die Schule ist noch nicht reif. Gelassenheit, wenn Sie fragen. Sehen Sie, Bösemüller war Leutnant, obgleich später im Nationalkomitee Freies Deutschland, ich seit 38 NSDAP (irgendwer mußte damals die Kinder unterrichten): harte Argumente. Ja, 33 aus dem Schuldienst entlassen, nun stand ich wieder davor. Nein, ein an den Inspekteur adressiertes Telegramm vom Bezirk, „Aktion abgeblasen“, reizend als ich ihm brachte. Kurz darauf der Gang mit dem Schulrat, ich hatte verlangt Ruhe statt Kommissionen, es reisten auch keine mehr an. Wir inspizieren zu zweit; im Innenhof, aus der Kapelle, hängt ein mir bislang nie zu Gesicht gekommenes Bismarckporträt“

mir bislang nie zu Gesicht gekommenes, wer spricht denn so. Der Satz hatte angefangen *Lediglich die Turmuhr*, daran wollen wir mal erinnern. Das Bismarckbild? Vom Hausmeister schleunig entfernt, sonst nichts, der betreffende Schüler meldete sich freundlich nach dem Abitur. Vielleicht wäre das ein Anfang, „damals und heute“; damals beschäftigt viele. Den Direktor. Den ehemaligen Direktor. Den Pfarrer (evangelisch). Mich: als Absolventen der 1952 als R-Schule (verstärkter Russisch-Unterricht) eingerichteten und mit aus vielerlei Orten sorgfältig delegierten Schülern besetzten Heimoberschule Roßleben, sie heißt hier Kloster. Nur an die Glockenangelegenheit entsinnt sich kaum einer; das beim Brand

„geschmolzene, auf die Erde geträufelte Erz hatte Katherina Lucia von Witzleben sammeln und daraus die nun im Glockenstuhl im Pfarrgarten hängende Glocke gießen lassen, die die Umschrift trägt:  
CATHARINAE LUCIAE VON WITZLAEWEN GEBORENE VON SEEBACH. AO. 1688. WOLF FRIEDRICH VON WITZLAEWEN. GLORIA IN EXCELSIS DEO.

... Mit ihr ist seitdem bis zum heutigen Tage zu den gottesdienstlichen Feiern und kirchlichen Amtshandlungen geläutet worden“

das nachzulesen waren wir, obwohl fleißig, obwohl die rote R, nicht gründlich genug, man könnte sagen wir ahnten den Sachverhalt ohne die Quellen studiert zu haben, kurz, einige von uns wollten die Glocke, als ein Symbol weltanschaulicher Zurückgebliebenheit, entfernt sehen: 1953: der Anschlag mißlang. Ich erwäge als Möglichkeit, ein voreiliger Leichtsinn unserer Eltern hätte uns einige Jahre früher ins Leben treten und zu einem Direktor werden lassen, dessen revolutionäres Pädagogenherz sich im versuchten Anbringen eines Plastiksternes auf der Turmspitze der Klosterkapelle ausblutete und der, wenngleich zögernd, *abgelöst* werden mußte, oder andere Umstände hätten, widrig zusammengetroffen, uns Lehrern zugeführt, denen es an *Gelassenheit* mangelte:

welch Glücksfall, zur Zeit geboren zu sein.) lediglich die Turmuhr schlägt alle 15 Minuten, 1 bis 16 ernste Schläge, die sich an den den Hof umgrenzenden Hausfronten brechen; ich erinnere nicht liegen die Schlafsäle nach außen, vermute aber: mit 18 hatten wir einen besseren Schlaf.

Direktor Bösemüller beugt sich vor, um die Augen Falten, sonst ein junger Mann, Jahrgang 22, schmal, kurzgehaltene blondes Haar, *aufmerksam*, die fallen abends aber auch ins Bett, sagt er, meint die Schüler. Nun muß man fragen, Tagesplan, Schüler selbstverwaltung, Berufsausbildung, politisches Interesse. Der Mann sitzt sehr gerade da, raucht nicht, die Sekretärin kocht keinen Kaffee, die Stimme kommt eine Kleinigkeit zu laut, offiziell mithin, durch Anspannung überdeckte Erschöpfung. Seien Sie hier Direktor. Biographie? Wehrmacht, sowjetische Gefangenschaft, Nationalkomitee Freies Deutschland. Seit 1952 Russisch-Lehrer in Roßleben. 55 bis 62 Parteisekretär, seit 56 stellvertretender Schulleiter, ab 62 Direktor. Verheiratet, zwei Kinder, 4½ und 7, pro Tag mit ihnen eine Stunde Russisch: Dinge, Tätigkeiten, kleine Sätze. Die Geige liegt im Kasten. Früher spielte er im Lehrerorchester. Auf irgendwas muß man verzichten. Lesen? In den Ferien, dann viel. Sonst: Konferenzen, Anleitungen, Elternbesuche, Rundschreiben, Unterricht. Mitglied der staatlichen Kommission für Fremdsprachen, des wissenschaftlichen Beirats für Russisch beim Volksbildungsministerium. Kreisvorsitzender der Nationalen Front. Festredner: nicht immer zu umgehen. Gutachter für sämtliche Russischpublikationen des Verlages Volk und Wissen, Mitautor der Lehrbücher Russisch für erweiterte Oberschulen mit R-Zug, die Ausgaben für die Klassen 11 und 12 noch zu schreiben. Einmal wöchentlich Abendschule für Werkkräfte mit Abiturziel in der Kreisstadt Artern, der Chef der Kreiskriminalpolizei und andere, eine Stätte wo man Leute kennenlernt. Und Direktor:



26 Lehrer, 1 Heimleiterin für 240 Heimschüler, die Proportion beizubehalten durch die *Schülerselbstverwaltung*; jährlich mehr Externe. Jahresetat  $1\frac{1}{2}$  Million: sagte Ihnen ein energischer Mann von 44 ohne erkennbaren Übergang sich zurücklehnend: *wenn ich alt bin* werde ich eine Menge Geschichten aufschreiben können:

erschreckte Sie das? Direktor Bösemüller besitzt einen Trabant, mit dem er seine Familie gelegentlich in die Umgebung ausfährt, diese steht zu Recht in dem Ruf reizvoll zu sein, besonders zur Zeit der Baumbüte. Aber der lange Herbst, der lange Nachwinter. Das ist Mathematiklehrer . . ., der mir seine 6. Stunde für Gedichte schenkt, weil wir mit Fräulein Dubiels einer Literaturstunde nicht auskamen, seine sehenswerte junge Frau arbeitet als Schwester auf der schuleigenen Krankenstation: auf Lebenszeit wird er sich hier nicht einrichten. Montag abend ist Sport für die Frauen der Lehrer, donnerstags für die Lehrer selbst. Wir haben 2 gute Volleyballmannschaften, sagt Direktor Bösemüller. Tragen auch Spiele aus gegen die Schüler.

Bei dem Wort Freizeit haben hier viele dieses milde verständnisvolle Lächeln.

Das könnte nun auch im Kaliwerk gesagt sein. Zum Kaliwerk fährt der Bus morgens um 7 Uhr vom Bäcker Hirsch, es kann aber später werden, wegen der Kälte. Der Bus fährt kostenlos die 2 Kilometer zum Werk, hält zuvor hinter der Eisenbahnbrücke, da stehn blickt man hinunter aufgereiht die mit hellrötlichem Mineral gefüllten Waggon, tiefochsenblutfarben unterschiedlichen Schwärzungsgrades, zwei, drei steigen aus: zur Verladestation, der Fahrer würgt den Gang ein. Oder man benutzt die Werkbahn,  $1\frac{1}{2}$  6 vom Bahnhof hinteres Gleis, ausrangierte Reichsbahntransportmittel verschiedener stilistischer Ausformung, in mehrere hat man eine Art Fenster wohl nachträglich eingesetzt. Laufen: besser nächste Woche, nachdem es getaut hat;

dann entfällt freilich die nochmalige Beschreibung des Schnees (bei andersgearterter Beleuchtung). Das Schulgebäude verlassend, halten Sie die Richtung o oder 360 Grad, belassen also das Direktionsgebäude, darauf die Krankenstation, letztlich die überdachte Glocke rechter Hand, überqueren den Vorplatz des gegenüber in ehemals gelbem Backstein errichteten größten der 6 im Ort verstreuten Gebäude der 10klassigen polytechnischen Oberschule annähernd diagonal, umgehen die nunmehr den Gesetzen perspektivischen Sehens gehorchend ihr Längsschiff nach rechts umklappende Kirche links, um die die Gasse einen in 2 Ebenen heftig deformierten Viertelkreis beschreibt, vorbei an Ihrem linken Arm die Wandflächen krummgealterter Dorfhäuser, Bruchstein und abgewitterter Mörtel, geklemmt ans gewellte kaum meterbreite in wieviel Jahren schiefgetretne Trottoir, 200? zwischen 2 Brandmauern der Zwischenraum ellbogenbreit ins Dunkel

ausweichend, Eisengerümpel darin dem Zugriff des Vorübergehenden durch eine Pforte entzogen, auf kopfhohen Dachrinnen Moos, sind Sie wie ich im Gegensatz zu den zu Schule oder Arbeit Eilenden mit keiner Tasche belastet, sollen Sie verharrend Atem einziehen, Wind Luftfeuchtigkeit 95 Prozent und was diese Häuser ausdünsten und an Abwässern abscheiden (in den Rinnstein), hinter innen vermutlich festgehakten, später jedoch zurückgeschlagenen Fensterläden, abgesplittertes Graublau oder Grün, wohnen Bewohner ein. In der Verlängerung der nächsten, breiteren Gasse die Verkaufsstelle Lederwaren (die Verkäuferin sucht freundlich ein für Ihren Schuh sich eignendes Pflegemittel und vergewissert sich sorgfältig, ob der andere Farbton nicht doch besser paßt, wo finden Sie das in der Stadt?), 2 Schaufenster: Taschen und moderne Fußbekleidung; rechts eingebogen verhalten Sie am den direkten Weg sperrenden Gitter der Kreuzung, drücken sich gegen die Wand, um dem Schlamm, den hartbereifte scharfen Benzindunst stoßweis ausblasende Traktoren aufsprühen und günstigenfalls zu Ihren Füßen niedergerhen lassen, auszuweichen, sehn links schräg abwärts auf Schweinwerfer und Straßenbeleuchtung zurückspiegelnden wässrigen Lehm, unter dem Eingeweihte Kopfsteinpflaster wissen, heben den Blick, das Gemeindeamt, die Bahnschranke, die Friedhofskapelle. Überqueren, unter Umgehung der Schutzgitter, geraden Wegs die Fahrbahn. Die Straße nach Memleben, auf der wir uns, wie der ortskundige Leser ahnt, befinden, wird ausgangs des Dorfs von einer neuerrichteten, in kühnem Schwung sich aufwärts schleudernden Betonstraße nach links verlassen; diese Bewegung vollziehn Sie nach, und derart, den feuchten Wind gegens Gesicht, ausgreifenden Schritts, die Hände im Mantel und den hochgeklappten Kragen angenehm am hinteren Rand der Mütze, *leben* Sie und wissen was das ist: gehen, man muß jedoch dafür früh aufstehn. Von der gewiß 3 Minuten langen gewölbten Eisenbahnbrücke richten Sie den Blick steil talwärts von wo das Geräusch der aneinanderknallenden Puffer steigt und dann Stille bis auf das Rauschen, das es ja gibt morgens, verringern den Blickwinkel bis wo Schienen und Schienenbeleuchtung im Dunkeln in eins laufen, schwenken mit diesen leicht diffusen hochbeweglichen Regenwolken, aus denen kein Regen läuft, zurück zur Chaussee, und nun, wieder gradausgehend, verfügen Sie über Lungen unendlichen Fassungsvermögens, können demnach durch jeden Ihren Beinmuskeln übermittelten Willensakt Beschleunigungen positiven oder negativen Vorzeichens beliebig erzielen — jene schräg oberhalb sich zu langsam gegeneinander verschiebenden Mustern ordnenden Lichter (das Werk) werden sich nicht nähern, das einzige ist Sie gehen, irgendwann stehn Sie dann vor dem Pfortner, dann ist das Beste aber schon vorüber.

Diesen Schlußsatz wollen wir mal streichen, Kali ist für die Landwirtschaft und Sie essen auch Brot? Zugegeben: auch Brot. Paprikahuhn. Demnach, was Schönes hervorbringt muß selbst schön sein, ist doch logisch. Ja.

Es könnte trotzdem sein, ich verlasse die Memleber Chaussee nicht und müßte, wollte ich sie beschreiben, meine Art der Fortbewegung schrittweis nennen oder moralisierend Müßiggang. Dazu stimmt nun besser wieder Frost, auch Abend, Windstille bei 7 bis 10 Grad minus, aus dem Zusammenwirken dieser Faktoren sich erklärender vom parallel gleichsinnig strömenden Fluß Unstrut herrührender, dem Geruch rauchig erscheinender Dunst, der, hält das Wetter, als Rauhref auf niedrigstehende Pflanzen wie den unteren Teil der von mir passierten Zaunlatten (rechts das Sägewerk) morgen früh sich niedergeschlagen haben wird, ich also, überm festgetreten, neben unberührt lockerem, intensiver das Licht zurückgebenden Schnee, bemerke den sich nähernden, sich entfernenden Sportplatz, die ihn umgebenden Pappeln kaum und suche 60 Meter feldeinwärts (zum Fluß hin) jenen Obstbaum, den wir schon nach dem ersten Besuch (er wohl noch blattlos, aber die Grasbüschel, glaube ich, ausreichend trocken) mit dem besitzanzeigenden Fürwort versehen, indessen wirkt die Gegend unvertraut: es stehen dort keine Obstbäume mehr.

Erwähnter Zaun folglich nunmehr linker Hand, mit noch immer der gleichen wohl für ein Pfortchen gefertigten Einbuchtung, als wir sie, es mag aus Eile gewesen sein, oder aus angenehmer Erschöpfung, gelegentlich ausließen, erschrecken wir dies sei das Ende der Liebe, es stellte sich noch am gleichen Abend als erheblicher Irrtum heraus. In der Beschreibung zu übergehen: der links schmal zum Fluß abbiegende Weg und der dem Flußlauf sich anpassende zur Mühle, eingeschossige Häuschen, meist *anständig* gehalten, Radiomusik aus geschlossenem Fenster; ein Schaukasten, die den Besitzer anzeigende Inschrift nicht mehr lesbar; eine Tür, halb nach innen gedrückt, Fenster ohne Gardinen: mutmaßlich unbewohnt; in die Gasse sich ordnende Klingehöfte, eine alte Frau im schwarzen Kopftuch, die, langsam, vors Tor tritt, die Gasse hinabblickt, wieder hineingeht, das karbolbraune Tor hinter sich schließt. Aber, oberhalb des Pfarrhauses: die bei günstigem Blickpunkt nicht endende, fast fensterlose, der S-förmig sich windenden Gasse ihre Krümmung vorschreibende Rückwand eines Stalls, ockerfarben, die Mauern gegenüber unerschütterlich steinern nach unten sich verbreiternd: hier konnte man jäh, obgleich der Mond sehr viel Licht warf, stehn bleiben müssen, als wäre man ganz woanders, nicht hier, im Mittelalter vielleicht, oder Bagdad.

Damit kann ich Direktor Bösemüller nun nicht aufhalten. Obwohl er sich des Mädchens erinnert, sie sogar beschreibt. Solche Probleme gibts natürlich immer. Kinder: in Roßleben nicht, zum Glück. Damals die 12 R: eine gute Klasse. Heute sind sie ja eingespannt. Die Berufsausbildung. Gewiß, jede 4. Woche. Überbeansprucht?

: 6 Uhr Wecken, 6,20 beziehungsweise 6,30 Frühstück, man speist in 2 Wellen, Brötchen, Butter, Marmelade, ungesüßter Ersatzkaffee geringer Konzentration, jedoch heiß, wie zu unserer Zeit unlauterer Zusätze verdächtig; 7 Uhr Unterricht, 12,20 endet die 6. Stunde, 38 pro Woche mindestens, für die Abiturklassen 41, der Lehrplan ist Gesetz. 12,30 Mittagessen 1. Welle.

Danach noch abzuwickelnder Unterricht; Zirkel: 3 mathematische (neben der täglichen Wetterkarte hängen am Schwarzen Brett Denkaufgaben, Lösungen mit Angabe des Wegs bis zum 6. bei Mathematiklehrer Schiffner einzureichen), deren Angehörige auf Olympiaden Preise gewannen, ebenso wie die Russischspezialisten beim Berliner Fest der russischen Sprache; großer Chor, Auswahlchor; Funktechnik. Tanzkapelle. Allerlei Sport. 17,30 Abendessen. 18,30 — 20 Uhr Arbeitsstunde, die den zur Arbeit Einsamkeit Bevorzugenden offengehaltenen Klassenräume nun geschlossen. 21 Uhr Nachtruhe für die 9ten, 22 Uhr für 11. und 12. Klassen.

— Und alle 4 Wochen zu den Eltern? — Immer nicht. Die lange Fahrt, und nach ein paar Stunden fühlt man sich überflüssig. — Kann ich nicht finden. 4 Jahre Kloster reicht einem. — Hier ist meist was los, oder man arbeitet, zu Hause wird das nie. Oder spaziergehn. — Politik? — Ja, kräftig. — Sie untereinander, oder nur in Staatsbürgerkunde? — Dort wird meist abgebrochen, als nicht zum Thema gehörig. — Zeitungen? — JUNGE WELT, NEUES DEUTSCHLAND. Gelegentlich FORUM. — Täglich? — Fast. — Diagonal für die Zeitungsschau, dann schlagen sich alle um das Stubenexemplar, meist leidet die Zeitung. — Partei? — Ist man zu jung mit 18 das zu entscheiden. — Finde ich nicht, ich gehe wahrscheinlich rein. — Öfters schön hitzige Debatten bei uns. — Bei Ihnen. Und im allgemeinen?

diese Ausfragerei. Besser erzählte ich wie ich im Speisesaal zu Brot und Leberwurst abends mich zu setzen im Begriff bin, und diese blonde Schönheit tritt an den Tisch und fragt „im Namen der 10 b 1“, ob ich zeitlich in der Lage sei ihnen morgen, 2. Stunde, 10 vor 8, Deutsch, das 11. Plenum „zu erläutern!“, sie hätten einige Fragen. Zur vereinbarten Zeit fand Fräulein Dubiel, um Sekunden verspätet, auf dem für sie vorgesehenen Stuhl mich; man hatte sie indessen vor wenigen Minuten von der Veränderung (die sie begrüßte) unterrichtet: Biologie- und Klassenlehrer Heichel erzieht seine Schüler zur *Selbständigkeit*. Auch was die Fragen angeht; beispielsweise oben Zitierte (16), die Lehrerin werden möchte: Wenn ein Schriftsteller für seinen Staat eintritt und schreibt, aber nicht für jede einzelne Maßnahme sein kann, gerät er nicht mit seinem Gewissen in Konflikt, und was schreibt er dann? Antworten Sie, Freund, und erkennen Sie Ihren Satz von der entpolitisierten jüngsten Generation als voreilig verallgemeinert, was Roßleben anlangt und die 10 b 1 (und die 12 a und 12 b);



„der du ausgingst zu scheren, als ein Geschorener kehrst du heim“, eigentlich Futur zwei: „wirst du heimgekehrt sein“ —

dabei fällt mir die Geschichte über den FDJ-Kreissekretär ein (nur wer hinterbrachte sie?), der nicht müde war die Roßlebener staatsbürgerliche Erziehungsarbeit ernster Kritik zu unterziehen und dem die Direktion antrug, gelegentlich selbst eine Stunde besagten Fachs zu übernehmen; nach überstandener Arbeit kommentierte der Sekretär das Ergebnis, er sei „mit dem Stoff wohl nicht ganz fertig geworden“, eine bemerkenswerte Formulierung. Im übrigen besteht die anleitende Tätigkeit der FDJ-Kreisleitung darin, monatlich zwecks Vereinahme der Mitgliedsbeiträge in einem organisationseigenen PKW vor- und wieder abzufahren. Sehr einverstanden, ganz und gar nicht typisch, aber in Roßleben.

Dort haben wir ja die Lehrer.

„die beispielsweise die Kabinette für Physik, für Chemie, für Biologie, für den Sprachunterricht in eigenhändiger Arbeit nach Feierabend eingerichtet und ausgerüstet haben. — Als wichtigste politische Betätigung des Schülers betrachten wir hier die Lernarbeit. — Kabinettsystem heißt, im Gegensatz zum alten Physikraum, wo der Lehrer die Experimente vorführte, der Schüler zusah: für jeden Schüler einen Arbeitsplatz, an dem er experimentieren kann, also“

im Sprachkabinett schwarze Kopfhörer vor jedem Platz an einer drehbaren Gabel aufgehängt, für je zwei ein bewegliches Mikrophon, das Regiepult: Tonbänder und Knöpfe, die erlauben, sich mit jedem Schüler in Verbindung zu setzen ohne die übrigen zu stören. Das Material? die Berufsausbildung bringt Verbindung zu Betrieben, „steht man sich gut mit den richtigen Leuten“ —. Im Chemiekabinett Gestelle mit, schätze ich, pro Arbeitsplatz 50 Lösungen, „die wichtigsten“, „ja, Arbeit die Röhrchen alle aufzufüllen“; Physik: „schriftliche Aufgaben, im Unterricht wird die Schaltung gebaut, jeder eine andere, nach dem Erlebnis Es Funktioniert vergißt sich das selten. Übrigens: haben Sie schon unseren Festsaal“ — jetzt kommt die Geschichte von der Salzsäure, die kennen wir schon.

Aber die von der Staatssicherheit noch nicht.

Bisher versäumten wir ja, mit Biologielehrer Heichel (der die Orgel schlägt) die Schule zu durchkämmen unter besonderer Berücksichtigung des mit teils eigenpräparierten Bälgen (erlegt ein Einwohner ein Hermelin, steht es Heichel als Kreisbeauftragtem für Naturschutz zu; er darf, als solcher, Plätze betreten, an denen andere, unvermutet angetroffen, Schwierigkeiten zu gewärtigen hätten)

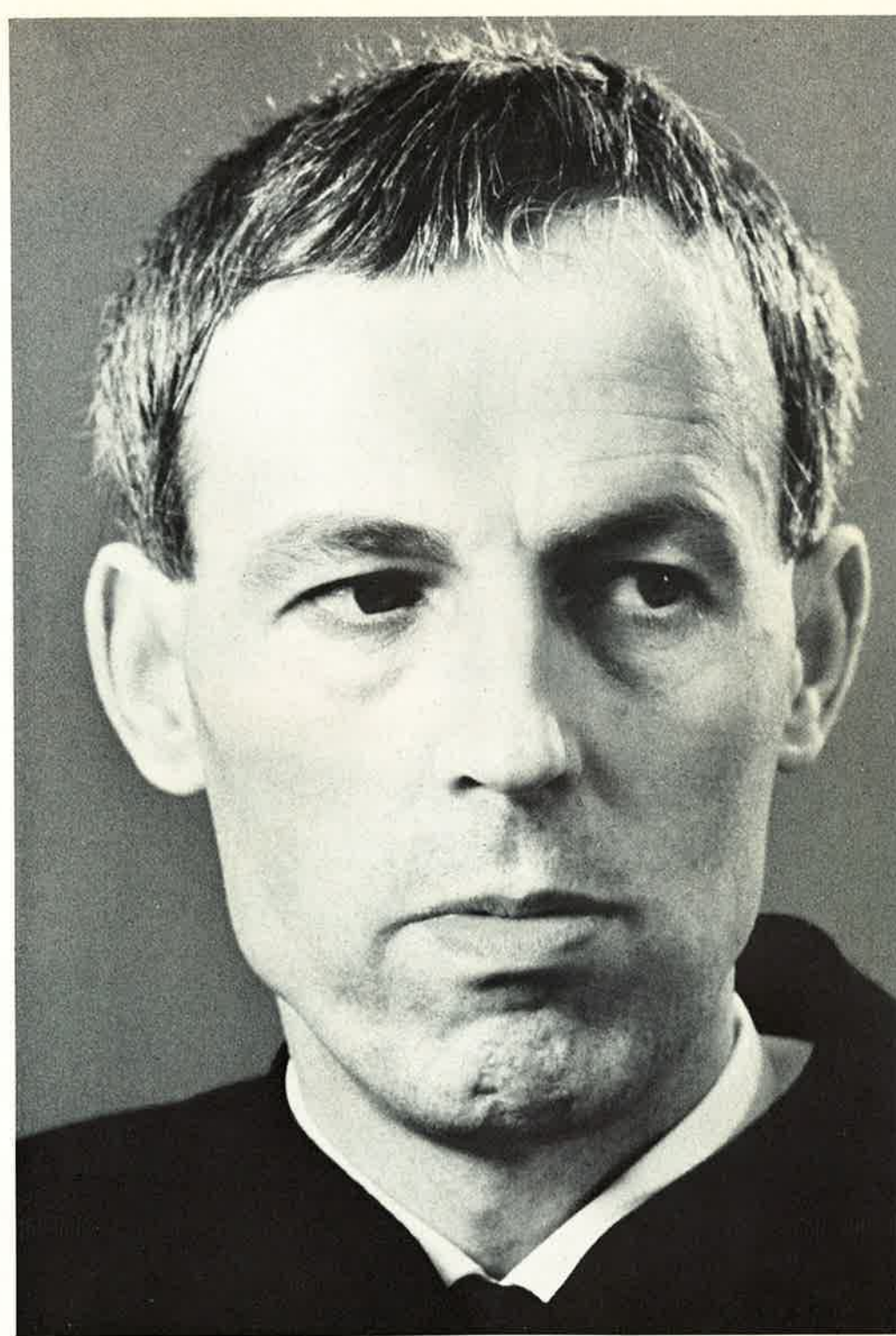


Foto Lucinde Weiss

*Josef W. Janker*

ausgerüsteten Biologieraums, in dem von Schülern versorgte (füttern und misten) weiße Ratten, Meerschweinchen und Goldhamster bei Eintritt eines Besuchers die diesem, uns, zugekehrte Wand ihres Glasbehältnisses sich auf die Hinterbeine erhebend aufsuchen; unter Heichels Aufsicht handwerksgerecht seziiert sind sie bestimmt, in einem Zirkel künftiger Mediziner Kenntnisse der tierischen Anatomie über das im Lehrplan vorgesehene Maß zu vermitteln. Zutritt zum Biologieraum haben außer Heichel zwei einer Oberassistentin (17) unterordnete Assistenten; ausgeklammert daß sie gelegentlich aufräumen sollen sie, höre ich, restlos verlässlich sein; überhaupt, fragt Heichel, Sie waren auch bei den Abiturienten: finden Sie meine 10 b 1 nicht viel intelligenter? Ich soll bedenken: wenn die erst 18 sind. Zusätzlich zu von den Klassen in eigener Regie unternommenen Heimabenden (jeder lädt sich einen Partner zu Tanz und Limonade, dem Lehrer eine Flasche Wein) gibt Heichel seiner 10 b 1 literarische Abende, „den Taucher und solche Dinge“, für die im Lehrplan kein Platz bleibt, auch Schallplatten, oder ein Kurskurs über Benehmen mit anschließender Fragestunde. „Auswärts“ (zum Beispiel Weimar, Theaterfahrten im Anrecht) „nehme ich sie mal in eine Gaststätte, sie müssen sich bewegen lernen.“ In Roßlebens Lokalen scheint das freilich schwierig.

Dies alles liegt wie gesagt vor uns, so daß wir die 7 oder 8 in Heichels Klasse Morsesignale zu Buchstaben rückverwandelnden Jungen noch nicht beobachten, folglich, denn das war später, Zeichenlehrer Schüttenhelm nicht begegnen konnten, der in die Geschichte verwickelt war, als Mitarbeiter unserer Sicherheitsorgane ihn unterwegs einholten.

Dann hoffe ich nur, Sie wissen, was wichtiger ist, Kaliwerk oder Schule.

— ich habe also doch den Bus genommen. Den Weg bis zur Pförtnerbaracke kennen Sie, es ist nun gleichgültig wähle ich Frostwetter oder jenen für den Wintermonat Januar sehr überraschend eingebrochenen Föhnwind, trägt man keine Gummistiefel ist es im Werkgelände auf den Fußspitzen oder besser den Haken zu gehen ratsam, nach kurzer Frist freilich vermag man an der Art der Lichtreflexion oder der Verformung der Oberfläche mit fast immer ausreichender Sicherheit zu unterscheiden, ob unter der den Boden überall, doch ungleichmäßig bedeckenden Schlammschicht nach 3 oder erst nach 13 Zentimetern fester Untergrund wahrscheinlich zu erwarten ist:

das hier ist eine Baustelle. Obgleich zugleich Kali gefördert, oder gewonnen, wird, auf die Frage wann das aufhört (daß: wenn ein Gebäude zur Hälfte steht, bereits ein übermäßiger horizontaler Trocknungszyylinder montiert wird, während Arbeiter einer Abrißfirma die Halle daneben noch stückweise abtragen und keiner weiß wo den Kran aufstellen und wohin mit dem Material, dennoch fin-





det sich ein Platz für den Kran, das Material läßt sich stapeln, irgendwo hinten werden Baugruben ausgehoben, dazu die Dumper, die an der relativ gleichmäßigen Verteilung des Schlammes entscheidend beteiligt sind; das Ganze heißt: *Rekonstruktion bei laufendem Betrieb*, 700 Bau- und Montageleute zu 2000 Beschäftigten, ein einmaliges betriebsorganisatorisches Experiment, sagt mein Begleiter, zuckt die Schultern): irgendwann in den nächsten Jahren. Also durch den Morast,

es sei denn, ich wäre Minister, für den (kommt er wie üblich angemeldet) wichtige Wege geputzt werden, wie allerorts kennt man auch im VEB Kaliwerk Heinrich Rau eine Ministerweg benannte Route, die sich als optisch optimale Variante der denkbaren Besichtigungsmöglichkeiten definieren läßt. Sage ich nicht weiter; ich entsteige dem Bus, betrete die Pfortnerschleuse, rechter Hand ein weiteres barackenähnliches Gebäude, auf den betonernen Fensterbänken 1 bis 1½ Schock geleerte abgestellte Getränkeflaschen, Bier, oder Vita-Cola, doch die Seltsamkeiten nehmen kein Ende: nicht im Besitz eines Werkausweises erkläre ich dem Betriebsschutz wohin ich will: dann gehn Sie mal durch: sagt der, es ist keine Lüge, ein Großbetrieb ohne Passierscheine.

Sehen Sie, es gibt Dinge. Werkdirektor Schirmer, 44, gelernter Bergmann, Ingenieurstudium Bergschule Zwickau (Steiger), damals, zwar drehte der Vater das Radio ab wenn Goebbels sprach, von den Nazis begeistert (die Mutter Heimarbeit: Handschuhe, der Junge half Finger zuketteln: 120 Finger 9 Pfennig), 1944 eingezogen, Gefangenschaft (leitender Ingenieur eines Straßenbautrupps, 3000 Mann, von hier sein Russisch: er versteht, spricht aber nicht, was er für bei Verhandlungen nützlich hält), 1949 Frage des Kommissars: nach Hause oder Moskau Schule, überlegen bis Abend! — ? : 6 Monate Zentrale Antifa-Schule, Rückkehr 1949, SAG Wismut, Mansfelder Kupferbergbau, dort Direktor des Fortschrittschachts, später Bergbaudirektor des Kombinats, 1962 abgelöst und zur Bewährung nach Roßleben geschickt, seitdem klappt es dort: sagt Genosse Franz Becker von der Industrieabteilung der Partei-Bezirksleitung, Werkdirektor Schirmer sagt: dann hoffe ich, Sie wissen, was wichtiger ist.

Oder er hat gesagt, oder wird sagen.

Vorläufig vernehme ich nur die Stimme. Durch eine geschlossene, mit schall schluckenden Polstern versehene Tür. Zwei junge, Äpfel schälende Sekretärinnen erklären, den überkopfgroßen gespenstisch schwefelfarbenen Kristall unter der luftdichten Glasglocke hätten nicht sie gezüchtet. Dergleichen finde sich unten. Und kann man Kristalle züchten? Das drinnen ist das Rundgespräch. Konferenzgeschaltete Telephone: jeden Morgen Punkt 7. 5.45 beginnt die Schicht, Dispatcher, Fabrikdirektor, Grubendirektor, Kaufmännischer, Ökonomischer, Techni-

scher Direktor haben ihren Rapport so einzurichten, daß sie in der verbleibenden Stunde einen für exakten Bericht ausreichenden Überblick sich geschaffen haben. Als letzter (jetzt) spricht der Werkleiter. Als ich, Sie vermuten zu Recht die Phonzahl weiter steigend, zu verstehen beginne, haben die Sekretärinnen die Äpfel gegessen und beweisen, wie volltönend man auf Schreibmaschinen zu arbeiten vermag. Die Tür, das Büro:

dunkler Schreibtisch verlängert gedacht mit Fenster- und der rechtwinklig zu dieser stehenden Wand ein unregelmäßiges Dreieck bildend, der den Raum in 2 seitliche Gänge teilende massive Konferenztisch verläuft in Richtung auf die dem Lichteinfall gegenüber gelegene Schmalseite ins Ungewisse, im weitaus Gewisseren, dem Fenster zu, sitzt Schirmer mit mir, dem Reporter:

hoffe ich schon. (Wer weiß was wichtig ist.) Schirmer weiß es. Als er hier anfang war üblich, daß die Direktoren ½ Stunde später zur Arbeit vorfuhren, oder 2: er stellte sich vorm Werktor auf. Heute ¾ 6 bei der Seilfahrt, der Obersteiger soll das fester kontrollieren. Und wieder die ganze Parteileitung wegbeordert, kommen vor Anleitung nicht zur ideologischen Arbeit. Muß man kritisieren. Wichtig ist Kali. Von 2000 Tonnen pro Tag auf 9000 jetzt. Noch Möglichkeiten. Rentabilität, straffe Leitung. Zuschüsse 65 gegen 64 auf ein Drittel gesunken, 66 erstmals Gewinn: einige Millionen. Anders als in Ihrer Schule: hier wird angeordnet. Deshalb Rundgespräch, von Mansfeld importiert: persönlicher Rapport provoziert Debattierklubs. Rauchen (Etui): eine Arbeiterzigarette? (Casino). Werkdirektor Schirmer sagt: ob einer Werkleiter wird oder Minister: muß Arbeiter bleiben. Isn't it? Hält mir ein Pistolett vors Gesicht, drückt ab. (Später, bei Parteisekretär Hackel, rührt sich die Klinke, Schirmer erscheint in der Tür, leicht vorgebeugt als wäre die Füllung zu niedrig, verharret, grüßt, murmelt: ob Hackel schon gehört hätte, unter Tage sei eine Kiste Sprengstoff verschwunden, die Kriminalpolizei im Werk. Hackel hat gehört. Wird schon keiner gestohlen haben. Wohl nur nicht eingetragen. Wahrscheinlich. Schirmer nickt, wendet sich, langsam, zur Tür: da sehe ich er hält in der Rechten das Feuerzeug, winkelt, Finger am Abzug, die Hand aufwärts, senkt sie, geht, die Schultern nach vorn, der Pistole nach, jetzt eiliger, schließt die Tür ohne hinzusehen.)

Über einen anderen Direktor, aus der Zeit der nach 1945 in unregelmäßigen Abständen, aber auf das halbe Jahr sicher voraussagbar einander ablösenden Werkleitungen erzählt man: Von der nach den Westzonen sich geflüchteten Leitung des Salzdettfurth-Konzerns mit der Drosselung der Produktion beauftragt, dieser Aufgabe in, aus der Sicht der vormaligen Besitzer, treuer Pflichterfüllung obgelegen, habe er beim Herannahen eines Fahrzeugs der Sowjetischen Militär-Administration (Hupen, Bremsen, aus dem gepanzerten Gefährt ein Major in Uniform, oder einfach jemandes Telefonat aus dem Pfortnerhäuschen) zum

Glas gegriffen, geschluckt, sei von einer Lähmung des Atemzentrums unverzüglich ergriffen worden: Zyankali, ein Tod zwar mehr aus der Chemiebranche. Sei auf dem Roßlebener Friedhof ordentlich (ob mit oder ohne letzten Beistand der Kirche wäre in näheren Forschungen zu erfragen) begraben worden, überraschte Besucher hätten, nach Verlauf von 8 Tagen, das Grab geleert gefunden, je weiter die Jahre ins Land ziehen, desto weniger, meint mein Gesprächspartner, bestünde Aussicht diesen Fall bis ins letzte zu klären, die Leiche wurde nie wieder gesehen. Über Direktor Schirmer sagt man, er sei *nicht nachtragend*; auch ich bin es nicht, bin freilich durch die Art meiner Tätigkeit kaum veranlaßt, zu mir unterstellten teils promovierten Direktoren, und vielleicht jeden Morgen, laut zu werden, grundsätzlich scheint mir diese Art zu leiten nicht ohne über gemeinsame Zielstellung und Anerkenntnis gegenseitiger Tüchtigkeit hinausgehende *Zuneigung* praktikierbar; zudem möchte ich, bekräftigt ein im Umgang mit Industriekadern erfahrener Freund, die Unterschiede des Temperaments in Rechnung stellen, die zwischen Leitungskräften der Grundstoffindustrie, darunter Kali, und der chemischer Betriebe hinreichend wahrscheinlich anzutreffen seien, bei letzteren häufig eine mit korrekter Höflichkeit gepaarte Kühle, während im Bergbau: nun, meine Beobachtungen sind damit im Einklang; der zur Gewinnung von Kalidünger (und bedenkt man den damals äußerst geringen Grad der Mechanisierung!) vergleichsweise etwas zu elegante Tod erwähnten, dem Kapitalismus bis übers Grab verschworenen Direktors wird als statistische Ausnahme oder als durch besondere Umstände bedingt passieren dürfen; hier, Januar 1966, oder Februar, ist es so: beispielsweise ein Roter Treff: eine breite Treppe abwärts

(ans Geländer gedrückt die um ein Viertel bis Drittel verkleinerte Nachbildung einer Litfaßsäule, rot gespannt, am Fahnenstoff auf Saugpapier abgezogene Mitteilungen der Direktion, oder original mit Maschine, Prämienausschüttung, namentliche Liste: unentschuldigte Fehlschichten, immer die gleichen, sagt mein Begleiter, was tut man mit ihnen, versucht zu erziehen, dreht man sie andern Betrieben an ist keinem geholfen, hier kennen wir sie wenigstens, eine Art Kontrolle also, aber) Kaliarbeiter von der Schicht kommend, Gesichter die mir bekannt scheinen, Schichtzug oder Dorf oder Leuna oder?, müde? dennoch nicht unfroh, begrüßen die sie ablösend Einfahrenden mit einer Art Augurenlächeln: jetzt ihr also, die Erschöpfung setzt, nach dem Bad, im Schichtzug ein. Treppab also, schwarz grundgefärbte, nun grau bestaubte schwere Schuhe, Arbeitshose und -jacke ehemals weiß, die Helme, länglich verformte halbe Hohlkugeln mit mondsichelförmigem steifem Schirm, blau oder weiß oder orangen, die Farben bezeichnen Tätigkeitsmerkmale, Rettungsgerät (in einer Art Gasmaskendose) und Bergmannslampe sind schon abgelegt. Der Rote Treff geschieht hinter einer gegen die Flurwände zurückgeschlagenen Flügeltür, man drängt aus, ein, lehnt, treppauf, am Geländer, könnte auch im Hof vorm Direktionsgebäude eine Ziga-

rette nehmen: was, hinter der Flügeltür, der Grubendirektor oder sein Stellvertreter ins nur am Kabel befestigte, also jedem zureichbare Mikrophon ruft, neue Prämienordnung, Materialeinsparung, „daß Werkzeug noch immer wenn nicht mehr gebraucht liegenbleibt, so gehen uns jährlich Werte verloren von“ wird vom Werkfunk ohnehin übertragen, ein Nachteil dieser einzigen Methode eine Belegschaft annähernd vollzählig zu erreichen: selten traue einer zur angestrebten Diskussion ins Mikrophon zu sprechen sich zu.

Aber das müssen Sie nicht verallgemeinern. Sehen Sie in unserm Büro für Neuerwesen: die Zahl der eingereichten Verbesserungsvorschläge — : wenn etwas von Literaturtheorie populären Charakter gewann, dann was man typisch nennt; einen Autor des den Abschnitt einleitenden Satzes anzugeben unterlasse ich nur, weil er so häufig mir nachgereicht wurde, und zwar jeweils zu einer Geschichte, die der Betreffende, ohne eigens aufgefordert zu sein, des Mitteilens wert hielt, beispielsweise jener Ingenieur, der mir Unfälle schildert und unvermutet in Bitterkeit verfällt.

„sind Sie nämlich verantwortlich“ (aus Hilfsbereitschaft hatte ein Elektriker eine Grubenlokomotive, wie üblich ohne Berechtigungsschein, gesteuert, die Verletzungen waren tödlich) „kennt kein Freund Rücksichten, bloß mit dem Rücken zur Wand, die wollen ein Papier sehen, daß der Mann belehrt war, oder daß Sie den Mißstand angezeigt haben, schriftlich, nur Schriftliches, ist der Mann selbst schuld sind alle zufrieden, an Sie denkt andernfalls keiner, ein halbes Jahr Prämienentzug“

oder ein anderer, manches läßt sich schwer aufschreiben. Drittes ist ungewiß, zum Beispiel Abiturienten: „Früher hörten wir Radio Luxemburg, dann DT 64, seit die nun lahm sind müssen wir eben auf Luxemburg zurück“: das Ministerium, warnt ein Freund, ließe das möglicherweise durch, jedoch der Schulrat, und dann auf den Kopf von Direktor Bösemüller. Indessen könnte ich der Wahrheit entsprechend dazustellen, daß ich keinen finde, der in der Bundesrepublik leben möchte, freilich mit dem Zusatz zum Nein: mal hinfahren, ansehen. Wiederkommen. Dann möglicherweise das Bild, das auf Direktor Bösemüller während eines abendlichen Rundgangs von der Wand einer Knabenstube zugleich fremd und vertraut anmutend schaute, ich weiß nicht der Porträtierte im weißen Mantel oder sich die Pfeife anzündend, Sie erraten: nicht Bismarck, sondern Josef Wissarionowitsch, er würde doch rehabilitiert, wußten die Schüler, oder seis schon. Mein Freund rät mir einzurücken, der Abgebildete habe schließlich auch mehrere nicht unbeachtliche Schriften verfaßt; ich berichte den ausgedehnten Briefwechsel mit ausländischen Schülern, eine teils auf- teils abflauende die Sprachfertigkeit fördernde Beschäftigung nicht ohne modischen Akzent, einer, künftiger Journalist, rechnet 24 Partner auf, England, Australien,



Sowjetunion, Schweiz (von wo eine Siebzehnjährige schreibt wie unterdrückt wir hier sind, darauf höflich aber fest aufgeklärt wird). Vietnam ist nicht darunter, dorthin indessen schrieb eines Tages einem andern ein Mädchen. Nahm dieser fälschlich an, der Brief war fingiert, der folgende begann mit einer Entschuldigung: die Absenderin habe nicht eher sich zu melden vermocht, because the Americans bombed down our village and my poor old grandfather was burned within the flames, oder ähnlich, der Empfänger merkte es am schwachen Englisch, die halbe Schule habe da tagelang gelacht, sagt man mir. Nur antworte ich, ich könnte da kaum lachen, all dies mag dazugehören.

Kompliziert, aber die meisten entwickeln sich. Werkdirektor Schirmer nennt Beispiele, der Klub Junger Techniker, 170 Jugendliche, meist Lehrlinge, 30 Ingenieure als Betreuer, die Abteilungsleiter verantwortlich für ihre Abteilungsklubs, eine Anlage zur schnellen Bestimmung des  $K_2O$ -Gehalts im Rohsalz, eine zentrale Meßstation, aus der sich durch Anwählen jederzeit die wichtigen Werte erfragen lassen, von Lehrlingen, Klubmitgliedern erbaut, die Liste ist lang, das  $K_2O$ -Meßverfahren in der gesamten Kaliindustrie eingeführt, vieles wird ausgestellt, Messe der Meister von Morgen: im Betrieb, Bezirk, in Leipzig (zentral).

„aber dann ein paar, fahren von einer Ausstellung zur andern, haben (in der Arbeitszeit) gut gearbeitet; unter Anleitung, nie selbst konstruiert, und halten sich für Erfinder, werden ausgezeichnet, verlieren die Maßstäbe: ein Jahr lang in Referaten als Beispiel verallgemeinert bis das nächste anfällt“

das war nicht Schirmer, wenngleich es gegen den Klub kaum spricht. Wie dem sei: erweist sich einer als begabt und interessiert, schlägt ihm die Betriebsleitung vor, an der Berufsschule das Abitur zu erwerben, schickt ihn (1 Jahr) durch die Abteilungen, delegiert ihn (unter Vertrag) zum Studium (Freiberg in Sachsen), in diesem Jahr 25; ob aber das Werk nicht, wie anderswo die Genossenschaften, Fangbecken ist für aus der 6. oder 7. Klasse Entlassene, nach dem Spruch Dafür Reichs? Es reiche nicht, widerspricht der Werkleiter, zum Beispiel über Tage: kaum einer, Verwaltung ausgenommen, doch selbst da geht vieles an eine zentrale Rechenstation, tut hier die gleiche Arbeit wie vor 3 Jahren, Modernisierung, Rekonstruktion (bei laufendem Betrieb), das wissen wir, registrieren dennoch Schirmers Unsicherheit: haben wir doch mit Zwischenblick auf haarwärts gezogene Stirnhaut, Skepsis andeutend abwärts gepreßte Mundwinkel eines in der Berufsschule lehrenden Ingenieurs dort gefertigte schriftliche Arbeiten eingesehen, erraten daß karmax, Orthographie original, Karl Marx meint, uns, ihn gefragt, ob wohl der Verfasser wisse daß es sich um eine Person handelt, sodann nach der siebten ähnlich oder derber die Phantasie beanspruchenden Arbeit, von der vorangegangenen Grubenbesichtigung erschöpft, die Lektüre eingestellt,

möchten Sie Berufsschullehrer sein (500 Jugendliche in Ausbildung, weitere 600 im Werk, und was verbringen die nach Feierabend?)?

Morgen wäre Gelegenheit, abgesehen von den Hospitationen Staatsbürgerkunde (12 b) und Russisch (12 a)

— die Inkongruenz subjektiver und objektiver Zeit dann anschaulich, begründen Sie die Überlegenheit der sozialistischen über die kapitalistische Gesellschaftsordnung, in 45 Minuten, bei bisweilen heftiger Diskussion (obgleich man, ab 7 Uhr, die leicht säuerliche Luft des Klassenraums atmet, das nicht vom Lid bedeckte Segment des Augs als übermäßig schmal empfindet, hinzu diese Beleuchtung): der Arbeiter in Westdeutschland ist an Produktionssteigerung nicht interessiert, weil dann die Krise droht; na; auf Claudias Einwand betreffend das bei Roßlebener Kaliarbeitern durchaus nicht gleichmäßige Interesse an Mehrproduktion antwortet der Lehrer: da zeige sich welche Überzeugungsarbeit noch vor uns liegt — so emulgieren die Kategorien, Wesen Erscheinung, Subjektives Objektives, und weshalb ist das Gesetz der Übereinstimmung von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen das allgemeinste? weil es überall gilt! richtig!, die allgemeinste Eigenschaft von Dreiecken ist: sie haben drei. Aber Russisch: wird auf Russisch gelehrt von Direktor Bösemüller, zügig mit gelegentlich sarkastischen Einlagen unter Benutzung der PIONERSKAJA PRAWDA, ein Organ das mit seiner Heimatsprache kaum anders verfährt als hiesige Blätter mit der ihnen ausgelieferten deutschen, seitdem argwöhne ich, irgendwelche sympathischen Fremdländer möchten an Texten der TRIBÜNE in Deutsch ausgebildet werden, oder nach der neuen deutschen literatur —

morgen also wäre Gelegenheit die Pfarrer aufzusuchen, Werkdirektor Schirmer wird in der Bezirkshauptstadt Halle beschäftigt sein, der Bezirkstag beschließt den Plan 1966 und, hofft Schirmer, damit den Schulneubau Roßleben (10klassige Oberschule); „muß sehn, einen Beschlußentwurf zu erwischen, steht die Schule wieder nicht drin schleunigst aufs Rednerpult.“ So fragen wir abschließend kennt Werkleiter Schirmer Zeichenlehrer Schüttenhelm (ja), dessen Geschichte länger zurückzuhalten schiene unbillig.

— die Staatssicherheit rief an.

Oder eine Stimme, die sich auf glaubwürdige Art auswies. Nun war Schüttenhelm, wie sich aus den Fragmenten der Berichte folgern läßt, bereits nicht mehr anwesend, doch konnte die Richtung in der er sich entfernt hatte ermittelt werden, die Genossen, es bot keine Schwierigkeit, holten ihn ein, er entstieg dem PKW in der Kreisstadt, wurde, wie das zu gehn pflegt, in einen Raum geleitet, wohl bleich. Verständnis, jedenfalls, wäre aufzubringen, Schüttenhelm sah sich Ölbildern gegenüber, es sollen 80 gewesen sein, Postkarten nachgemalt, Wald-

seen, Alpen, Wälder im Herbst, Rosen und brünstiges Wild, falls das eine Vorstellung ungefähr zu vermitteln geeignet ist. Die Gemälde sollen von zwei in einem Wartburg vorgefahrenen Männern in Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften tätigen Bauern überbracht worden sein, mit der ich weiß nicht in welchem Ton gegebenen Versicherung, dies sei eine Prämie des Landwirtschaftsrates, verliehen für Einsatzfreude auf den genossenschaftlichen Feldern, das Bild komme 1 000 Mark der Deutschen Notenbank, da es jedoch als Anerkennung gedacht sei begnüge sich die Behörde mit der Erstattung der Material- und Transportkosten in Höhe von 200.— (zweihundert), im übrigen sei das Werk, von hohem künstlerischen Rang, mit französischen Farben auf westdeutsche Leinwand gemalt, was es gegen bei gängigen minderen Qualitäten zu gewärtigende Verfallserscheinungen von vornherein immun mache. Die Sicherheitsorgane ihrerseits wurden, heißt es, aufmerksam durch eine vom Kreislandwirtschaftsrat weitergeleitete Beschwerde eines Bauern, der, seine im Fleiß ihn keineswegs übertreffenden Kollegen rundum ausgezeichnet, sich übergangen fühlte. Sei es in einer Anwendung ungezielten Argwohns, sei es in Zweifel über die Exaktheit der Kalkulation hatte einer der ausgezeichnet Geschädigten die Nummer des vorgefahrenen, um ein Kunstwerk erleichtert sich entfernenden Wartburg notiert; das rückhaltlose Vertrauen der Betrüger in das mehr als 1 zu 80-fache Vertrauen der Bauern zur Kunstpolitik unserer Landwirtschaftsräte erwies sich als Verhängnis, sie wurden gefaßt. Zeichenlehrer Schüttenhelm bestimmte, als Experte, den Kunstwert der sichergestellten Objekte, das konnte durch eindeutige Handbewegungen erfolgen. Ihr seht, leitet er vorm je wöchentlich für 2 Stunden sich zusammenfindenden Zeichenzirkel, 2 Jungen 12 Mädchen, den Übergang zur Arbeit ein, wie viel noch zu tun bleibt den Kunstsinn unserer Menschen zu entwickeln; wir wollen heute erstmals ein Porträt versuchen.

Kali ist ein silberweißes, sehr weiches Metall, das sich leicht schneiden läßt; seine Dichte ist 0,6, sein Schmelzpunkt 63,5 °. Es muß unter Petroleum aufbewahrt werden, da es sonst sofort durch den Sauerstoff der Luft oxydiert wird. Im periodischen System der Elemente gehört das Kalium in die Gruppe der Alkalimetalle: Lithium, Natrium, Kalium, Rubidium, Caesium. Man stellte schon frühzeitig Pottasche (kohlensaures Kalium) dar, indem man Holzasche auslaugte und die Lauge in eisernen Töpfen (Pöten) eindampfte und in hölzernen Fässern erstarren ließ. Das Wort Kalium selbst stammt aus dem Mittelalter; es leitet sich von der arabischen Bezeichnung „al kali“ für Asche her. Die Kalisalze haben sich in der Zechsteinzeit beim Austrocknen eines Meeresteils abgeschieden, der damals Mitteldeutschland bedeckte. Die wichtigsten Kalimineralien sind der Kainit, das Hartsalz und der Sylvinit. Nach dem Austrocknen des Meeres wurden die Salzlager durch Staubstürme mit Staub bedeckt, der bei späterer nochmaliger Überflutung dieses Gebietes eine Schicht von Salzton bildete, welche die Salze vor Wiederauflösung bewahrte. Justus von Liebig hatte im Jahre 1840 bei

dem Studium der Gesetzmäßigkeiten der Ernährung der Pflanze festgestellt, daß Kali neben Stickstoff und Phosphorsäure zu den Hauptnährstoffen der Pflanzen gehört. Besonders stark ist das Kali angehäuft an den Zentren des Wachstums, also an Stellen, an denen Zellteilungen oder Neubildungen vor sich gehen, oder an denen die Stoffwechselprozesse besonders intensiv verlaufen. Kalireich pflügen vor allem Samen und Früchte zu sein. Im Rahmen der üblichen Fruchtfolge muß man bei landwirtschaftlichen Kulturen mit einem jährlichen Kalientzug von rund 125 kg je Hektar rechnen. Die Auswaschungsverluste an Kali liegen je nach Bodenart zwischen 10—40 kg/ha. Eine Stallmistgabe von 300 dz/ha, die alle 4 Jahre verabfolgt wird, führt dem Boden, auf das einzelne Jahr berechnet, etwa 45—50 kg K<sub>2</sub>O wieder zu. Der Boden verarmt somit jährlich um 95—120 kg K<sub>2</sub>O, wenn ihm nicht Kali in Form mineralischer Düngemittel wieder zugeführt wird. Der Mechanismus der Kaliumaufnahme kann wie folgt dargestellt werden: Wenn in den lebenden Zellen organische Säuren mit großen Anionen gebildet werden, so treten deren H-Ionen entlang dem entstehenden osmotischen Druckgefälle infolge ihrer Beweglichkeit rasch aus den Zellen in die umgebende Lösung aus. Die Zellen laden sich dabei negativ auf und ziehen K-Ionen an. Dieser Austausch von K- und H-Ionen hält bei der Veränderung der Intensität der Säurebildung die H-Konzentration in den lebenden Zellen konstant, was eine wichtige Voraussetzung für den Ablauf der vielfältigen fermentativen Umsetzungen in den lebenden Zellen ist. So erklärt sich, daß bei der Atmung in den Geweben eine K-Anreicherung erfolgt, die dem Sauerstoff-Partialdruck parallel geht —

ähnlich könnte es während der Seilfahrt (grubenwärts) von Diplom-Ingenieur Enderlein mir erklärt sein, zum Ausgleich der bei raschem Höhenwechsel, erinnere ich recht 7 m/sec, am Trommelfell jäh spürbaren Druckdifferenz zwischen Körperhöhle und Außenwelt verhilft kräftiges Schlucken, die Kalibehälter, an die 10 Tonnen fassend, werden mit 12 oder 14 m/sec gefüllt aufwärts, leer abwärts gerissen, wo sie oben ihre Last auf ein weiteres Band entleeren sitzen zwei Arbeiter, deren einer, ob aus Mißtrauen in die automatische Anzeigevorrichtung oder weil diese überprüft werden soll? für jeden eintreffenden, seinen Inhalt auskippenden Behälter einen Strich auf ein aus einem Heft gerissenes Blatt zeichnet, die Anlage kann automatisch arbeiten, jetzt steuert er von Hand: „am Morgen muß sie erst warm werden“; der Förderturm, neu, ist über dem alten errichtet während dieser 2 Jahre und 3 Monate noch in Betrieb war, eine Leistung auf der Erde ohne Beispiel, die Förderung ruhte, statt 36, nur 9 Monate, 13 waren geplant. In der Grube (unten) geschieht der Transport des vorgebrochenen Rohsalzes (dieses von schmutzig-rötlichem Grau) auf Bändern, der von Arbeitskräften und Besuchern auf Lastkraftwagen, Motorrädern oder einem ausrangierten Jeep der sowjetischen Armee, ins unter dem Kali gelegene Steinsalz ist eine Autoreparaturwerkstatt geschlagen, in wirtschaftlichen Abständen



sind Zapfsäulen für Benzin aufgestellt. Die höchstzulässige Geschwindigkeit von 30 Kilometern pro Stunde dürfte eine psychologische Grenze markieren: besonders dem rechts außen platzierten Insassen stürzen, im bräunlichen Halbdunkel, Decke und Wand so rasch entgegen, daß einen festen Punkt zu fixieren schwierig wird.

Oder ich beziehe mich auf die Schwierigkeiten der Verständigung, als wir über Berge abgesprengten Rohsalzes, die Korngröße zwischen 0,05 und 50 Zentimetern, vor Ort stiegen um das Bohren der Sprenglöcher zu beobachten: beredt erklärt mir der Lehrhauer was bei seiner Arbeit zu beachten ist, leider scheint der semantische Gehalt der wichtigsten Wörter vom üblichen derart different, daß mehr als ein Eindruck heftiger Kompliziertheit nicht blieb. Schon eher verstehe ich die beiden Häuer, die wortreich Beschwerde führen weil der Schrappferfahrer (er bedient eine Art Stahlschlitten, der das freigesprengte Salz aus dem Stollen zieht) nach *ihrer* Leistung entlohnt wird, ob er nun eine Schicht braucht das Salz aus dem Stollen zu holen oder zwei, ihre Vorschläge: rechnen Sie nach — (sie rechnen vor) blieben ignoriert; die provokant resignative Bemerkung alles sei wohl zwecklos veranlaßt den Haupttechnologen zu einer mit Beispielen belebten Rede, man müsse bis man sich durchgesetzt habe kämpfen, wo wäre er hingekommen, nehmen wir den Fall als . . .

Oder ich gebe zu ich habe es abgeschrieben. Ich könnte dann hinweisen daß bei Jakob \* von *Flotation* bereits die Rede ist; nachdem ein Band das Rohsalz in die Mahlanlage transportiert hat (vor der zimmergroßen Schaltwand des 5stöckigen Gebäudes zwei angelernte Arbeiter, „keine Angstzustände allein mit der Riesenanlage?“, er lächelt dünn, mag nicht erzählen wo er zuvor gearbeitet hat, doch Angst nein) wird es angemaischt, das ist mit einer hier Lauge genannten neutralen Lösung verrührt; *früher* nutzte man (siehe Pottasche) die unterschiedlichen Siedepunkte um die kaliumhaltigen von unerwünschten anderen Salzen zu scheiden, die Schwere der Arbeit soll der in herkömmlichen Karbidfabriken vergleichbar gewesen sein: das Reinsalz setzte sich an den Rändern der Bottiche fest. Das Prinzip der Flotation von der Erzaufbereitung auf Kali ausgedehnt zu haben ist das Verdienst der Roßlebener und des ihnen behilflichen Freiburger Instituts, laienhaft ausgedrückt besteht es darin daß erwähnter Maische *Amine* beigegeben werden, sie haben, sind es die geeigneten in geeigneter Konzentration, die Eigenschaft um die kaliumhaltigen Moleküle eine Art Film zu bilden, so daß diese, ein rötlicher Schaum, nach oben treiben und in einer Halle, durch die man ans andere Ende zu kommen eine Weile zu gehn hat, in nebeneinandergeordneten Wannenreihen von sich ohne Pause bewegendes Klingen abgeschöpft

\* Prof. Dr. A. Jacob, „Kali, Gewinnung und Anwendung der Kalidüngersalze“, Melsungen 1955.

werden können. Nun wäre zu erklären, daß das Auffinden der optimalen Variante der Zusätze einem unablässigen Ratespiel gleicht, statt der Reinamine mit Erfolg ungereinigte eingesetzt werden, was die Kosten senkt, die einstige Pilotanlage benutzt wird einen bisher von auswärts bezogenen teuren Zusatzstoff selbst herzustellen, oder was Amine sind, doch ich lasse die Kirche im Dorf.

Pfarrer werden von Reportern wahrscheinlich selten aufgesucht, nicht anders erklärt sich mir die beim unterschiedlichen Temperament beider Herren auffallend sich ähnelnde Reaktion auf meine Vorstellung: berufsbedingt Herzliches wechselt zur unschlüssigen, mit schmalen wenig beweglichem Lächeln bewehrten Reserviertheit. Dennoch weist mir Pfarrer Lange unter persönlichen Mühen (eine schwere Bank ist zu rücken, ein Schlüssel zu finden) das einzige Baudenkmal des Orts das zu besichtigen gelegentlich Kunstprofessoren mit ihren Schülern erscheinen: eine zum Hinterhof, oder von dort ins Haus, führende Renaissanceporche. Weiter einen Kanonenofen, der den mit wenigen Kirchenbänken bestellten unter Hinzunahme von Stühlen 100 Personen Platz bietenden Estrich für den sonntäglichen Gottesdienst zu erwärmen bequem in der Lage sei, zwar könne die Kirche, einst über einer kleinen Kapelle errichtet, freilich nicht bei laufendem Betrieb, elektrisch beheizt werden, doch sinke die Voltzahl allzuoft unter den Normalwert, so daß man winters vorlieb nehme — obwohl das Pfarrhaus zu jenen zählt die betretend der Besucher die eignen Bronchien zu hören glaubt, der älteste Stein mag vor 1000 Jahren eingemauert sein.

„— wie anderswo hat äußerlicher Rückgang auch hier Selbstbesinnung, also Festigung wenn nicht bewirkt, so doch eingeleitet, ein vielleicht heilsamer Prozeß, zuversichtlich: ein beständiger regsamer Kern“

ihre Sprachregelung haben sie hier also auch. Kontakt zur Jugend? kein schlechter; aus der Oberschule? mal ja, mal nein — Pause — zur Zeit nein; „es heißt den Ton finden, *Aufgaben*, einer hingegeben repariert unsere Turmuhr, andere betreuen alte Gemeindemitglieder“. — (Mein Wunsch: 1 Turmuhr für die FDJ, oder 2.) „Wäre ich weniger eilig, hätte ich abzulegen Sie bereits gebeten“, dennoch kommen wir ins Gespräch, Erinnerungen, 1953 (was eigentlich macht ein Gesicht, nun in unverwundener Bitterkeit gerötet, so prägnant evangelisch?): wer wollte, was wir mit der Entlarvung der Jungen Gemeinde damals uns leisteten, rühmlich nennen?, daß unser Abitur so zeitig lag, nenne ich eine glückliche Fügung, anders hätte ich möglicherweise Grund hier nicht vorzusprechen. Immerhin einigen wir uns, 1953 sei, im Vorwärtsschreiten, überwunden, so daß ich bemerken kann nun hätte ich Ofenwärme unterm Mantel ausreichend akkumuliert; zum Ausgleich bekomme ich das Renaissanceportal zu sehn, „und, um es zu wiederholen, die Kirche lebt, ein Konzentrationsprozeß statt früherer Extensität“.

„Geschichte studiert: hier? Leider ist dann das Ihnen vermittelte Bild nicht objektiv; leicht zu beweisen, ich hatte Gelegenheit auch Schriften aus dem anderen Teil Deutschlands einzusehen. — Die Kirche? Wie Sie wissen seit der Reformation der Welt im großen zugewandt, wir begreifen unsere Arbeit als Verantwortung: Aufgabe des Glaubens führt zu Maßverlust und Subjektivismus. Beispiele Hitler oder auch Stalin, die zu Verbrechern wurden, nachdem sie von der Kirche sich gelöst hatten. Franz Josef Strauß? Folgt er den Geboten der Kirche, wird was er tut richtig sein. Manche möchten die Kirche für den Aufbau des Sozialismus benutzen — wir lassen uns nicht zum eigenen Totengräber machen. — Unvorstellbar: unser Bischof darf nicht herein aus Fulda! Staatsgrenze? Die Kirche kann zeitweisen Änderungen nicht mitlaufen, mit Politik hat das nichts zu tun. Im Gegenteil, man trägt sie hinein: der Brief der polnischen Bischöfe. Den Bischöfen ging es um Versöhnung, statt dessen verlangt man Stellungnahme zur Oder-Neiße-Grenze: das ist als Politik nicht Sache der Kirche. (Pius XII. hat viel für die Juden getan, man muß auch schweigen können.) — Marxismus, leider: nichts als katholische Religion mit negativem Vorzeichen. Ich kenne mich aus, habe mehreres gelesen. — Religion unter anderem aus Magie und Animismus hergeleitet?: Pseudowissenschaft, der Vormensch hatte den *reinen* Glauben, Animismus war bereits Dekadenz. Beweis: Ein Priester erwarb sich das Vertrauen der als polytheistisch angesehenen Feuerländer, erlernte die Sprache, entdeckte ihren heimlichen Monotheismus! — Zum Gemeinderat? führt lediglich Anweisungen aus. Der Bau einer Kirche wird uns nicht genehmigt, da wir die evangelische nur zu ungelegenen Zeiten benutzen können möchten wir eine eigene: man läßt uns leben, doch gibt uns nichts zum leben. — Arbeit mit der Jugend? Intensiv. Heilige Schrift, Dogmatik. Vorbereitung aufs Leben. Familie, Ehe, Brautchaft. Wie man sich in der Öffentlichkeit bewegt. Allgemeinbildendes: Baustil. Twist lernen bei mir? woher haben Sie das? Ich selbst bin total unmusikalisch. Wenn gelegentlich, dann um den modernen aufs Sexuelle gerichteten Tänzen einen Sinn zu geben, veredelnd. Politik? Wie ich schon sagte überhaupt nicht“

das war der katholische Kollege, ein wenig jünger als ich, der die Dorfjugend um sich schart. Wenn Sie objektiv berichten, wird es wohl nicht gedruckt; meint er zum Schluß. Gelegentlich fällt es schwer Zorn unterzuschlucken. (Auf wen denn?) Ja, ich hätte zuvor den Weg beschreiben sollen. Hinter dem Bahnhof nämlich setzt sich Roßleben fort:

Tag, Mittag, auf den Schlamm fällt Sonne, Arbeiter graben die hügelan führende Straße auf für die neue Wasserleitung, rechts 2geschossige Siedlungshäuser deren Abfluß noch im Rinnstein endet, ich halte mich links: die Neubauten. Zunächst 3-, dann 4-, schließlich 5stöckig, wild nach offenbar mehrmals geändertem Plan in die Gegend gesetzt (der für Kinderhort und Löschteich-Planschbecken vorge-

sehene Platz mußte, erfahre ich im Gemeindeamt, mit Wohnblocks bebaut werden, da ein Teil bereits aufgeschlossenen Baugrunds sich als ungenügend fest erwies) umgeben von feuchtem braunem durch Gefährte und Schuhwerk mit Mustern unterschiedlicher Art überzogenem Acker: die Wege sind noch nicht hergerichtet, die Jahreszeiten gehn ins Land, doch eine andere Firma ist zuständig. Zwingen Sie sich dennoch, wie ich, vorbei am einzigen für die 2000 neuen Einwohner errichteten Lebensmittelladen, fertigen oder halbfertigen, dementsprechend in Gelb oder rohem Grau die Sonne mehr oder weniger rückstrahlenden Großblockhäusern, Traktoristen, Kindern die in Pfützen rühren, oder waten, gelangen Sie schließlich zum flach in eine Senke vorspringenden, mit abgelegtem Werkzeug, Moniereisen, Kabeltrommeln, zersplitterten oder anderswie unbrauchbaren Betonteilen belegten Gerümpelplatz; von dort haben Sie, neu und hoch, das katholische Pfarrhaus im Blick, vor dem ein geschätzt 4 Meter aufragender Christbaum bei einbrechender Dunkelheit das Licht seiner elektrisch gespeisten Kerzen übers Dorf sendet als ein Zeichen.

Da lob ich mir meine Arbeiter-und-Bauern-Macht.

Sie heißt in Roßleben Bürgermeister Stockkamp und Bürgermeisterstellvertreterin Vethke; Stockkamp, an die 40, Arbeitertyp, leitet sachlich und auf Kürze drängend die Ratssitzung, Genossin Vethke assistiert freundlich energisch, beide haben ihr Amt im Oktober übernommen und wünschen sich vom Ratssitz zur Wohnung einen unterirdischen Gang: auch ich habe den Wind aus seit 7 Tagen unverrückt vor den Häusern wartenden Müllkübeln und -kartons die Asche übers Pflaster treiben sehn, die Arterner Müllabfuhr konnte des Glatteises, kann nun des Tauwetters wegen den Abladeplatz nicht befahren, so daß die Einwohner sich weigern die Abfuhrgebühren zu zahlen, oder sie schiefen Blicks auf dem Gemeindeamt abliefern, oder: des Bürgermeisters und seiner Vertreterin Heimweg durch Schmähreden beeinträchtigen. Und sehen Sie, Roßleben:

wuchs in 10 Jahren um 2500 Einwohner auf 6000. Das Kaliwerk wirbt Arbeitskräfte, technisches Personal vor allem: Wohnungsbau. Die Leute reisen an, meist jung verheiratet, ein Kind, oder eins wird erwartet. VEB Heinrich Rau verliert die zur Arbeit eingesetzten Strafgefangenen — Zusatz- und Sonderpläne: Wohnungen. Ein Gesetz begrenzt nun die durchschnittliche Wohnfläche auf 49,5 m<sup>2</sup>. Werkleitung, Parteisekretär Hackel, Bürgermeister verfassen vergebliche Eingaben. Zu dritt in einer Zweizimmerwohnung mag angehn? zu viert? und wenn die Kinder älter werden? Mittel für Nachfolgeeinrichtungen: Kindergarten, -krippen, Straßenbau und -beleuchtung, Läden, Dienstleistungsbetriebe von Jahr zu Jahr gestrichen. Die 10klassige Schule lehrt in 2 Schichten in 6 Gebäuden, eins ehemals Schuppen. Für die seit 1956 geplante Schule (ist sie nun genehmigt?) werden heute die Möbel geliefert: bestellten wir sie nicht verfielen das



Geld. Eine einstige Gärtnerei außerhalb des Plans mit Industriegeldern als Kindergarten eingerichtet: 125 Plätze, aber zu wenig. Die Frauen, bei der Werbung hatte das Kaliwerk auch für sie Arbeit versprochen, sitzen zu Hause, ausgehen wohin? verlangen Beschäftigung — selbst wenn die Gemeinde alle Kinder unterbringen könnte fehlte es an Arbeitsplätzen, was heißt verlangen: regelrechte Auftritte. So unsere Probleme. Von früh bis nachts, können Sie mir glauben, und manchmal schläft man schwer ein, obwohl: hat der Tag 14 Arbeitsstunden ist's Glück.

16 Uhr tagt der Gemeinderat: die Dachrinnenreparatur für die Goetheschule muß wieder gestrichen werden; eine Hälfte der Turnhalle ist zu sperren, da die Balken faulen; zur nächsten öffentlichen Ratssitzung Bericht der Direktion des Kaliwerks über den Plananlauf 1966: gut wäre die zuständige Kommission bereitete sich vor: möglicherweise ist sie in gewissen Punkten anderer Meinung als der Berichterstatter; Familie Löffelholz lebt mit 6 Kindern in 3 Räumen, bei Frau A. steht eine geräumige Wohnung leer, doch eine Decke stürzt ins Zimmer, die Baukommission? ist bereit die Feierabendbrigade zur Reparatur zu schicken, Kollegin Vethke setzt sich mit den Erben in Verbindung, andernfalls ein Zwangskredit; in den Kindergarten I müßten Kachelöfen, das eingesparte Heizmaterial wiegt die Investitionskosten auf; der VEAB beantragt wie in den Vorjahren die Spechtsche Mühle als Getreidelager, bietet einen Pachtvertrag —: allgemeiner Protest, VEB INDUCA Dresden will dort einen Teilbetrieb einrichten, Blitzschutz und Ankerwicklei, Arbeit für 60 bis 80 Frauen: weit günstiger als die bislang geplante Stofffärberei (5 Arbeitsplätze, erhebliche Umbaukosten), wohin aber lagert der VEAB sein Getreide, quartiert man VEB INDUCA besser zu Dr. Hötzold, wo früher Parkett produziert wurde? dem VEAB jedenfalls wird einstimmig abgesagt, zunächst, 80 von 200 Frauen wäre geholfen. Ein Bäcker, guten Leumunds, beantragt Gewerbeerlaubnis und bekommt sie. Mittlerweile ist es Abend: dunkel: Roßleben ein Dorf. Eine Reportage, wie hört man die auf?

(Oder was immer es ist.) Mit dem Dorfpolizisten? (Viel Randalierer, Kriminalitätsschwerpunkt im Kreis, Montage- und Bauarbeiter in Baracken, Lehrlinge in Wohnheimen, freie Abende und 4 Kneipen.) Mit der Berufsausbildung für Schüler? Die wird, atmen die Lehrer auf, abgeschafft. Mit dem Schüler-Faschingsball? Aber dort spielen sie Beat, und die Liebe blüht.

Oder gar nicht. Es möchte sein man geht einfach, tritt, morgens nach dem Fest, sehr früh, vor die Schulpforte, im Rücken das steinerne Gebäude (bedrohlich sich selbst ähnelnd), die 50 Schritte, zögert nicht neben der Glocke, CATHARINAE LUCIAE VON WITZLAEWEN, hier wäre Gelegenheit sich rückschauend umzuwenden.

*Und Wo Ist Das Neue?* ach, sage ich und vergesse, nach diesen Monaten, meine Zurückhaltung erstmals, lernen Sie lesen!

aber ich behalte die Richtung bei, 0 oder 360 Grad, der Schnee nicht mehr glitzernd, sondern als Wasser die Pflanzen nährend (seitab des Wegs jedenfalls), das Schwarz verwitterter Zäune, der von Tor und der senkrecht zum Hauptgebäude stehenden äußern Begrenzung des Wegs gebildete meines Erinnerns unverändert spitze Winkel, das Backsteinhaus, die Kirche: kippt, nehme ich die Gasse, ihr Schiff nach rechts, hinter innen vermutlich mit Haken gesicherten, später, heute ist Sonntag, zurückgeschlagenen Fensterläden, abgesplittertes Graublau oder Grün, wohnen Bewohner ein (in den Neubauten auch), die Arbeitswoche beginnt morgen Montag. Mein Bus vermeidet den Weg durch den Ziegelrodaer Forst, an einer Kreuzung werde ich, nach einer Wartezeit von 35 Minuten, in die Linie nach Halle umsteigen können.

Heinar Kipphardt  
Gedichte

LEHREN

Seht, sagen sie, ihr habt zu essen  
und Fleisch, dreimal die Woche,  
von dem ihr das Fett abschneidet  
ein Wunder.  
Denn es hat zu essen in dieser Welt  
statistisch  
von dreien nur einer,  
und der ißt kein Fleisch.  
Und ihr habt uns den Krieg verloren.  
Betet,  
und haltet Maß in euren fleischigen Ausschweifungen.  
Seid dankbar.

Seht, sagen sie, ihr sitzt in Wohnungen,  
in die es nicht hineinregnet  
und, wenn es Winter wird,  
stellt ihr die Öfen an.  
Ihr badet zweimal die Woche  
in eigenen Wannen, wohligh,  
und zweimal die Woche beschlaft ihr  
die schönen, die rundlichen Frauen,  
die dreimal Fleisch gegessen haben.  
Das hat, statistisch gesehen, in dieser Welt  
nicht der zwanzigste.  
Und ihr habt den Krieg verloren.  
Ein Wunder.

Heinar Kipphardt: Gedichte

Bequem in die Sessel gelehnt, am freien Sonabend,  
sagen sie, im eigenen Kino,  
genießt ihr ein Fußballspiel,  
oder den Besuch einer Königin,  
oder das Wort zum Sonntag.  
Und trinkt, statistisch berechnet,  
zehn Flaschen Schnaps im Jahr  
mit euren schöneren Frauen,  
und die gesünderen Kinder  
trinken am Morgen Kaba.  
Während im fernen Vietnam andere  
für euch andere Häuser zerschmeißen,  
unfreie,  
fährt ihr ins schönere Grüne  
im eigenen Volkswagen.

ZEITUNGSNOTIZ

I

7. März 1964

In Durham, England, lese ich,  
sei die Kathedrale unbenutzbar, zeitweilig,  
und bedürfe der Weihe,  
weil sich auf ihrem Hochaltar  
ein 52jähriger Arbeitsloser die Kehle durchschnitten  
mit einem Rasiermesser.  
Wie er das Werkzeug ansetzte,  
oberhalb des Kehlkopfs, fachmännisch,  
soll er gerufen haben:  
„Ich sterbe, also bin ich!“  
Der Küster, einziger Augenzeuge,  
in der cartesianischen Philosophie aber unbewandert,  
betont das Theatralische des Vorgangs.



II

10. April 1964

Wenn Generale sterben  
im sprichwörtlich hohen Alter,  
mens sana in corpore sana,  
hinterlassen sie gerne auch  
Ewiges.  
So gab der General Douglas MacArthur  
sterbend ein Interview,  
daß er den Lauf der Geschichte stark geändert hätte,  
wenn man ihn 30 bis 50 Atombomben  
auf China hätte schmeißen lassen  
im Jahr des Koreakrieges  
und einen radioaktiven Kobaltgürtel hätte legen lassen  
von der Japanischen See  
zum Gelben Meer.  
Zu seinem Kollegen Eisenhower,  
Präsidentschaftskandidat damals,  
will er gesagt haben:  
„Sie haben die größte Gelegenheit von Gott  
seit der Geburt von Jesus Christus.  
Wenn Sie das durchführen,  
werden Sie in die Geschichte als ein Messias eingehen.“  
Unglücklicherweise habe ihn Eisenhower nicht unterstützt,  
weil er, MacArthur, einige Zeit zuvor,  
dessen Präsidentschaftskandidatur nicht unterstützt habe.  
So sei sein dynamischer Plan,  
den kalten Krieg zu beenden,  
und definitiv,  
gescheitert.

BEOBACHTUNG

In den Rosen hängend, die Meisen  
fressen die Läuse.  
Wo, wären die Läuse eßbar im heiligen Vaterland,  
wären die fleißigen Meisen?

In den Rosen hängend, die Meisen  
fressen die Läuse.  
Das zu studieren empfehle ich  
den Revolutionären.

SOLDATENLIED

(Nach einem anonymen chinesischen Gedicht aus der  
Han-Zeit, 25—220 unserer Zeitrechnung)

Wir kämpften nördlich der Schneewüsten,  
Wir fielen südlich der Sümpfe,  
Bekotet im Suhl, grablos,  
Den Krähen zum Fraße.

Fragt die Krähen:  
„Die den Schneewüsten entkommen sind  
Und den Elefantenschlachten, wie  
Entkommen sie euch, den Krähen?“

Fragt den Kaiser:  
„Warum marschieren sie bis an das Ende der Welt?  
Um zu verenden in einer Abortgrube?  
Gab es nicht nähere Abortgruben, Kaiser?“

## Günter Kunert

### Betonformen

*Impressionen 1966*

„Vor einigen Wochen dachte ich, daß ich gerne mit angesehen hätte, wie die Gräser und Sträucher, Dornen und Wurzeln im Wechsel der Jahreszeiten, im rauschenden Regen des Ettersberges, im Winterschnee und der kurzen, gleißenden Aprilsonne, wie sie unaufhörlich, beharrlich, mit der Beharrlichkeit der Natur, während schon das ächzende Holz auseinanderklafft, während schon der Beton unter dem Andrang des Buchenwaldes wieder zu Staub zerbröckelt, wie die ganze Natur unbarmherzig jene menschliche Landschaft am Hang des Hügels, jenes von Menschen errichtete Lager langsam wieder auslöscht und mit ihrem Geschlinge von Gräsern und Wurzeln die Landschaft des Lagers bedeckt.“ — So Jorge Semprun, einstmals Buchenwald-Häftling, in seinem Roman „Die große Reise“; heute, einundzwanzig Jahre nach der Rückkehr des Autors nach Frankreich, zeigen die Betonformen keine Neigung zu zerbröckeln oder zu verwittern. Noch stehen die Betonrümpfe der „Deutschen Ausrüstungswerkstätten“, euphemischer Name für eine Sklaven verschleißende Waffenproduktion, geädert von rostigem Eisengestänge; noch ragen alle zehn Schritt die Betonpfeiler ums Lager, besteckt mit porzellanenen Isolierköpfen, im oberen Viertel nach innen, dem Lager zu gekrümmt, die Schäfte umkleidet mit Stacheldrahtresten. Beton ist haltbar.

Hinter dem Areal der eigentlichen Gedenkstätte, wo Schilder wegen „Unfallgefahr“ vor dem Weitergehen warnen, beginnt ein Gebiet, unbetreten wohl seit langem, verwildert, überwuchert von Unkraut, Pflanzen, Gebüsch, durchkreuzt von Pfaden, die jährlich schmaler werden und sich bereits hier und da im Gras verlieren. Wer diese Einsamkeit durchstreift, darin sich die Stimmen der Touristen, Rufe, Laute verlieren, langsam die Stille durchwandert, kann hier eine Entdeckung machen. Zwischen Büschen und vor dem vielleicht metertiefen Fundament einer verschwundenen Baracke stehen Betonformen, die ein erster Blick nicht enträtselt. Kniehohe, teils kreisrunde, teils längliche, gewinkelte Gußstücke aus dieser grauen, so schwer zerstörbaren Masse, deren Zerbröckeln weder Semprun noch wir jemals erleben werden. Es sind genau sieben große Teile, in einer Reihe nebeneinander gelagert; eines der sieben, ein zackenreiches, wie das Ideogramm eines Blitzes, hier waagerecht liegend, ist geborsten: ein breiter Riß teilt das Stück, dessen Bedeutung dem Wanderer bald aufgeht.

In Buchenwald finden sich noch andere Betonformen: die schmalen rechteckigen Gehäuse der Arrestzellen der Bunker sind aus dem gleichen Material. Grau und

grauenerweckend diese ungewöhnlichen Grüfte für Lebende, lebend nur, bis der Scharführer mit dem assoziativ-freundlichen Namen Sommer seine unvorstellbaren Exerzitien mit ihnen durchgeführt hatte. Dann gelangten sie ins Krematorium, dessen Boden selbstverständlich aus Beton sein muß, um die schwere zwifache Verbrennungsanlage zu tragen. Beton auch der Keller darunter: damit die Haken gut hielten, an denen sich Häftlinge selber erhängen mußten oder aufgehängt wurden, wenn sie sich weigerten, mit dem Strick um den Hals sich auf eine der Fußstützen zu stellen, die dann geschäftig nacheinander ein Beamter wegstieß. Keine Träne, kein Fleck der Angst, kein Gedanke, kein Mal dessen, was hier vorging, ist geblieben: nur Beton.

Beton die Zufahrtsstraße, mächtige Platten, aus deren Fügungen schwarzes Bitumen unter der hitzigen Maisonnette quillt. Alle Jungen tragen weiße Hemden und bunte Schlipse, sorgfältig gekämmt das Haar, die Mädchen blumenbedruckte Kleider; sie lärmten aus den Autobussen, Sonderfahrten aus Leipzig, Dresden, Halle; Schulabgänger, Jugendweihlinge, zu deren Programm eine Buchenwaldfahrt gehört. Sie, die bereits nicht mehr im Deutschen Reich geboren sind, haben Golgatha nicht mehr zu „bewältigen“, für sie gehört es einfach zum Anschauungsunterricht des Lehrstoffes: „Geschichte der deutschen Arbeiterklasse“. Wie Erwachsene, wie zumindest sogenannte, die mittelalterlichen Verliese empfinden, Hungertürme, Schuldgefängnisse, Daumenschrauben, Rasselketten, knarrenden Eisentore, so wandeln manche der minderjährigen Staatsbürger vorbei an den Überbleibseln einstigen Terrors, der schon zur „guten, alten Zeit“ für die Gedächtnisschwachen geworden ist.

Heiter klingt das Kofferradio in der Straße der Nationen, zwischen den wuchtigen Blöcken, beschriftet mit den Namen von fünfundzwanzig Ländern, gekrönt von metallenen Flammenschalen, aus denen hier und da der Wind den Brennstoff, schwärzliches Öl, überschwappt und über den Granit rinnen ließ. Einige der Würfel pointieren verwitterte Kränze mit entfärbten Schleifen, ausgebleichenes Rot, Schrift, die anzeigt, daß eine sowjetische Touristengruppe ihrer unzähligen toten Landsleute gedachte, daß eine französische Delegation hier weilte, eine ungarische Reisegesellschaft. Verwelkte Sträußchen, ohne Schrift und Schleife, reden unverwandt zu den Vorübergehenden im Esperanto der Trauer. Kameras baumeln von jugendlichen Schultern: eine Schülerin fertigt einen Schnappschuß vom Verbrennungssofen, Blende drei komma fünf, Belichtungsdauer eine zehntel Sekunde: nichts wird verwackelt, die Hand ist ruhig: man macht sich ein Bild von der Technik des Tötens, weil man sich davon kein Bild machen kann — in aller Unschuld: die Vergangenheit wird verstanden, aber nicht begriffen.

Auch die Älteren fotografieren, Frauen, das Haar sorgfältig frisiert, hierhin weisend, dorthin zeigend, handtaschenschwenkend, aufeinander einredend, indes ihre Begleiter durch den Sucher starren, Motive aufzuspüren, ein Foto von der Walze zu machen, von der zweirädrigen Steinkarre, die von „singenden Pfer-



den“ gezogen wurde, oder im Weitwinkel den hohen, grauen, astlosen Baumrumpf, daran die Häftlinge an rücklings gefesselten Armen hingen, im Film festzuhalten.

Kleben sie solch ein Bild daheim ins Familienalbum? Zeigen sie es nachmittags am Kaffeetisch? Was eigentlich zwingt sie, die Kamera zu heben, auf den Auslöser zu drücken, egal, was sich vor der Optik befindet? Mit dem Fotografieren verschwindet das Sehen. Der Blick wird unbedenklich. Solchem Blick geben die Steine, die Betonrudimente, die sieben unkrautumringten Formen, keine Auskunft. Selbst die ausgestellten Fotografien, die kraß Entsetzliches zeigen, Leichenberge, menschlichen Schrott, sind doch nur ferner, fahler Reflex gewesen. Kein Negativ konnte die Totale der wahnsinnigen Wahrheit aufnehmen und wiedergeben. Das Unbeschreibliche ist beschrieben worden von Entkommenen, in allen europäischen Sprachen: der Ort, der keine Ortschaft ist, hat sich eine eigene Bibliographie zugelegt; er ist unvergleichbar seinen Namensverwandten Buchenwäldchen in der Niederlausitz oder Buchwald im Vogtland.

Es ist dies eine Stelle wie eine Narbe in der naturwüchsigen und historischen Landschaft. Eine Stelle, die keiner auslöscht, und ob's zu wünschen wäre, was Semprun tut, ist fraglich: wo er gehaust hat, der Zwanzigjährige, der Rotspanier, Resistancemitglied, in Frankreich gefangen, fünf Tage in einem Viehwagen vom Lager Compiègne bis Weimar unterwegs, dort freilich wirkt sein erbetenes Unkraut schon am Vergessen; denn das von ihm beschriebene „Kleine Lager“ innerhalb des Großen Lagers steht nicht mehr. Die fensterlosen Ställe, ausreichend jeder für achtundzwanzig Pferde, vollgepfercht aber mit eintausendachthundert Toten auf Abruf, sind spurlos verschwunden.

Von hier hat der gefangene Autor, als ihm jede Autorschaft noch fern lag, „sonntags am Rande der Bäume jenseits des Kleinen Lagers Ausschau gehalten“. Seine Bäume, die mächtigen Buchen, älter als ein Jahrhundert die meisten, sind längst gefällt. Zu Betten und Tischen verarbeitet stehen sie in Wohnungen, schweigen, erstorbenes Holz, dessen Besitzer nicht ahnen, woher es kommt: Ahnungslosigkeit, die ihre Welt in Betrieb hält. Zähes Strauchwerk siedelte sich auf dem Gelände des Kleinen Lagers an, in welchem der Zustand ganz besonders katastrophal war: die höchste Sterbeziffer gab es hier. Wegen unkontrollierbarer Seuchengefahr wurden die Pferdeställe, die Baracken dann auch abgerissen.

In der Hitze dieses frühen Sommers, die eiliges, dichtes Grün hervorgerufen hat, umhergehend, stößt man nichts weiter auf als rostiges, verbogenes Gestänge, undefinierbar der einstige Zweck, findet man Ziegelsplitter und Betonbrocken. Links vom Kleinen Lager, linker Hand von einem zuwachsenden Weg, entdeckt, wer Sempruns Schritten folgt, jene erwähnten sieben Betonformen, teils rund, teils eckig, zusammengehörig auf eine nicht gleich klar werdende Weise. An ihnen vorbei, unter den rasch aufstrebenden Pappeln dahin, mit denen nach dem Einschlag der Buchen aufgeforstet worden ist, erreicht man die

Grenze des Lagers. Ein sandiger, tief ausgefahrener Weg läuft parallel mit den Betonpfählen des früher elektrisch geladenen Zaunes um den Lagerbereich. Über Felder und Äcker hinweg erkennt man in der Landschaftskulisse, kirchtürmig, rotbedächert, das Dorf, das Semprun vermutlich gesehen und aus seiner Perspektive, der Lagerperspektive in jedem Sinne, beschrieben hat. „Hottelstedt“ heißt das Dorf.

Vom Dorf selber fällt heute der Blick auf den grünen Paravent der Natur, knapp überragt von den Dachfirsten zweier Lagergebäude. Die Betonteile sind von hier aus nicht einmal zu ahnen.

Vor dem Schriftsteller Semprun hat von der Höhe des Ettersberges ein anderer Schriftsteller Hottelstedt liegen sehen: der in Weimar ansässige „Genius der Deutschen“, wie er meist bescheiden genannt worden ist, und den Hottelstedt genauso ignoriert hat wie Jorge Semprun. Ein Dorf ist mit anderen Dingen beschäftigt als mit Literatur, Historie und Nachwelt.

Mit Eckermann war Er auf dem Hügel, wo Er jugendbewegt einstmals seine Initialen in eine Rinde geschnitten, wo Er etwas bedeutend Unwichtiges gesagt hat, ahnungslos, zukunftsicher, statt seinen Satz nach der Kanonade von Valmy zu wiederholen: es wär' weitsichtiger gewesen. Semprun, ganz ohne Sekretär, angewiesen auf die Qualität seines Erinnerungsvermögens, konnte berechtigt sagen, von seinem mörderischen Hier und Heute gehe eine neue Epoche der Weltgeschichte an, und er sei dagegewesen: die Epoche des Betons und die mit ihr verbundene Ungewißheit, welchem Zweck dieser schwer zerstörbare Baustoff sich verbindet. Ob Bunker daraus, ob es Raketensilos werden, ob Wohnblocks, Hotels, Autostraßen oder ob in drohend-friedlicher, unzertrennlicher Mischung das eine wie das andere: exemplifizierter Widerspruch.

Goethe hat Glück gehabt, einhundertzehn Jahre, nachdem er auf dem Ettersberg die Buchenrinde nach seinen Initialen abgetastet hat, hätte er seinen Baum nur als Häftling besichtigen können. Auch sein Weimarer Grufnachbar hätte die Zeit sicherlich nicht überlebt: als politischer Häftling, mit dem roten Winkel markiert, wäre der revoltierende Militärarzt, der Deserteur und Aufwiegler Schiller wegen „Zersetzung der Wehrkraft“ und „Verbreitung kommunistischer Propaganda“ nach Buchwald verschickt worden.

Die Gattin des Kommandanten, Frau Ilse Koch, Initiatorin der Enthäutung tätowierter Gefangener, hätte sich aus dem Dichterhaupt einen Schrumpfkopf vom SS-Hauptsturmführer Doktor Müller anfertigen lassen, als Heimschmuck und Andenken. Und des armen Jakob Michael Reinhold Lenz beginnende Umnachtung würde dem Kranken nicht ein letztes Plätzchen bei Goethes Schwager verschafft haben, sondern einen Platz im Transport zur „Heil- und Pflegeanstalt Bernburg“, aus der kein Kranker jemals wiederkehrte.

Ungestört im Dämmerlicht der Fürstengruft, still in einer unterirdischen eisigen Kälte, ruhen die beiden deutschen Klassiker, Schiller rechtens auf dem linken Platz.

Man trifft wochentägliche Besucher; sowjetische Offiziere kommen über den Friedhof vor dem Frauentor, gemächlich im Sonnengeflimmer unterm dichten alten Blätterdach spazierend, Lichtreflexe auf Orden, Ehrfurcht in Mienen, Besuch, meine Herren Kollega, Besuch, für den ihr leibhaftig seid und lebendig durch eine Substanz, die unverweslich, keiner Erosion und Korrosion unterworfen und sogar dauernder als Beton ist: euer Wort.

Indes schlurften wir durch den Sand, streifen ums Lager, durch Staub, pulvrig, aufstäubend, schmale Schneise mit knöchelbrecherischen Räder Spuren. Schlurften an den Betonpfählen vorbei. Ein Greis schichtet trockene Äste, splittrige Zweige auf einen Karren, das Gesicht über die verrunzelten Hände gebeugt: eine einsame Gestalt, wahrscheinlich aus Hottelstedt, von dem aus man früher mehr vom Konzentrationslager sah als heute. Gefahrlose Holzsuche zwischen den Betonpfählern, Heizung für den Küchenherd, für den Ofen, auf dessen Knistern und Knacken man in langen Winterabenden lauscht. Die Dorfstraßen liegen verlassen. Mittag. Mittagshitze. Ein Hund reckt sich im Schatten, unter einem Vorbau raucht ein Rentner Pfeife. Weder im Sand noch auf den Katzenköpfen des Pflasters hat sich Sempruns Sohlenabdruck erhalten: hier, sagt er, hat er aus einem Brunnen Wasser geschöpft und getrunken: hier ist nur eine gußeiserne Schwengelpumpe, davor eine Pfüte und schlaffe, müde Enten.

Hierher kommt kein Tourist, und keiner umkreist das Gelände, auf dem die Baracken abgerissen worden sind und auf dem sich seither leere, schottergefüllte Recktecke vom Appellplatz den Hügel hinunter erstrecken, überragt vom Krematorium, vom Lagermuseum und dem Gebäude der ehemaligen Effektenkammer.

Ein Weg, scheinbar ohne Ende. Ein Weg ohne Spaziergänger, ohne Wanderer, ohne das Indiz eines Hackenmusters im Boden, der an geschützter Stelle noch feucht von der Nacht ist. Einsamkeit.

Den Weg weiter, vorbei an der Gärtnerei, die immer noch betrieben wird, aus dem Schutz der Sträucher kommend, gerät man ins Blickfeld eines wütend kläffenden Wächters, eines deutschen Schäferhundes, der wild an seiner Kette zerrt und springt, Nachkomme der Tiere, derer sich die SS bediente. Sich überschlagendes, unaufhörliches Gebell verfolgt den Wanderer und verklingt erst nach einer Weile.

Die alten Damen, gemütlich Kaffee schlürfend, Eisbecher auslöffelnd unten in Weimar am Grünen Markt, im Haus „Resi“, Abkürzung des früheren „Residenz-Cafés“, sind wahrscheinlich nie, auch als sie noch besser zu Fuß waren, diesen Weg gewandert. Geschäftig erscheinen sie am Nachmittag, allein oder in Grüppchen, sitzen um Tischchen, weißhaarig, grauhaarig, plaudernd, übriggebliebene Hälften von Ehen, deren männlicher Teil meist zuerst vergeht. Die Männer erliegen früher der Last von Zeit und Zeitläufen. Nachher trinken die Witwen Kaffee und unterhalten sich. Worüber reden sie an den kreisrunden Tischen, die Tasse mitten auf der Strecke zu den fleißigen Lippen gebremst: Über

Semprun? Über Betonteile in der Form von Buchstaben, abgelegt im besucherfreien Teil des Lagers, rauhe, harte Gußstücke, deren Reihenfolge einen Sinn ergibt? Man müßte die zentnerschweren Brocken mit sich tragen, um nicht zu vergessen.

Vergessen: ärgster, doch unaufhaltsamer Schwund der Vergangenheit, vor deren Rekapitulierung nur Nichtvergessen schützt.

Der jüngere Mann, der die Gruppe von Mädchen und Jungen aus dem Krematorium herausführt und sie in dem kleinen, bretterverschalten Hof um sich versammelt, unterläßt alle großen Worte. Nichts wäre an diesem Platz ärgerlicher als die papierenen Phrasen, jedem zum Überdruß bekannt. Der hier sagt mit gedämpfter Stimme, was sie hier sähen, sollten sie bedenken und nie vergessen. Wie viele Unschuldige hätten sterben müssen — für wen und zu welchem Zweck, auch daran sollten sie sich erinnern. Und daß im anderen Teil Deutschlands immer noch Mörder frei umgingen. Damit sich ein Buchenwald nie wiederhole, würde ihnen das hier gezeigt. Ähnliches zu verhindern, sei auch ihnen, den jungen Leuten, aufgetragen.

Dann sind sie durch das Holztor entlassen, ziehen stiller davon, über den Appellplatz fort, hinunter nach Weimar, heim, in die Schulen, konfrontiert mit der gewesenen Gegenwart ihrer Eltern.

Eine Injektion gegen die Amnesie, die anderswo im notdürftigen Nerz tanzt, auf zerbrochenen Knien, und also etwas, Hans Magnus, das ich fand als dein Doppelgänger im doppelten Deutschland, „zu loben mit starker stimme auf erden“. Im Modell des Lagers ist Sempruns Kleines Lager noch vorhanden: fingerlange, grau bemalte Hölzchen auf einem niedrigen Ausstellungstisch, spielzeugähnlich, aber kein Kind zum Spielen verlockend. Der das Modell erklärt, schwingt einen langen Zeigestock, tippt damit hier hin, dort hin, weiß genau Bescheid: acht Jahre, acht Äonen hat er selber im Original des Modells verbracht. Er kennt auch Sempruns Roman, lobt ihn als eines der stärksten Bücher über das Lager. Geläufig sind ihm die meisten Publikationen über die zu einem eigenen Wissensgebiet sich auswachsende „Lagerkunde“, deren untersuchende Methode sich aus denen der Psychologie, Soziologie von Zwangsgemeinschaften, Kriminologie, Psychoanalyse, politischer Ökonomie zusammensetzt. Während er den Zeigestock bewegt, erzählt er, wie er in den letzten Jahren sechsmal nach Auschwitz gereist ist, Spuren dorthin deportierter Kameraden zu entdecken. Er spricht, und es wird deutlich, daß er die Betonformen mit sich schleppt und daß die Zeit nichts darüber gepflanzt hat. Kein Zauberspruch löst die Erinnerung in Traum auf; das Trauma ist zementiert, und alle Einsicht, Erkenntnis, Denkweise, Gewohnheit trägt es nicht ab. Da gibt es keine Witterung, die das mit den Jahren verfallen läßt. Das Erlebthaben triumphiert über den hilflosen Zuspruch des Bewußtseins; der verdrängte Schrecken kehrt als Studienobjekt zurück.

Im Café „Resi“ löffeln wir unser Eis mit „echter“ Schlagsahne, blättern uns



durch die Zeitung, wenden Seite um Seite eines Buches um, damit die Zeit vergehe...

Sicher sind wir unfähig, den vollen Verlust zu begreifen, der uns von einigen sadistischen Schwachköpfen, von einigen manischen Büroangestellten, von einem System zugefügt wurde, das hier auf dem Ettersberg kulminierte, dessen Anfänge weit zurückreichen. Die majestätische Borniertheit, die, bei gleichzeitiger Verachtung alltäglichen Menschentums, das Soldatentum zu höchstem ethischem Wert machte und amtlich verordnete, übte ihre Wirkung durch die Jahrhunderte. Was später hereinbricht, ist nicht die Entartung Preußens, sondern die Konsequenz seines Wesens.

Den Ort des Verlustes können wir zum Ausflug benutzen: in drei großen gemauerten Ringtürmen von merkwürdig archaischer Architektur, Kreuzung von mykenischer Burg und den indischen Türmen des Schweigens, zu deren Zentrum hin die begrünte Erde trichterförmig absinkt, liegen Zehntausende von Ideen, Einfällen, Gedanken, Erfindungen, Visionen, Dichtungen. In diesen drei Massengräbern liegen die Zukunftsmöglichkeiten, die uns genommen sind. Es liegt dort von uns selber etwas, das uns fehlt, das unsere Güte kleinlich macht, unser Mitgefühl brüchig, unser Vertrauen zu einem leeren Begriff. Auch die Unbeteiligten, oder vielleicht gerade sie, sind beschädigt worden in ihrer menschlichen Konstitution, oft ohne daß sie es selber bemerkten. Und die Immortellen, das zähe, kleinblättrige Gewächs über den gezirkelten Gräbern, decken Gebein, nicht Auswirkungen zu.

Wer Augen besitzt, um zu sehen, und den Blick vom Fuß des Glockenturmes weit über die besonnten, bebauten Wellen von Tal und Hügel gehen läßt, über die „romantische Landschaft“, sieht, statt den Dichter auf dem Ritt zu Sophie von Kühn, auf der Suche nach der blauen Blume, wieder und wieder die schwarz uniformierte Apokalypse. Der Schatten der drei Türme fällt so auch zurück auf die Vergangenheit und trübt deren Farben. Von allen Verlusten der folgenreichste ist der von der Unschuld und Naivität.

Geblichen sind Bücher. Beim Kramen in Antiquariaten erstehen aus den sorgfältig aufbewahrten Bänden die Figurinen ortsansässiger Bürger, die betonharten Schädel ergriffen über Löns' Heide gebeugt oder fasziniert über Sven Hedins ferne Tibetabenteuer, derweil Abenteuer anderer Art in nächster Nähe bestanden (oder nicht bestanden) wurden. Die verblasenen Geheimnisse buddhistischer Tempelriten verblassen zu Makulatur vor der heimlichen Mordtat am 17. August 1944, da in Buchenwald ein Häftling, versteckt hinter einem Schlackehaufen im Hof, zusah, wie eine große Gestalt ins Krematorium geführt wurde, dessen Bedienung in dieser unauflöslichen Nacht sich die SS selber vorbehalten hatte. Drei Schüsse fielen, wenig später ein vierter: der Fangschuß.

Am nächsten Tag findet sich in der Asche, die dunkel ist, weil jemand mit Kleidung verbrannte — nackte Leichen ergeben weiße —, eine ausgeglühte Taschenuhr. Vor dem Verbrennungssofen standen ein Paar Herrenschuhe, die eiligst von

einem Unterführer geholt werden. Nach Tagen erblickt ein anderer Häftling in der Rapportführerstube einen Totenschein auf den Namen Ernst Thälmann. Aus diesen wenigen Fakten kann rekonstruiert werden, was dem des Alphabets, aber zu nichts weiterem mächtigen Bürger am Frühstückstisch serviert wurde wie folgt:

„Bei einem Terrorangriff auf die Umgebung von Weimar am 28. August 1944 wurde auch das Konzentrationslager Buchenwald von zahlreichen Sprengbomben getroffen. Unter den dabei ums Leben gekommenen Häftlingen befinden sich u. a. die ehemaligen Reichstagsabgeordneten Breitscheid und Thälmann...“ Wer daran zweifelte, zweifelte stumm. Laut geäußerte Skepsis bedeutete Wohnortsveränderung: vom Frauenplan in eine Baracke. Von der Baracke ins Nichts. Vor solchen Umzügen hütete man sich. Obwohl nach der Kapitulation so viele von allem nichts gewußt zu haben vorgaben: bis zum Mai 1945 hütete sich jeder, diese erklärte Unkenntnis unter Beweis zu stellen.

Wie hätte das Regime herrschen können, wenn die Kenntnis von Lagern nicht die Beherrschten in Schach gehalten hätte. Wenn nicht jeder Ursachen gewußt hätte — gering genug erscheinen sie uns heute —, ihm die Tore zum säkularisierten Inferno zu öffnen. Bei zwei Gruppen von Menschen genügte die Abkunft: Juden und Zigeuner. Von den 56 545 Toten Buchenwalds war die Mehrheit jüdisch.

Das Feuer, das 1510 wegen angeblicher Hostienschändung achtunddreißig Juden in Berlin verbrannte, ist in Deutschland nie ganz erloschen. Hundert Jahre schwelte es unter der Asche: von 1833, dem offiziellen Datum staatlicher Gleichstellung, bis 1933, dem Anfang der „Endlösung“. Deutschlands Geschichte enthält, unter der buntbemalten Oberfläche, unter den Schlachtenszenen, den Fürsten- und Königsporträts, die Geschichte eines Antisemitismus, der in keinem anderen Lande Mitteleuropas vergleichsweise andauernd und fürchterlich war wie hier: als Ergebnis mißglückter Aufstände, zusammengeschlagener Revolten, gescheiterter Revolutionen. Aufgespeichertem Haß, explosivem Elend, meutern dem Leid war es niemals gelungen, sich ihrer tatsächlichen gesellschaftlichen Ursachen zu entledigen. Erhebungen wurden niedergewalzt. Nach kurzem Schwanken saßen die jeweiligen absoluten oder konstitutionellen Regenten wieder fest im Sattel, ihre Trabanten mit ihnen. Aufgestaute soziale Aggression wurde fehlgeleitet, für permanente Entladung ein idealer Blitzableiter entdeckt. Die jeweilige Restauration verwies die Unzufriedenen und Aufbegehrenden an die Adresse von Herrn Kohn oder Lewi, diesen die moralische Verantwortung für Mißwirtschaft aufbürdend, die im ewig autoritären Staat obligat gewesen ist. Die Juden, in ihrer armen Majorität zur Flucht unfähig, aus Mangel an Geld und durch Einwanderungsquoten europäischer und außereuropäischer Staaten ans Dritte Reich gefesselt, wurden, wie am märchenhaften Anfang ihrer Geschichte, in eine Sklaverei geführt, die weitaus schlimmer war als die ägyptische. Ihr Status in Buchenwald lag noch unter dem der politischen Häftlinge. Sie gal-



ten als Ungeziefer, das den sagenträchtigen, prächtigen deutschen Wald befallen hatte und das daher durch verschiedene Mittel, Insektizide, Hunger, Arbeit, beseitigt werden mußte. Und sie hatten sich gefälligst beseitigen zu lassen. Ihnen war die Wahl genommen, die ihnen sogar die Inquisition des finstersten Mittelalters noch zubilligte: den Glauben gegen das Leben zu tauschen.

Durch Herkommen der Entscheidung enthoben, ein Gegner Hitlers zu werden oder ein biederer Bürger, der unbekümmert seinen Geschäften nachgeht. Durch Geburt zum Tode verurteilt, bestimmt zum Rohstoff für das Fundament des Dritten Reiches, ihr Blut zum Anrühren des Betons vorgesehen, wie einstmal Blut eines ausgewählten Opfers dem Kalk von Burgen und Festungen beige-mischt wurde. Die Fundamente des auf tausend Jahre geplanten Staatsgebildes sind nicht fertig geworden oder wurden wieder in Trümmer geschlagen. Und die Trümmer reden eine ähnliche Sprache wie die sieben Gußteile gegenüber dem Kleinen Lager.

Sieben Buchstaben, die sich entschlüsseln zu einem Wort, tritt man auf der richtigen Seite vor sie hin: die horizontale Blitzhieroglyphe gibt sich als M zu erkennen; was man für einen unfertigen Brunnenrand gehalten, am Ende der Reihe, liest sich als O, und alle hintereinander ergeben: MEMENTO.

Von der Höhe des Himmels ist das Wort als Wort sicher leichter zu dechiffrieren, für eine Krähe leichter als für den streunenden Besucher, der dem Schatten eines Lebenden, dem Geist Sempruns, auf überwachsenen Pfaden folgt. Als sei das Betonwort aus dem fruchtlosen Boden gestiegen für diesen Moment und versinke, sobald der Wanderer den Rücken wendet. Als sei es die siebenfache Inkarnation letzter Atemzüge.

Hier, unter den unbeweglichen Büschen, den reglosen Pappeln, abseits der festgelegten Besichtigungsrouten, lebt das Erinnern am eindringlichsten. Und die Schrift, angelegt, ungebraucht, folgt heimlich dem Entzifferer. Wenn er ins altertümliche, ächzende Bett eines schlechten Hotels gekrochen ist, trifft er zu seinen Häupten, in der regenwasserdurchtränkten Decke, in deren vernachlässigtem Bewurf, die Buchstaben wieder. Die Feuchtigkeit malt sie in den Verputz. Im schadhafte gelblichen Druck der Tapete formen sich die Vokale und Konsonanten aus künstlichem Gestein. Vor dem Einschlafen, der Steine gedenkend, erhebt sich ein Verwundern, wo die natürlichen Steine geblieben sind.

Im Steinbruch enthält nur die eine ockerfarbene, steilaufragende Wand das Vermißte. Der ebene Boden des Steinbruchs wirkt wie ausgefegt. Zartes Gras hat sich als Teppich darüber gelegt. Die Abdrücke abgerissener Feldbahngleise bilden das kärgliche Muster darin. Der einstige Besitzer mit dem bilderbuchgleichen Namen Elflein, ein Kobold ganz besonderer Art, verkaufte den Steinbruch an die SS, obwohl die dort gebrochenen Steine wertlos waren, wie das damalige Gutachten besagt. Und es erging den Steinen wie den Menschen: sie blieben im Lager, um hier, im wahrsten Sinne des Wortes „verarbeitet“ zu werden.

Aber wie die Menschen verschwanden, so entzogen sich auch die Steine der

Nachforschung. Vergebens sucht man die ungeheure Menge, die täglich gebrochen und ins Lager befördert wurde, auf Karren, gezogen von zum Vieh Erniedrigten. Oder die Brocken, von denen jeder Häftling aus dem Steinbruch nach Arbeitsschluß einen mit sich schleppen mußte, je schwerer, je besser: sie scheinen sich aufgelöst zu haben.

Umhergehend, nach ihnen Ausschau haltend, begegnet man nur dem Schotter auf den Plätzen der ehemaligen Baracken, hier und dort den Resten weniger steinerner Stufen, hier und da einem Pflaster: für eine achtjährige Förderung reicht dieser Verwendungszweck nicht aus. Es scheint, als seien die Steine vor Scham und Entsetzen in die Erde zurückgesunken, aus der man sie unter Leiden und Schmerzen extrahiert, als hätten sie sich geweigert, ihre biblische Pflicht zu erfüllen, nämlich zu reden, wenn die Menschen verstummen müssen. Sie haben das Feld den Betonformen überlassen.

Die sieben Zeichen nimmt mit, wer vor ihnen gestanden. Nicht nur ins Hotel, ins Gasthaus, ins Goethehaus, ins Schillerhaus, sondern in alle Häuser, die er je wieder betritt. Eine Sorte von Souvenir, die nicht verlorengeht.

Sempruns Vision hat sich auch an Ort und Stelle nicht realisiert: „Zuerst würden wohl die Holzbaracken des Großen Lagers einstürzen, deren leuchtend grüner Anstrich sie kaum vom Laub abhob, die jedoch jetzt schon bald unter der andrängenden Flut von Gräsern und Büschen verschlungen wären, dann die zweistöckigen Zementblöcke und sicher ganz zuletzt, später als alle anderen Gebäude, viele Jahre später, so lange wie möglich noch in die Luft ragend gleich einer Erinnerung, einem Mahnmal, das erschütterndste Symbol des Ganzen: der viereckige, wuchtige Krematoriumsschornstein, bis eines Tages die Dornen und Wurzeln auch diese letzte, verzweifelte Gegenwehr aus Stein und Zement zu Fall gebracht hätten, dieses hartnäckig noch aufragende Bollwerk des Todes inmitten grünender Büsche, die schon das ganze Gebiet überwuchern, das einst ein Vernichtungslager war...“

Wo immer der Besucher an einem freundlichen, sonnigen Tag im Mai auf diesem mäßigen Hügel weilen mag, ob unter dem riesigen Glockenturm, sichtbar von weit her, darin Erde aus allen Märtyrerorten Europas ruht; ob vor Cremers Gruppenplastik, dem bronzenen Zeichen der Solidarität und der Resistenz, die trotz der Schläge und durch die Schläge entstanden, über Unterschiede der Sprachen, der Herkunft, über religiöse und politische Anschauungen hinweg, eine Gemeinschaft bildend, deren Idee, zurückgetragen von den Befreiten in ihre Lebenskreise, bis auf den heutigen Tag wirksam ist; ob, wer Sempruns unsichtbaren Schritten folgt, auf dem Appellplatz steht oder im kühlen Dämmer eng sich drängenden Gebäums, ob vor den verborgenen Lettern: das Vergessen hat sich nicht in den Betonformen einnisten können. Was geschehen ist, kann nicht „bewältigt“, nicht zu einem Akt im ewigen Drama des Menschen stilisiert werden und nicht aus dem Bewußtsein verdrängt: es kann nur langsam, langsam absinken ins Grau der Historie, die schließlich alle Schrecken einebnen.



Gregor Laschen  
Gedichte

REINHOLD MICHAEL LENZ

Es hieß —  
(eine Gedächtnisscherbe  
wohl!) — an seinem Gemüt  
hänge vieles, langhaarig, des Landes  
verwiesen. Um wohnlich  
zu machen  
das *Neben-Exil*, das ausgedachte, habe  
er  
sich an den Rändern entlang-  
geschrieben, vorbei  
an den Ködersternen  
der Zeit, hin  
zum Vogelgalgen.

Da hat kein Festlandsockel  
gehalten  
dieses Gemüt. Übern  
Steilhang des Sommers  
kam er nach Petersburg, luftig, ein  
schwergewordener Pilger  
durch Wolken  
aus  
Schnee. Frühmorgens, heißt es, habe er, der  
*Waldbruder*, die Scherben, blau und eilig,  
die Stunden, schwarz, in  
die Mitte  
gestoßen.

Gregor Laschen: Gedichte

LANDSCHAFT, DEUTSCH

Landschaft, deutsch, von Delphinen  
und Düsenjägern  
im Tiefflug  
durchfahren, behaglich  
zubereitet  
für das tägliche Hallalii.  
Da immer noch schreiten  
vom Gebirge herab mal Lenin, mal  
Rübezahl:  
die sie rufen, mit belegter Zunge,  
ahnen vergnüglich dumpf, daß  
ihr Vers  
schon gekauft,  
eh er geschrieben.  
Tintenrosen  
blühen von den Portalen  
der Gehirne. Diese  
deutsche Zucht  
im Wortversteck, bißchen  
wortlos,  
bißchen  
tangbehangen,  
in Anführungszeichen, aber  
schwarz auf weiß  
und  
durchgetrieben  
zur  
Unkenntlichkeit.

GEDICHT

Gold und Asche  
in den Schuhen. Dies Land  
ist ziemlich ausgetreten.  
Stillgelegte  
Wortbrüche  
bergen zuweilen Vergessenes, Gold  
und Asche in den Schuhen,  
brauchbar nur noch  
für nistende Vögel  
und Spinnen.

BERICHT ÜBER LENAU

Purpurmäntel und dunkle Kutten, sagt er,  
machen mein Maul klappern.  
Zigeuner,  
Indianer, die von Löwenthal, herznah  
mit ihrem gepuderten Hintern  
sind früh zu Gast.  
Da liest er schon Hegel, Rotwurst  
hinter den Zähnen  
mit lauten Worten und Polens Fähnlein  
knarrt, knarrt im Wind.

Das *mehr* in allem, was er sagen  
will, bringt ihn  
nach Oberdöbling, bei Nacht  
und Nebel, um 1847  
wars, da ist  
er drei Jahre noch  
benachbart

dem Ende.

AN DIESE DEUTSCHEN

Auf den leeren Sockel im Gehirn  
wird hingesezt  
aus Pappmachée  
und heißgekocht  
von Kanzel  
und Auswärtigem Amt

der Tintenfisch, der  
*andere Deutsche.*

Vom Hörensagen der Bruder,  
das Schwesterchen Nie-Vergiß: deutsche Belange  
werden gepäppelt  
in sorgfältig angerichteten  
Tintengruben.  
Aufsteigen

die dicken Bäuche der Verständnislosigkeit.  
Die Quallen der Büroästhetik  
basteln, Frühstücksschnitten kauend,  
Die Welt  
und  
Das Neue Deutschland  
unterm Hintern,  
Bruder und Schwester,  
Tintengrind neben Tintengrind, behäbig

an der Bequemlichkeit  
der Grube.



## Walter Jopke / Dietrich Mühlberg Marxismus - Theorie und Aktion

Unlängst fragte an dieser Stelle Eric Hobsbawm nach den Gründen für die wachsende Attraktivität des Marxismus. Wir wollen in unserem Diskussionsbeitrag auf einige Aspekte hinweisen, die Eric Hobsbawm nicht berücksichtigte.

Zweifellos hat die marxistische Theorie besonders in der Zeit nach dem zwanzigsten Parteitag der sowjetischen Kommunisten an Breite und Vitalität gewonnen, nicht zuletzt durch die Sprengung dogmatischer Enge im Zusammenhang mit der Überwindung des Personenkultes. Doch betrifft die Beseitigung einschnürender Hindernisse vor allem Voraussetzungen für ein lebendiges marxistisches Denken, schafft und verbessert die Bedingungen für schöpferische theoretische Aktivität. Damit ist aber die Fähigkeit der marxistischen Theorie zur wissenschaftlichen Analyse bestimmter, ja der bestimmenden sozialen Konflikte der Gegenwart (was das Interesse am Marxismus wohl eigentlich motiviert) noch nicht ausreichend erklärt.

Überhaupt dürfte die Lebensfähigkeit einer sozialen Idee nicht aus theoriegeschichtlicher Immanenz ideologisch zu erklären sein. Ihre historische Wirksamkeit erwächst doch in erster Linie aus der Macht des sozialen Kontextes, dessen geistiger Ausdruck sie ist. So ist wohl der Zusammenhang zwischen dem wachsenden Einfluß des Sozialismus als praktischer Bewegung und der Effektivität seiner Theorie nachzuweisen, wenn man zu den tieferen Ursachen seiner Entfaltung vordringen will.

Bekanntlich finden sich bei Marx und Engels nur wenig detaillierte Ausführungen über die Struktur einer sich entwickelnden sozialistischen Gesellschaft. Daher verlangte die neue Epoche immense produktive Anstrengungen der Theorie. Ein wesentlicher, philosophisch bisher nur ungenügend bearbeiteter Teil dieser Leistung fand seinen gültigen Niederschlag im Werk Lenins. Diese Entwicklung der marxistischen Theorie hat inzwischen zu einem umfassenden Konzept der Lenkung und Leitung sozialer Prozesse geführt, das die Dialektik der gesellschaftlichen Entwicklung erklärend und vorausgreifend enthält.

Hier sei angemerkt, daß die sozialistische Erneuerung der sozialen Verhältnisse

— besonders zu der Zeit, da sich *ein* Land der ununterbrochenen Angriffe der Alten Welt erwehren mußte — unter dem politischen, ökonomischen und ideologischen Druck des Kapitalismus durchgesetzt werden mußte. Daß trotz massiver kapitalistisch-imperialistischer Bedrohung und trotz Gewaltanwendung, Boykott und Raub die inneren Gesetzmäßigkeiten des sozialistischen Systems sowohl in der Sowjetunion als auch später im gesamten sozialistischen Lager wirksam wurden, modifizierte schrittweise Strategie und Taktik der antikommunistischen Front. Schon in den Zwanziger und Dreißiger Jahren haben weiterblickende theoretische Exponenten der Alten Welt auf ihre Weise die weltanschauliche Tragweite dieses immer erfolgreicherer sozialen Experiments und seiner philosophischen Theorie begriffen. Sie begründeten eine langfristigere und elastischere Strategie, deren Tendenzen einerseits in der apologetischen Plünderung bestimmter marxistischer Erkenntnisse und im Sozialismus entwickelter Praktiken zur Stabilisierung des eigenen Systems und andererseits in der demagogischen Aneignung marxistischer Termini zum Zwecke der Absorption politisch-philosophischer Werbekraft im eigenen Herrschaftsinteresse zum Ausdruck kommen.

So sind es realiter die in der marxistischen Theorie reflektierten Wege und Methoden der Lösung sozialer Widersprüche, die den Hintergrund für das Interesse verschiedener gesellschaftlicher Gruppierungen bilden. Der dem kapitalistischen Gesellschaftssystem zugrunde liegende Widerspruch — dessen endgültige Lösung das Ziel der sozialistischen Bewegung und ihrer Theorie ist — existiert in den verschiedenen geschichtlichen Etappen in modifizierter Form. Gegenwärtig sind es die von der wissenschaftlich-technischen Revolution charakterisierten sozialen Konflikte des modernen Kapitalismus, denen sich das zeitgenössische marxistische Denken in steigendem Maße zugewandt hat. Das Bemühen um alternative Lösungen bestimmt heute zunehmend die politische Praxis der sozialistischen Bewegung und sichert ihr eine wachsende Resonanz. Dabei können sich die Kommunisten der westlichen Welt bei der Konzipierung ihrer Strategie auf die Erfahrungen der sozialistischen Länder stützen, die mit dem schnellen Fortschreiten der wissenschaftlich-technischen Entwicklung von größerer Aussagekraft sind. Andererseits wachsen in letzter Zeit die Bemühungen von Marxisten dieser Länder, zu einer Analyse des modernen kapitalistischen Gesamtsystems neue wesentliche Erkenntnisse beizutragen. Eine solche Analyse wäre unmöglich ohne das Begreifen der Entwicklungsprozesse innerhalb der Dritten Welt. Seit Lenins Erkenntnissen über den Zusammenhang von sozialistischer Revolution und antiimperialistischer Befreiungsbewegung in der kolonialen Welt gewinnt das Bündnis zwischen der Arbeiterklasse der kapitalistischen Länder und den kolonial unterdrückten Völkern an Bedeutung für die Zukunft der antiimperialistischen Bewegung. Die sozialistische Gesellschaftsidee beeinflusst nachhaltig die Bemühungen der Entwicklungsländer um ihren eigenen Weg.

Wie im zwanzigsten Jahrhundert, so findet die konkrete Geschichte des Marxismus generell ihre Begründung nicht in der Immanenz des theoretischen Gedankens, sondern in der Entwicklung und je aktuellen Stärke der realen sozialistischen Positionen, vor allem in der Entfaltung der marxistisch organisierten Arbeiterbewegung. Sagt auch der objektive Grund für die Opulenz der marxistischen Idee noch nichts über deren Wirklichkeit, so macht er doch die entscheidende Spezifik der Entwicklung des Marxismus deutlich, die ihn von aller anderen Philosophie unterscheidet. Wir meinen die konkrete Dialektik von marxistischer Theorie und marxistischer Organisation.

Marxistische Weltanschauung ist in eine philosophisch-theoretische Gesellschaftsanalyse und wissenschaftliche Antizipation der befreiten Welt. Die theoretische Analyse im Marxismus ist *bestimmt* durch diese gesellschaftliche Funktion und das ihr entsprechende Handlungsziel. In der Tatsache, philosophische Theorie einer sozialen Praxis zu sein, besteht ja gerade die Wirksamkeit und Anziehungskraft des Marxismus. Trennt man — auch nur in der Theorie — die Einheit dieser beiden Funktionen, so verwandelt man den Marxismus, kraft einer dieser Haltung immanenten Logik, in eine zwar geistvolle, aber sozial ohnmächtige Methode der Betrachtung. Da in der kommunistischen Bewegung eine befreite Welt nicht zu einer abstrakten Utopie im Sinne Adornos verblaßt ist, erhält diese Beziehung der marxistischen Theorie zur Partei besonderes, auf die Theorie in starkem Maße zurückwirkendes Gewicht.

Der moderne Kapitalismus ist unter anderem dadurch charakterisiert, daß er das von ihm ausgebeutete Individuum in unvergleichlich stärkerem Maße subordiniert, reglementiert und der entfremdeten Welt bruchlos einzuordnen versucht. (Kunst und Philosophie des Zwanzigsten Jahrhunderts haben gerade darin einen ihrer großen Gegenstände.) Der blind-anarchistische Protest des einzelnen als spontane Reaktion ist mehr oder weniger mühelos dem spätkapitalistischen Betrieb als Schmiermittel einzufügen, soweit er nicht mit Aktionen konform geht, die die soziale Ordnung im Innern verwunden und aggressiven Tendenzen entgegenwirken. Individuelle Auflehnung trägt mehr denn je den Stempel der Machtlosigkeit. Dieser Umstand aber verleiht der marxistischen Partei als organisierter und organisierender Alternativkraft wachsende Bedeutung — ein Faktum übrigens, das von Lenin in seiner Zeit erkannt und gültig bewältigt wurde. Der stark gestiegenen und in der Gegenwart aufs Neue wachsenden Organisiertheit des Spätkapitalismus — ein Phänomen übrigens, das nicht zuletzt aus seiner Gegnerschaft zum Sozialismus erwächst — ist ohne Organisation und bewußte, gegliederte Zusammenfassung der antikapitalistischen Kräfte nicht Paroli zu bieten. Es scheint, als schenke die gegenwärtige Diskussion über den Marxismus diesem Problem zu wenig Beachtung.

Die praktische Organisation der marxistischen Bewegung ist selbst ein ausgezeichnete philosophischer Gegenstand, ebenso wie die Überlegungen zur Verbreitung der marxistischen Theorie in den Köpfen jener, von deren revolutionä-

närem Handeln der Abbau der entfremdeten Welt abhängt. Postulate wie das von Jürgen Habermas, die revolutionäre Theorie (als sei sie ein apartes Subjekt geschichtlicher Bewegung) entbehre heute ihres Adressaten, fassen daher das Verhältnis von Theorie und Bewegung im Marxismus in einer grundsätzlich falschen Optik, insistieren auf elegante Resignation, wo zumindest das theoretische Begreifen einer wirklichen Aufgabe am Platze wäre. Das sozialistische Denken bleibt im Unverbindlichen, wenn es der Anstrengung entsagt, zur praktizierten Theorie sozialer Veränderung zu werden. Anmerkend sei hier festgestellt: wie immer man zu den Meinungen einiger marxistischer Publizisten stehen mag, die die ganze kommunistische Bewegung von einem jüngst erworbenen moralischen Rigorismus aus verurteilen, mit ihrer Verfahrensweise verurteilen sie sich selbst zu einem ohnmächtigen Idealismus.

So ist aufgrund ihres spezifischen Inhalts die marxistische Theorie jener kollektive Denkprozeß, dessen Motiv, Richtung und Basis von der Partei repräsentiert wird. Die These, die kommunistische Partei sei keine philosophische, ist insofern unexakt und irritierend. Die kommunistischen Parteien sind selbstverständlich politische Organisationen. Aber das Ziel dieser Vereinigungen Gleichgesinnter — die Errichtung der sozialistischen Gesellschaft — ist die politische Konkretisierung einer gesellschaftlichen Gesamtkonzeption, deren Fixierung ohne Philosophie und Ökonomie nicht gelingen kann. Partei ist auch kollektives organisiertes Subjekt dieses Erkenntnisprozesses. So ist es offensichtlich unsinnig, den Marxismus von dem organisierten Zentrum der sozialen Bewegung isolieren zu wollen, in dem die Forderungen nach weiterer theoretischer Anstrengung am ehesten und deutlichsten präsent sind. In gleicher Weise irreführend ist es, generell die politische Theorie und Praxis des Marxismus von seiner philosophischen Theorie lösen zu wollen; das ergäbe ein Zerbrechen des theoretischen Gesamtgebäudes, das die Philosophie ohnmächtig und die Praxis blind machte. Politische Ökonomie, Philosophie und politische Strategie sind im Marxismus untrennbar.

Fragt man jedoch nach den spezifischen Bedingungen sozialwissenschaftlicher und damit auch philosophischer Arbeit, so ist evident, daß diese — wie jede andere wissenschaftliche Arbeit — spezifischen Gesetzen unterliegt, nach denen sie sich zu richten hat. Ernstzunehmende wissenschaftliche Arbeit kann heute allenthalben nur noch unter adäquaten organisatorisch-technischen Bedingungen geleistet werden, mit entsprechenden Mitteln, einer Kommunikationspraxis der Wissenschaftler etc. Insofern ist der Marxismus als Theorie selbstverständlich auch eine spezifischen Gesetzen folgende wissenschaftliche Anstrengung damit befaßter Forscher. Nur ist es irrig, ihn in seinem sozialen Inhalt primär von wissenschaftslogischen oder wissenschaftstheoretischen Überlegungen her bestimmen zu wollen. Man bleibt seinem Wesen völlig äußerlich, wenn man ihn wie Kolakowski von solchen Intentionen her in eine reine Wissenschaft und bloße Herrschaftsideologie trennt — dabei wird zerrissen, was den Marxismus als



Besonderheit charakterisiert: nämlich *als* Wissenschaft wissenschaftliches Bewußtsein einer sozial handelnden Klasse zu sein.

Es ist gerade die spezifische Einheit von Wissenschaft und sozialer Gewichtigkeit, die heute Gegenstand weltweiten Interesses ist und andererseits dazu geführt hat, die Eigenart des Marxismus als effektiver wissenschaftlicher Theorie immer unabwiesbarer breiten Kreisen der wissenschaftlichen Welt interessant werden zu lassen. Das steigende Interesse einiger Kreise der humanistischen bürgerlichen Intelligenz am Marxismus ist sicher auch dadurch motiviert, daß beim Versuch, die eigene Lebenspraxis theoretisch zu begreifen, immer häufiger auf den Marxismus als geeignetem Instrumentarium rekurriert wird. Das, was heute Dialog über den Marxismus genannt wird, reflektiert unter anderem die Widersprüchlichkeit dieser Bemühungen und ihre Tendenz zu einheitlicher theoretischer Haltung und gemeinsamer politischer Aktion.

Die Vielschichtigkeit dieses Dialogs kann hier nicht Gegenstand der Betrachtung sein. Wir beschränken uns auf einige Überlegungen zum Verhältnis zwischen Marxismus und „linker Intelligenz“ unter dem Aspekt der aufgeführten Verschränkung von Theorie und Politik im Marxismus, wie auch Eric Hobsbawm in diese Richtung blickt, wenn er von der „intellektuellen Lebenskraft“ des Marxismus spricht.

Heute wird der Marxismus auch außerhalb der kommunistischen Parteien diskutiert. Dies ist ein Zeichen seines wachsenden sozialen Einflusses. Die eventuell stillschweigend postulierte Annahme, Beschäftigung mit dem Marxismus geschehe im ideologiefreien Raum, ist bloßes Wunschdenken. Auch die kapitalistische Rechte hat längst ihre Strategie, mit der sie auf diesen Prozeß reagiert. Da die Position, den Marxismus tadellos zu verteidigen, heute in steigendem Maße zur Ohnmacht verdammt ist (aber selbst das gibt es noch), wird dort die Taktik der „Unterwanderung“ (teilweise unter dem Motto der immanenten Kritik) modisch. Nun dürfte nach allem klar sein, daß es eine politisch neutrale Marxismusdiskussion nicht geben kann; eventuell paßt auch eine lautstark postulierte Neutralität ins Geschäft der bürgerlichen Marxtöter, deren Erdrosselung des Marxismus die Form der Umarmung hat. Es scheint daher unabdingbar — auch im subjektiven Interesse einer konstruktiv-kritischen Diskussion unter linken Intellektuellen — sie von allen Einflüssen freizuhalten, die auf antikomunistische Vorurteile anspielen und sie befestigen.

Institutionalisiert sich das Interesse am Marxismus zur bloßen Reflexion über dessen Methode, so tut es einer Gesellschaft nicht weh, die längst gelernt hat, daß die Sublimierung und Herrichtung sozialer Theorien zum von der Praxis getrennten „Kulturgut“ der bloßen Steigerung der irritierenden Buntheit der bürgerlichen Kulturindustrie dient, die alles zum konsequenzlosen Konsum anbietet. Eine solche entsagende Aneignung scheint uns als Wissens-Palliativ ungeeignet; Dialog als Plauderei angelegt, bleibt bloßes Salonvergnügen, weit weg von einer sozialen Praxis, die gemeinsame Aktionen verlangt.

Einleitend hatten wir die Vielfalt der Aufgaben angedeutet, der sich die internationale sozialistische Bewegung und ihre Theorie gegenübersehen. Ihre über hundertjährige Geschichte differenzierte die Anforderungen zunehmend; vor uns stehen heute außerordentlich aufgefächerte und unterschiedliche Aufgaben. Der Marxismus hat den meisten revolutionären Bewegungen unserer Zeit unverkennbar seinen Stempel aufgeprägt. In den sozialistischen Ländern wirkt er bereits als Richtschnur und Ziel einer gesellschaftlichen Gesamtpraxis.

Das hat nicht nur dazu geführt, daß die Aufgaben der marxistischen Theorie umfangreicher sind und ihr Gegenstand differenzierter ist; auch der praktische Erfahrungshorizont ihrer Schöpfer ist heute unterschiedlich. Das setzt den Marxismus in seinen verschiedenen Intentionen einer neuen Prüfung und Bewährungsprobe aus. Jedoch ist unverkennbar, daß die neue soziale Praxis der Völker im Sozialismus der marxistischen Theorie in der Gegenwart mannigfache Anstöße für neue theoretische Anstrengungen gibt, die bislang auf vielen Gebieten noch ungenügend verfolgt wurden. Das wird deutlich an der Diskussion über Marxens Konzeption der menschlichen Individualität.

Zweifellos ist die Entwicklung einer „freien Individualität“ eine der zentralen theoretischen Positionen des Marxismus, ihre Realisierung nach Marx vornehmste Aufgabe des Kommunismus. Das widerlegt die Auffassung mancher Theoretiker, der Marxismus habe kein „Menschenbild“: es ist — im Gegenteil — zentrale Aussage des Marxismus und seinem Gesamtsystem immanent. Es gibt daher keine Möglichkeit einer Übereinstimmung zwischen Marxisten und jenen, die die humanistische Konfession des Marxismus für unvereinbar halten mit dem ihm spezifisch eigenen dialektischen Determinismus.

Die sozialistischen Gesellschaften haben für die Konkretisierung des Marxschen Idealbildes inzwischen eine Reihe praktischer Erfahrungen beigebracht, die in so mancher geistreichen Exegese der Frühschriften völlig unberücksichtigt geblieben sind. Hier soll nicht der Eindruck erweckt werden, als sei das Bemühen um einen spezifisch sozialistischen Humanismus, der an der Entwicklung der schöpferischen Individualität orientiert ist, immer Mittelpunkt der marxistischen Theorie gewesen. Die Orientierung auf andere praktisch-politisch unaufschiebbare Aufgaben und dogmatische Beschränkungen des Marxismus haben auch hier zeitweise ihre Spuren hinterlassen; das humanistische Menschenbild im Marxismus trat vergleichsweise zurück oder verblaßte hinter programmatischen Deduktionen. Sicher war und ist hier einiges aufzuholen, doch vor allem sind es die praktischen Erfordernisse einer weiterentwickelten sozialistischen Gesellschaft — ohne die Basis höherer sozialer Bedingungen bliebe die Theorie bald in der Phrase stecken — die heute diesen Gegenstand in den Vordergrund treten lassen. Die Dialektik des sozialistischen Aufbaus vermag den antizipierenden theoretischen Bestimmungen von Marx die erforderliche empirische Konkretheit zu verleihen. Der gesellschaftliche Charakter der Individualität — bereits bei der Grundlegung der Marxschen Oeuvre war das die entscheidende Erkenntnis

— wird für die Theorie immer plastischer, seit die entfalteten sozialistischen Gesellschaften immer differenziertere Beziehungen der Individuen hervorbringen. Damit werden jene Theoreme leer, die die Entwicklung einer freien Individualität als Wiedergeburt oder Wiedergewinnung eines ewigen „Wesens des Menschen“ verstehen. Inzwischen ist anschaulich geworden, daß die Herausbildung der „freien Individualität“ als Voraussetzung tatsächlich eine entsprechende materiell-technische Basis und adäquate gesellschaftliche Beziehungen benötigt. Die Befreiung von der Ausbeutung ist dabei nur der erste Akt, jeder weitere Fortschritt hängt von der Gestaltung der sozialistischen Produktions- und Aneignungsweise unter den modernen Bedingungen der wissenschaftlich-technischen Revolution ab. Darum ist es der Theorie nur dann möglich, die Bildung der freien Individualität (verstanden als Stufen-Bewegung der Herrschaftsbefähigung der ehemals Unterdrückten, der freien Entfaltung der Persönlichkeit) zu fassen, wenn sie eine Fülle empirisch-soziologischen Materials verarbeitet und die geschichtliche Möglichkeit höherer Menschlichkeit in der Konkretheit der materiell-technischen, politischen und sozialen Bedingungen aufzufinden in der Lage ist. Das hat die marxistische Theorie der sozialistischen Länder noch nicht immer und umfassend geleistet. Darum bezieht sich unser Diskussionsbeitrag weit mehr auf die Ausgangspositionen solcher Überlegungen, zielt auf die Fixierung der Problemsituation und nicht auf deren Durchdringung. Soviel kann jedoch gesagt werden: eine abstrakte, einseitig deduzierende Verfahrensweise ist hierbei fehl am Platze.

Bei allen Unterschieden im einzelnen, bedingt durch die gegensätzliche soziale Wirklichkeit, findet das Problem der menschlichen Individualität auch bei jenen Marxisten besondere Aufmerksamkeit, die sich vornehmlich mit der Analyse der heutigen spätbürgerlichen Gesellschaft befassen.

Natürlich sind diese Überlegungen primär bestimmt durch die vom Sozialismus grundsätzlich verschiedene Sozialstruktur des gegenwärtigen Spätkapitalismus. Verschiedene Ähnlichkeiten in sozialen Oberflächenerscheinungen — von der modernen bürgerlichen Sozialtheorie zum ideologischen Wunschbild einer vermeintlich einheitlichen „modernen Industriegesellschaft“ zusammengepreßt — vermögen doch nicht die gesellschaftlich bestimmenden Unterschiede zu überdecken. Es zeigt sich, daß gerade das Bemühen der herrschenden Klassen der westlichen Welt, die Entwicklung der modernen Produktivkräfte in ihrem Interesse zu bewältigen, zu Konsequenzen führt, die — neben anderem — die Konflikte, Repressionen und Frustrationen des Individuums potenzieren. Nicht nur der offenbare politisch-militärische Aggressionstrend des Imperialismus, sondern auch strukturelle Probleme im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft machen daher heute das Programm einer humanistischen Alternative zur kapitalistischen Praxis unabweisbar, das fähig ist, die ökonomischen, technischen und sozialen produktiven Potenzen der modernen Welt im Interesse der arbeitenden Menschen einzusetzen. Die prinzipienlose Verwässerung marxistischer

Konzeptionen ist einer solchen Zielstellung unangemessen. Im Gegenteil ist gerade die Aktualisierung der grundsätzlichen, am weitesten dimensionierten, „prinzipiellsten“ Aspekte des Marxismus nötig. Verlangt ist ebensosehr die konstruktiv-nüchterne Analyse der heute herangereiften, im Verhältnis zur Geburtszeit des Marxismus erheblich veränderten technischen, ökonomischen und sozialen Tatbestände. Und ein solches wissenschaftliches Alternativprogramm dürfte ohne durchdachte Bemühungen auch nicht in das Bewußtsein der gesellschaftlichen Akteure umzusetzen sein.

Der vermeintlich „offene“ Marxismus versagt unserer Meinung nach vor der Anstrengung, die theoretische Analyse mit den praktischen Erfordernissen einer handlungsfähigen politischen Bewegung und den oftmals komplizierten Auseinandersetzungen mit seinen Gegnern zu verbinden. Wir sollten versuchen, den Dialog über den Marxismus unter dem Anspruch dieser Forderungen zu betreiben.



Yaak Karsunke  
Präsentation einer Wirklichkeit

Anthologien verdanken ihre Existenz häufig genug einem bloßen Einfall des jeweiligen Herausgebers (manchmal auch nur seiner Eitelkeit), selten einer Notwendigkeit. Eine bemerkenswerte Ausnahme von dieser Regel brachte der Luchterhand Verlag zur letzten Buchmesse heraus: „Aus der Welt der Arbeit. Almanach der Gruppe 61 und ihrer Gäste. Herausgegeben von Fritz Hüser und Max von der Grün in Zusammenarbeit mit Wolfgang Promies“, der in seinem Nachwort den Sinn des Unternehmens so definiert: „Die Präsentation einer Wirklichkeit, die bislang nur in den seltensten Fällen Gegenstand von Schriftstellern war, erscheint als das Wesentliche — auch wenn dieser und jener Beitrag noch nicht den Eindruck machen sollte, als sei eine Bewältigung tatsächlich gelungen. Dieser erste Almanach, dem sich andere in freier Folge anschließen sollen, will lediglich Anstoß geben, Anstoß auch erregen — nicht anders als die Gruppe 61 selbst.“

Anstoß erregen: auch das Motto des Bandes, Hildegard Wohlgemuths „Wir stören? — Das ist unsere Absicht!“, gibt sich martialisch — die Frage ist, ob da nicht mehr versprochen als gehalten wird. Zweifellos wirken im Herrschaftsgefüge der Bundesrepublik bereits reine Informationen u. U. „störend“, und ein nicht geringes Verdienst des Bandes besteht darin, Tatbestände zu schildern, die sich in public-relations-Anzeigen der Industrie ebenso wenig beschreiben finden wie in Festschriften zu Firmenjubiläen; nur wird dieser Störfaktor — sobald er die Betroffenen wirklich zu stören beginnt — recht gründlich reduziert. Als H. Günter Wallraff auf einer Herbsttagung der 61er zum ersten Mal seine auf eigenen Erfahrungen beruhenden Industrie-Reportagen las, kamen in den Titeln noch Firmennamen vor: inzwischen haben Schadenersatzforderungen und Einstweilige Verfügungen dazu geführt, daß die bewußten Firmen weder in dem (bei Rütten + Loening in München erschienenen) Sammelband der Wallraff-Reportagen noch im Luchterhand-Almanach mehr namentlich genannt werden — folgerichtig bescheinigte Dieter Wellershoff dem Wallraff-Text in seiner „Spie-

Yaak Karsunke: Präsentation einer Wirklichkeit

gel“-Rezension, er sei „bewußt zurückhaltend geschrieben“, die Interessen der Industrie und die Stilvorlieben einer etablierten Kritik erweisen sich einmal mehr als zwei Seiten einer Medaille.

Allzuviel Anstoß, so scheint es, ist ohne ein zu hohes Risiko also nicht zu erregen. Eine weitere Frage ist, ob sich mit der proklamierten Störfunktion der Gruppe alle ihre Mitglieder ohne weiteres einverstanden erklären würden. Wie die Gesellschaft, in der sie sich zusammenfand, ist auch die Gruppe 61 durchaus „pluralistisch“.

Wenn in Joseph Redings „Phasen eines Plans“ der Herr Direktor mit den privaten Sorgen und der Arbeiter Johann mit der verstümmelten Hand an der Schaschlik-Bude zu unverbindlicher Feierabend-Solidarität gelangen, die sich lediglich in halbgenussvollen Lyrismen ausdrückt und doch (zusammen mit dem Selbstmord des mißratenen Sohnes) den Direktor wieder auf den rechten Weg — nämlich mit dem Auto in die Fabrik — bringt, dann stört das doch wohl wesentlich andere Leute als jene, die Wallraff die Namen aus den Texten prozessierten. Redings Johann stellt sich als „Poet mit der Schwurhand“ vor, und die unerträgliche Poetisierung der eigenen Verkrüppelung ist ein deutliches Indiz für den Bewußtseinsstand eines entfremdeten Arbeiters, der die Ideologie der an ihm Verdienenden so voll verinnerlicht hat, daß er sie im Bedarfsfalle sogar mal dem Direktor predigen kann. Wenn der nämlich seine Kindheitsträume nicht alle verwirklicht hat, ist er nach Johanns Worten „selber dran schuld. Du kannst nicht richtig sehen. Mitten drin bist du in deinen Abenteuern.“ Und weil der Pütt doch so schön ist, arbeitet Johann trotz Rente und abgerissener Finger immer noch weiter, anstatt sich z. B. mal einen Auslandsurlaub zu gönnen:

„Was brauch ich nach Neapel?

— wir haben den Vesuv schon überm nächsten Stapel“

reimt der Poet mit der Schwurhand, angeblich hats die Werkzeugzeitung „Querschlag“ auch noch gedruckt. Das einfache Leben ist offenbar halt doch das beste — den Direktoren jedenfalls, die ja auch nicht mehr nach Neapel mögen, weil da jetzt schon jeder hinfährt, wird das Leben bestimmt einfacher gemacht, wenn die lyrischen „Querschläge“ nicht härter als oben zitiert ausfallen.

Redings Anpassungstraktätchen ist allerdings ein Einzelfall. Willy Bartocks Gedicht „Sehnsucht“ zielt z. B. durchaus noch in exotische Fernen, aber seine Savannen und Kakteenfelder wirken doch eher als Chiffren einer resignierten Zivilisationsfeindschaft, die den Kampf gegen die realen Bedingungen zugunsten eines Traumes aufgegeben hat, der seinerseits auch nur Fabrikware ist. „... männliche Gier / nach Fladenbrot / Dörrfleisch und Flasche“ sowie die „gewaltige Landschaft“ tragen auf der Breitwand-Rückseite vermutlich den Vermerk „made in Hollywood“: die Sehnsucht des zurechtgestanzten Arbeiters reicht nicht mehr weiter als bis zu den gestanzten Kulissen und Helden des

Western. Deutlich illusorisch wird der Cowboy-Gestus in Bartocks „Wochenbeginn“, der mit den Versen schließt:

„pack ich ihn plötzlich — Montag,  
den tückischen Stier,  
pack ihn mit beiden Fäusten,  
pack ihn an beiden Hörnern,  
zwing ihn mit knarrenden Muskeln  
jäh in die Knie.

Triumph!

Die übrigen Tage sind Kühe,  
wiederkäuend —  
mit denen werde ich fertig.“

Dieser hymnische Aufschwung, in dem — wieder einmal — von Menschen geschaffene Produktionsbedingungen in reine Naturwesen ver-allegorisiert werden, dürfte mit seiner metaphorischen Kraftmeierei hoffentlich niemanden zur Nachahmung verleiten; gefährlicher für eine Literatur über die industrielle Arbeitswelt ist vermutlich die Versuchung, auf dem von Matthias Mander gewiesenen Holzweg in die gute Stube bürgerlicher Kultur zu gelangen. Mander ist Abteilungsleiter in der Schwerindustrie und hat verschiedene österreichische Literaturpreise erhalten: ein Beweis, daß sein Versuch, die soziale Lage des Arbeiters zur existenziellen oder metaphysischen Situation elfenbeinturmhoch über wirtschaftlichen Interessen zu stilisieren, gern und voll in die Kulturindustrie integriert wird. Sein Erfolg bei der Gruppe 61 und seine Aufnahme sowohl in eine Gewerkschafts-Anthologie als den Luchterhand-Almanach beweisen außerdem, wie unsicher die Mehrheit der Arbeitnehmer gegenüber den Erzeugnissen dieser Industrie noch immer ist.

Interessant scheint in diesem Zusammenhang, daß die Lieblingsart bürgerlicher „Dichtung“, das Gedicht, anteilmäßig in der Produktion der 61er zurückgegangen ist. Im Nachwort weist Wolfgang Promies darauf hin, daß noch 1924 Arbeiterdichtung fast ausschließlich lyrische Dichtung war, wohingegen heute die Prosa eindeutig vorherrscht. Diese Entwicklung deutet einesteils wohl eine Distanzierung vom herkömmlichen Poesie-Begriff an, spiegelt zum anderen jedoch auch den Verfall politischer Aktion unter den Arbeitern der Bundesrepublik. In Bruno Gluchowskis Bericht vom belgischen Grubenarbeiterstreik bringt ein amerikanischer Kumpel seinen Kollegen bei Streikbeginn Gewerkschaftslieder bei — der vielzitierte Gebrauchswert der Lyrik verwirklicht sich in einem Kampflied, das dann bei den Kämpfen tatsächlich gesungen wird; in Joseph Büschers „Bericht aus einer Stadt an der Ruhr“ wird das Fazit einer gewerk-

schaftlichen Protestversammlung gegen eine Zechenschließung etwas anders gezogen: „Worum handelte es sich eigentlich heute“, fragte ein junger Mann, „war das ein Protest, war das eine Beerdigung?“ — „Eine Beerdigung“, sagte jemand. Keiner widersprach.“

Für Beerdigungen reichen die vorhandenen Kirchenlieder aus. Also wird Prosa geschrieben: Mischformen zwischen Reportage und Bericht überwiegen, Texte, in denen die Menschen eher als Bestandteile der Produktion fungieren, denn daß die Produktionsbetriebe als Bestandteile einer zwar kaum menschlichen, aber immerhin Menschen-Welt wirken. Promies schreibt vom Raum zwischen Sachbuch und utopischem Roman — sofern man den letzteren nicht mit science fiction übersetzt sondern Utopie in jenem Sinn versteht, der Thomas Morus vorwebte, steht die Literatur der 61er dem Sachbuch weitaus näher. Begründet wird dieser Standort durch den Mangel an Information beim Publikum ebenso wie durch den Mangel an einem gesamtgesellschaftlichen Gegenkonzept bei den Autoren. Zu oft erschöpft sich ihre Kritik in der Beschreibung des Kritisierten, bleibt in bloßer Phänomenologie stecken ohne Hinweis auf Ursachen oder mögliche Abhilfe. Ein understatement des Konstatierens herrscht vor, oft erschütternd — ohne Ausweg fast immer.

Zwei der ältesten Mitglieder der Gruppe, Joseph Büscher in dem erwähnten Bericht und Gluchowski in der „Wasserkanone“ lassen kämpferische Möglichkeiten anklingen oder — wenn auch im Ausland — sogar verwirklichen. Für das Inland hält dagegen Erwin Sylvanus in seiner Dialogstudie „Zack-Zack“ fast wie in einem Protokoll die politische Bewußtlosigkeit junger bundesdeutscher Arbeiter fest, wie sie sich anhand der Gespräche bei einem wilden Streik zu erkennen gibt. Hier lenkt allerdings der formale Ansatz die Kritik in eine falsche Richtung: der Text stellt seine Figuren an den Pranger, ohne die Gründe ihres Fehlverhaltens zu berücksichtigen.

Anders Christian Geissler, der in einer Episode aus einem Fernsehfilm ein junges Straßenbahner-Ehepaar in noch weitaus unsympathischeren Aktionen zeigt, jedoch die Determinanten dieses Verhaltens mit einmontiert und so die Inhumanität der jungen Leute als Konsequenz aus inhumanen Lebensbedingungen ableitet. Ähnliches gelingt außer ihm eigentlich nur noch Elisabeth Engelhardt. Ihre Erzählung „Zwischen 6 und 6“, eine in Thema und Durchführung weitaus konventionellere Arbeit, läßt jedoch auch — über eine bloße Arbeitsplatzreportage hinaus — die Zerstörung eines Menschen als durch eine lediglich nach Produktionserfordernissen ausgerichtete Umwelt verursacht erkennen.

Am eindringlichsten dokumentiert diese Zerstörung Max von der Grün in „Waldläufer und Brückensteher“. Im Gegensatz zu Elisabeth Engelhardt kommt er ohne sensationelle story aus: seine Waldläufer und Brückensteher sind die typischen Invaliden einer Ruhrgebietssiedlung. Männer Mitte 50, vorzeitig wegen Staublunge pensioniert, mit Angst vor Gewittern (wegen der damit verbundenen Erstickungsanfälle), mit grünen Lodenmänteln, mit Hunden, und mit



den Angewohnheiten entweder eines täglich gleichen Waldspaziergangs oder des Stehens auf einer Autobahnbrücke. Zwei der Brückensteher lernen wir näher kennen, einer stirbt im Lauf der Erzählung während eines trockenen Gewitters, der andere schließt sich vereinsamt den Waldläufern an. Die Brücke bleibt zwei Wochen lang leer; dann winken dem Erzähler eines Tages wieder zwei von der Brücke her zu: „Nun hatten die Waldläufer wieder ihre Brückensteher. Gott sei Dank, dachte ich, die Ordnung war wieder hergestellt.“

Die unüberhörbare Bitterkeit, mit der das Wort „Ordnung“ hier gesetzt ist, ist die Bitterkeit der Resignation. Durch den gesamten Band artikulieren sich Schmerz, Verzweiflung, Wut, Trauer und Unbehagen — das Fazit aber sind Sätze wie diese: „Wenn ich noch mal zur Welt komme, dann nur als rotes Lämpchen, da weiß jeder wer ich bin und was ich bedeute“ (Dieter Forte), „Saufen hilft. Hau dir den Kragen voll“ (Detlev Marvig), „Als Fremmel in die Strafanstalt einrückte und sah, daß die ziegelroten Gebäude nur fünf Stockwerke hoch waren, hatte er nichts dagegen, für einige Zeit eine Nummer zu werden“ (Ernst F. Wiedemann), „Weißt du, was mich interessiert — Ja was — Ist ja auch egal“ (Sylvanus), „Ich weiß es nicht, der Milchmann weiß es nicht, die Pastoren wissen es nicht, und mein Arzt sagt: Warum ihnen nachspüren, sie wissen es ja selbst nicht“ (von der Grün).

Es sind Arbeitnehmer, die so denken, so reden, so schreiben: es ist der zahlenmäßig weitaus größere Teil jener Menschen, die in der „Welt der Arbeit“ leben — ein Bild dieser Welt muß jedoch unvollständig bleiben, solange der einflußreiche und weitaus kleinere Teil ihres Personals nicht mit porträtiert wird, dessen Aktivität die Resignation des größeren Teils zur formierten Gesellschaft ergänzt. Gleichzeitig mit Luchterhands Almanach erschien nun ein Buch, das diesem Mangel abhilft: „F. C. Delius ‚Wir Unternehmer‘. Über Arbeitgeber, Pinscher und das Volksganze. Eine Dokumentar-Polemik“ im Verlag Klaus Wagenbach (Quartheft 13).

Delius bezieht sich auf Protokolle des Wirtschaftstages der CDU/CSU 1965 in Düsseldorf und definiert Absicht und Methode der eigenen Arbeit: „Ein Stück Gegenwart, das die Kriterien des bundesdeutschen politischen Schauspiels ordentlich und durchschnittlich erfüllt, soll als Beispiel dieser Gattung theoretischer Politik vorgestellt, zur Erleichterung der Lektüre in falsche Verse gesetzt und der Vergessenheit noch ein wenig vorenthalten werden.“ Delius hat die Reden gekürzt und mit kommentierenden Stellen durchsetzt, die entweder verdeutlichen, von was da eigentlich die Rede ist, oder die Material bringen, das der Redner eben zu unterschlagen sucht. Formal ist das sicher einer der interessantesten Ansätze, eine bestimmte Wirklichkeit zu präsentieren — ebenso wie bei Geisslers Filmszenario zahlt sich die Abkehr von überkommenen Literatur-Kategorien hier aus.

Interessanter jedoch als der formale Aufbau des Buches sind die Selbstaussagen deutscher Unternehmer und ihrer politischen Freunde:

Der Unternehmer hat einen Stoff,  
hat oder sucht Kapital  
und hat Arbeitskraft zur Verfügung;  
er hat Maschinen und Arbeiter.

heißt es da (S. 39) an einer Stelle — die Arbeiter kommen an letzter Stelle, aber immerhin, der Unternehmer hat sie, wie Maschinen. Außerdem hat er es schwer. Ein anderer Teilnehmer führte aus:

Der Intellektuelle kommt vom Rationalen her,  
die Sphäre der Wirtschaft ist  
in hohem Maße  
irrational.  
Das Unwägbare, das nicht zu berechnende  
bestimmt die Beziehungen zwischen den Menschen.

...  
Die erschreckende Fehlbeurteilung junger, evangelischer Pfarrer,  
welche die Fabrik als furchtbare, bedrückende Welt hinstellten,  
hat letzten Endes ihre Ursache in einem rationalen Akt,  
weniger in religiös ethischer Verpflichtung.  
Die große Erziehungsaufgabe, die dem Unternehmer  
in seinem Bereich gestellt wird, kann nur gelöst werden,  
wenn es ihm gelingt, eine Basis wirklichen Vertrauens herzustellen.  
Auch hier gilt es wieder, das Irrationale dem Rationalen,  
dem dialektisch oft überlegenen, gegenüber durchzusetzen.  
(S. 54)

Soweit bekannt, setzen die deutschen Unternehmer ihr irrationales Konzept vorwiegend und erfolgreich mit Rationalisierungsmaßnahmen durch, eine Inkonzsequenz, die sie aber weitaus weniger stört als ein gewisser „Slogan“:

Ein kurzes Wort zu dem Slogan von der sozialen Gerechtigkeit.  
Da möchte ich einen berühmten Mann zitieren,  
nämlich Thomas Hobbes: Gerechtigkeit ist ein leeres Wort;  
was sich ein Mann erwirbt durch Fleiß und Risiko,  
das ist sein Eigentum und muß es bleiben. —  
(S. 39)

Durch wessen Fleiß und auf wessen Risiko da Eigentum erworben wurde, brauchte auf einem Unternehmertag der CDU/CSU freilich nicht zu interessie-

ren — Thomas Hobbes (1588—1679) entwarf im „Leviathan“ die Staatsphilosophie des Absolutismus, die drei Jahrhunderte später in der Ideologie der formierten Gesellschaft fröhliche Urständ feiern darf. Leider sind jedoch die dreihundert Jahre nicht spurlos vorübergegangen:

... Die Sozialisten sind seinerzeit  
mit den Redensarten Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit  
auf die Barrikaden gestiegen.  
Ihr Erfolg: anstatt den Menschen zu retten,  
haben sie ihn in ein Unheil gestürzt,  
das ich Ihnen nicht zu nennen brauche.  
Ich fürchte, daß die deutsche Sozialpolitik heute wiederum  
zwei Begriffe verwendet, die einfach nicht wahr sind  
und die uns vor allen Dingen wieder  
einen falschen Weg führen können:  
die Begriffe ‚soziale Sicherheit‘ und ‚soziale Gerechtigkeit‘.  
Das gibt es  
einfach  
gar nicht!  
Eine Gerechtigkeit gibt es überhaupt nicht,  
denn es wird sich immer einer benachteiligt fühlen.  
Eine Sicherheit gibt es nur auf dem Friedhof;  
jedes Leben ist mit Risiko behaftet, und wer  
das Risiko ablehnt, lehnt auch das Leben ab.  
(S. 43 f.)

In diesem brutalen Credo werden Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit „Redensarten“ genannt, Gerechtigkeit schlankweg geleugnet, weil sich einer immer benachteiligt „fühlen“ wird — was der genau weiß, der sich bevorrechtigt nicht zu fühlen braucht, weil er es ist! — und denen, die ihn und sein Risiko tragen müssen, empfiehlt der Redner den Friedhof: tatsächlich dürfte das in einer so organisierten Welt der einzige Ort sein, wo man vor Unternehmern dieses Schlages endlich in Sicherheit ist. Wie Nicht-Unternehmer in dieser Gesellschaft beurteilt werden, resümiert Delius in einem Absatz seiner Einleitung: „Die Bevölkerung wird oft nach ihrer ‚Schaffungsmoral‘ beurteilt — als sei sie eine überdimensionale Maschine, die allein von den Sekundärtugenden Fleiß, Ruhe, Disziplin, Pünktlichkeit, Ordnung usw. betrieben werde. Der Arbeiter ist ein Neutrum, das lediglich seine ‚Arbeitskraft‘ zur Verfügung zu stellen hat. Alles ist gut und in Ordnung, wenn die Wirtschaft nur läuft, d. h. wenn der Unternehmer mit Betrieb und Ertrag zufrieden ist. Keine Rede davon, für wen man arbeitet, mit wem und auf wessen Kosten — eine sehr verständliche, eine inhumane Einstellung.“

Sehr verständlich und inhuman — die Koppelung beweist, daß Delius kein Pathetiker, sondern ein nüchterner Beobachter ist: verständlich scheint diese Einstellung, weil sie denen nützt, die sie vertreten, inhuman ist sie, weil sie allen anderen — also der Mehrheit — schadet. Unverständlich hingegen muß die Einstellung einer Mehrheit (oder ihrer Repräsentanten) wirken, die sich gegen diese Inhumanität nicht zur Wehr setzt, sondern im Gegensatz dazu an der Verwischung der Gegensätze eifrig mitarbeitet, also etwa über die Mitglieder der Gruppe 61 befindet: „Nicht der Beruf und die soziale Stellung des Schreibenden ist entscheidend — wichtig allein ist nur das Thema und die Kraft, es künstlerisch darzustellen.“ Dieser Satz findet sich in Fritz Hüser's Vorwort zum Luchterhand-Almanach, und der Rückzug auf einen ebenso unreflektierten wie sorgfältig von allen gesellschaftlichen Bedingtheiten gereinigten Kunst-Begriff stimmt umso bedenklicher, als Hüser auf der selben Seite mitteilt, daß kritische Autoren noch heute ihre Existenz gefährden, so sie nicht vorziehen, unter Pseudonym zu veröffentlichen, daß sie „kritisch und mit Unruhe“ von Vertretern der Arbeitnehmer- und Arbeitgeberorganisationen betrachtet, „mehr behindert als befördert“ werden.

Kann man das wissen, und zugleich zustimmend Wolfgang Rothe zitieren, der angeblich überzeugend bewiesen hat, „daß die alte Arbeiterdichtung vor allem Ausdruck einer sozialen Gruppe war. Die soziale Frage stand im Vordergrund und ist heute Historie.“ Ist sie das wirklich? Ist sie nicht vielmehr mit Gewalt in den Hintergrund gedrängt und dort künstlich vernebelt worden? Und soll wirklich zu dieser künstlichen nun noch eine künstlerische Vernebelung treten, wie sie sich z. B. in dem — ebenfalls von Hüser angeführten — Satz von Willi Helf abzeichnet: „Das Glück und das Leid des Bergmannsdaseins, die Weite und Tiefe seiner Existenz, die Geschlossenheit des Milieus, seine Erdnähe, der bei allem technischen Fortschritt verbleibende Rest von Schicksalhaftigkeit, von Ausgeliefertsein an nicht bezähmbare Urgewalten, hat diesen Beruf mit einem Hauch von Romantik ausgestattet, der auf das sensible Dichtergemüt besonders stark wirkt.“

Dem hat Hüser wenig hinzuzufügen, dem widersprechen — zum Glück — einige der besten Texte des Bandes, dem widerspricht vor allem aber ein theoretischer Aufsatz, für dessen Aufnahme in den Almanach man dem Verlag dankbar sein muß. Es handelt sich um die „Bemerkungen zum literarischen Schaffen der Dortmunder Gruppe 61“ von Wolfgang Friedrich, der als Dozent und Leiter der Abteilung Literatursoziologie am Germanistischen Institut der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg tätig ist. Für Friedrich erfaßt die Gruppe 61 „bewußt oder unbewußt die neue Stufe des Entfremdungsprozesses, und zwar nicht allein in seinen unmittelbaren ökonomischen, sozialen und sozialpsychologischen, sondern auch in seinen politischen Auswirkungen in Gestalt des ‚staatsmonopolistischen Totalitarismus‘“. Friedrichs Behauptung, die Entfremdung sei „mit dem kapitalistischen Eigentum an den Produktionsmitteln gegeben, sie entsteht



mit ihnen und wird mit ihnen verschwinden“, ist im letzten Teil wohl etwas zu mechanistisch gesehen — seit einigen Jahren ist ja gerade das Phänomen der Entfremdung auch in sozialistischen Staaten Gegenstand der Diskussion — abgesehen davon weist er aber als einziger damit auf Zusammenhänge hin, die zwischen Literatur und Gesellschaft bestehen. Folgerichtig rät er den Autoren, sie sollten „einen Schritt weiter gehen, nicht nur Fakten nennen, nicht nur das wachsende Unbehagen der westdeutschen Arbeiter wiedergeben, sondern Wege zeigen, dessen Ursachen zu beseitigen.“

Im Nachwort polemisiert Wolfgang Promies gegen diesen Rat: „Die Autoren der Gruppe 61 scheuen sich, Lösungen feilzuhalten. Wenn ihre Texte also schon literarisch nicht vollendet sein sollten, ehrlich sind sie immer. Und mich dünkt, in dieser Ehrlichkeit liegt die größere Chance zu einer wahrhaft sozialen Literatur als in den landläufigen Entgegnungen von Schriftstellern aus der DDR, die in Diskussionen mit Mitgliedern der Gruppe 61 als ihrer Weisheit letzten Schluß sagen: wenn der Arbeiter nicht mehr weiß, woran und wozu er arbeitet, versuchen wir, es ihm zu sagen.“ Abgesehen davon, daß auch Ehrlichkeit nur eine Sekundärtugend ist, scheint mir der Versuch der DDR-Autoren nichts Unehrliches zu sein. An dieser — wie an einigen anderen Stellen — schlagen bei Promies die landesüblichen Ressentiments gegen den andern deutschen Staat in etwas undurchdachter Art durch: Ressentiments, die sich durch Sätze wie diesen ergänzen: „Die Tatbestände, unter denen der Arbeitende zu leiden hat, zu leiden meint, sind anfechtbar, aber augenscheinlich unangreifbar.“ Das „zu leiden meint“ korrespondiert mit dem „sich-benachteiligt-fühlen“ des CDU/CSU-Unternehmers, beide Mal werden objektive Tatbestände in subjektive Empfindungen abgefälscht, und unangreifbar sind diese Tatbestände mitnichten — es ist nur der Wunsch bestimmter Gruppen und Leute, sie nicht angegriffen zu sehen (oder doch nur in einer Form, die keine Wirkungen hat.)

Den Überbau liefert Promies im letzten Satz, wenn er schreibt: „Nie hatte der Schreibende mehr Grund, mehr Möglichkeiten, den Menschen zu verwirklichen, disparate Wirklichkeit zu humanisieren.“ Mehr Grund sei unbestritten, mehr Möglichkeiten aber in einer unangreifbaren Gesellschaftsordnung? Oder soll mit dieser Proklamation die Humanisierung einer „disparaten“ Wirklichkeit von eben dieser Wirklichkeit weg und in die Almanache abgelenkt werden?

Zitieren wir noch einmal aus Delius' Dokumentar-Polemik:

Der Unternehmer steht und fällt  
mit der Gesellschaftsordnung des Westens.  
Er haftet in ungewöhnlicher Weise für seine Tätigkeit.  
(S. 34)

Wie wahrhaft ungewöhnlich diese Haftung aussieht, entnahm ich z. B. der „Zeit“ vom 16. Dezember vergangenen Jahres, wo es auf Seite eins hieß: „Der

Kanzler hat es angekündigt: Der Tiefpunkt in der Konjunkturkurve steht uns noch bevor. So unerfreulich diese Aussicht sein mag, zur Panik besteht kein Anlaß. Vergessen wir nicht: Es ist nicht so wichtig, ob wir einmal für ein paar Wochen 100 000 Arbeitslose mehr oder weniger haben — entscheidend ist, daß der Wirtschaft neue Wachstumsimpulse gegeben und damit die drohende Krise abgewehrt wird.“ Daß für ein paar 100 000 Arbeitslose die Krise mit Beginn ihrer Arbeitslosigkeit nicht mehr „droht“, sondern bereits angebrochen ist, ist „nicht so wichtig“ — das ist nur die bundesdeutsche Wirklichkeit. Ihre Repräsentation besorgen Wirtschaftstage und die Presse von Springer bis hin zur „Zeit“ — die Schriftsteller dagegen sollten sich vielleicht doch mehr um ihre Veränderung kümmern.

Helmut Salzinger  
*With God on Their Side*

*Zweiter Herr: ... Ihre Hand, Herr! die Pfütze — so!  
Ich danke Ihnen. Kaum kam ich vorbei; das konnte ge-  
fährlich werden!*

*Erster Herr: Sie fürchteten doch nicht?*

*Zweiter Herr: Ja, die Erde ist eine dünne Kruste; ich  
meine immer, ich könnte durchfallen, wo so ein Loch  
ist. ...* (Georg Büchner, *Dantons Tod*)

I  
Mord ist eine viel zu ernste Sache, als daß sie immer und ausschließlich den Juristen und professionellen Berichterstattern überlassen werden dürfte. So dachte offenbar auch die Redaktion des „Spiegel“ und ließ Truman Capotes neuen Roman „Kaltblütig“ von ihrem Gerichtsreporter rezensieren, der in seiner Besprechung obige Feststellung machte. Sie trifft den Kern einer Mißlichkeit, die seither — wieder einmal — offenbar geworden ist. Noch der Bericht über einen Mord, seine literarische Darstellung, scheint eine viel zu ernste Sache zu sein, als daß sie allein den Professionellen, den Literaturkritikern, überlassen bleiben dürfte.

Gerhard Mauz allerdings konnte nichts dazu beitragen, den Kritikern, die dies Buch in den Himmel loben, damit es auf der Erde keinen Schaden stifte, das Geschäft zu vermiesen. Auch dem Gerichtsreporter erscheint es — jenseits aller ästhetischen Fragen — als eine Notwendigkeit. „Hier ist einmal ein Fall so lange, so gründlich und so ausführlich in das Licht gehalten worden, das uns zur Verfügung steht, bis hell war, was wir sehen können.“ So ist es. Leider jedoch sagt Mauz uns nicht, was denn eigentlich in dieser Beleuchtung sichtbar wird. Unangenehm genug scheint es zu sein. Wie sonst sollte man sich die seitherigen Versuche der Kritiker erklären, diese Helligkeit wieder zu vernebeln? Die Art ihrer Reaktion, ihr verzweifelter Bemühen, durch überschwängliches Lob von Nebensächlichem die Hauptsache zu vertuschen, weckt den Verdacht, dieser Roman „Kaltblütig“ aus den fernen USA rühre an Dinge, die auch uns betreffen.

Um was also geht es? — Zuerst war da bloß das literarische Gemunkel: ein neuer Capote, ganz anders diesmal, harter Stoff, Mord, authentisch, in Reportagemanier rekonstruiert und beschrieben. Eine neue Form des Romans sei erfunden, der Erfolg beispiellos, 20 000 verkaufte Exemplare pro Tag; man sprach von zwei Millionen Dollar. Wenig später hörte man von einer ungewöhnlich heftigen Polemik zwischen Capote und dem englischen Kritiker Kenneth Tynan, von dem Vorwurf, Capote habe nichts dazu getan, die beiden Mörder, mit denen er sich nach seinen eigenen Worten bei seinen Recherchen angefreundet hätte, vom Galgen zu retten. — Eine Mischung also von Literarischem, Kommerziellem und Persönlichem, von Sensationsfreude und Klatsch. Schließlich kam die deutsche Übersetzung des Romans heraus, und die Kritik nahm sich seiner an.

Nun erst wurde das Durcheinander komplett. Statt das Buch zu kritisieren, brauten einige Rezensenten einen greulichen Absud aus Tratsch und Fakten zusammen, stempelten sie den Roman zum Ausdruck von Capotes privater Neurose oder zur journalistischen Fleißarbeit, je nachdem, ob der betreffende Kritiker mit dem Autor einverstanden war oder nicht.

Gewiß haben in diesem Fall das Buch und das Verhalten seines Verfassers miteinander zu tun. Gerade deswegen aber wird man beides trennen müssen. Neurotisch oder nicht, fragwürdig in höchstem Grade ist das Verhalten Capotes zweifellos. Und weil es in solch eklatantem Widerspruch zu dem steht, was sich aus dem Roman ergibt, darum kann es nicht übergangen werden. Das aber ist dann nicht mehr eine Frage der Literatur.

II

Am 15. November 1959 wurde in dem Städtchen Holcomb, Kansas, die Farmerfamilie Clutter, Vater, Mutter, Tochter, Sohn, in ihrem Haus ermordet aufgefunden. Der Täter war unbekannt, ebenso das Motiv. Raubabsicht schien auszuschließen, da jedermann in der Umgebung wußte, daß Herbert Clutter niemals nennenswerte Summen an Bargeld bei sich hatte. — Dies etwa enthielt die Notiz, die Capote wenig später in der Zeitung las und die ihn veranlaßte, den Umständen dieser rätselhaften Tat nachzugehen. Seine Recherchen dauerten sechs Jahre. Er exzerpierte Protokolle und Gutachten, interviewte die Nachbarn der Clutters, die Polizisten, die Mörder selbst, folgte deren Fluchtweg, ging ihren Lebensspuren nach, kurz, er brachte mehr und aufschlußreicheres Material zusammen als je einem Gericht bei einem Fall dieser Art zur Verfügung steht. Dann aber eröffnete er den Prozeß.

Der Roman „Kaltblütig“ beginnt mit einer Beschreibung des letzten Tages der Clutters und, parallel dazu, der Vorbereitungen zu dem Verbrechen der Dick Hickock und Perry Smith. Er verfolgt sie dann auf ihrer Flucht quer durch die Vereinigten Staaten, schildert die Reaktionen und Lebensgewohnheiten der Clutter-Nachbarn, die Nachforschungen der Polizei, die Verhaftung der Mörder,



ihre Aburteilung und Hinrichtung. Amerikanische Gerichtspraktiken kommen ebenso zur Sprache wie das Problem der Todesstrafe. Weite Partien befassen sich mit dem Vorleben der beiden Verbrecher, besonders das Schicksal Perrys wird ausführlich und detailliert dargestellt.

Er ist zweifellos ein Psychopath. Die sozialen Verhältnisse, aus denen er stammt, sind zerrüttet. Er besitzt einiges intellektuelles Niveau, hat telepathische Fähigkeiten und künstlerische Interessen, infantile Träume und zeigt dazu neurotische Symptome wie Bettnässen und Waschzwang. Sein Verhältnis zur Realität ist von Grund auf gestört: er lebt in einer nur ihm eigenen Welt und reagiert panisch, wenn die Wirklichkeit in sie einbricht. All dies trifft für Dick nicht zu. Dieser ist ein Angebertyp, der den harten Burschen markiert, dahinter aber nur seine Unsicherheit zu verbergen sucht. Im übrigen jedoch weiß er sich recht gut in der Realität zurechtzufinden. Unbestreitbar ist Perry, der den Mord ausführte, den Dick bloß plante, der Interessantere von beiden. Unbestreitbar auch ist, daß kausale Zusammenhänge bestehen zwischen den Umständen, die ihn zu dem werden ließen, was er ist, und dem Zustand der amerikanischen Gesellschaft, wie er in diesem Buch sichtbar wird.

Das also sind die Ergebnisse von Capotes Recherchen; zusammengefaßt zeigen sie ein groß angelegtes Bild des bürgerlichen Amerika von heute. Was aber hat unsere Kritik aus diesem Buch „Kaltblütig“ gemacht? — Jürg Federspiel beispielsweise stellt in der „Zeit“ fest, angemessener als dieser Titel wäre der leider schon vergebene „Anatomy of a Murder“ gewesen. Das ist, mit Verlaub, Unsinn. Es gibt nämlich in diesem Roman nicht bloß vier, es gibt mindestens sechs Tote. Capote selbst verweist darauf ausdrücklich, und er zitiert das Wort Perrys: „Ich will verdammt sein, wenn ich der einzige Mörder in diesem Gerichtssaal bin.“ Gewiß, Perry ist voreingenommen. Deswegen gleich noch eine andere Stimme. Zwei Reporter streiten sich bei der Verhandlung über den Vorwurf einer unfairen Prozeßführung. Während der eine sie mit dem Hinweis auf die Unfairness der Mordtat selbst verteidigt und hinzufügt, auch ihm sei es schlecht genug gegangen, „aber deswegen hab' ich doch, verdammt noch mal, keine vier Leute kaltblütig umgebracht“, entgegnet der andere: „Und wie ist das, wenn sie jetzt die Burschen hängen? Ist das nicht genauso kaltblütig?“ Eben. Hier nämlich liegt die Motivierung des Titels und die wirkliche Problematik des Buches.

Es ging Capote um mehr als um die Beschreibung einer grauenhaften Mordtat. Dies Verbrechen, so zeigt sich, betrifft nicht nur seine Urheber und deren Opfer, es betrifft die ganze Stadt Holcomb. Es gibt Verbrechen, in denen sich alles, was eine Zeit an Haß- und Angstgefühlen gestaut und verdrängt hat, wie durch ein endlich geplatzt Ventil entlädt. Die Affaire Dreyfus etwa gehört dazu, ebenso die Ermordung Kennedys; Capote versucht zu zeigen, daß auch dieses Verbrechen solch ein symptomatischer Fall war. Er analysiert nicht bloß einen Mord eine Epoche, eine Gesellschaft liegt unter seinem Messer.

Hans Egon Holthausen scheint von diesen Zusammenhängen etwas zu ahnen, wenn er in der FAZ auf jenen „überdimensionalen Perry, der sich Lee Oswald nannte“, hinweist. Andererseits verdreht gerade er Capotes Absichten in unerträglicher Weise. Perry sei mehr als „ein wüstes Syndrom von psychischen Mißständen“, er sei eine Verkörperung des absolut Bösen. Sein scholastisches Denken sieht in Perry ex negatione ein Gegenbild entworfen, „das andere, das ‚gute‘, das tatkräftig-freie, das idealistische, im besten Sinne aufgeklärte Amerika.“ Kein Wort von der heuchlerischen Dummheit, der stupiden Bigotterie, dem atavistischen Rachedurst dieser Amerikaner, kein Wort von der panischen Angst und dem hysterischen Mißtrauen der Einwohner von Holcomb.

Solche Einseitigkeit der Sehweise geht einher mit einer mehr als großzügigen Prüfung von Capotes künstlerischem Anspruch. Nonfiction novel hin oder her, entweder attestiert man dem Buch ein außergewöhnliches Maß von „schriftstellerischer und intellektueller Reife“, wobei man sich dann beruhigt, oder man leugnet die Berechtigung dieses Anspruchs überhaupt. So hält der „Spiegel“ es anscheinend für einen gelungenen Witz, in seiner Bestsellerliste den Roman „Kaltblütig“ unter den Sachbüchern zu führen. Wie aber, wenn die unzureichende Kritik der Darstellungsmittel und jene einseitige Sicht des Dargestellten von einander abhingen?

### III

„Es schien mir, der Journalismus, genauer gesagt die Reportage, müßte sich dermaßen forcieren lassen, daß daraus eine neue Kunstform entstünde — eben die ‚nonfiction novel‘.“ Mit diesen Worten begründet Truman Capote die literarische Technik, die er in „Kaltblütig“ anwendete. In seinem ungewöhnlichen Vertrauen aufs Authentische äußert sich die Überzeugung, daß die subjektive Dichterphantasie endgültig ausgespielt habe. An ihre Stelle soll die Darstellung des objektiv nachprüfbaren Details treten. Nun kann allerdings auch die redlichste Bemühung um Sachlichkeit nicht die Subjektivität des Wahrnehmenden völlig ausmerzen. Indem also Capote sich auf Protokolle und Interviews verließ, hatte er deren eventuelle Subjektivität ebenso zu berücksichtigen wie seine eigene, und er konnte nur hoffen, daß all dies Subjektive, summiert, am Ende ins Objektive münden würde. Vor allem er selber mußte anonymes und absolut meinungsloses Medium bleiben.

Obwohl nirgends in dem Buch eine Figur namens Truman Capote erscheint, wird ihr Vorhandensein immer wieder spürbar, wenn auch nur als Lücke, als Ausparung des Chronisten, der das Geschehen verzeichnet hat. Besonders in den Schlußpartien des Romans fällt dies auf, in den Abschnitten, die Gedanken und Beschäftigungen der in der Todeszelle isolierten Mörder schildern.

Und so ergibt sich ein seltsamer dialektischer Umschlag. Capote wollte die Fiktion, den Erzähler, aus seinem Buch verbannen. Dazu aber mußte er zu

einer neuen Fiktion greifen: zu der nämlich, daß kein Erzähler vorhanden sei. Ein unvorbelasteter Leser jedoch würde dies Buch lesen wie irgendeinen Roman, dessen Ereignisse von einem allwissenden Erzähler berichtet werden. Und genau dies ist ja auch wirklich der Fall. Für einen solchen Leser aber spielt die Authentizität des Stoffes nicht die mindeste Rolle. Fiktion und Wirklichkeit fließen ihm ununterscheidbar zusammen zur Frage nach der ästhetischen Realisierung des Stoffes.

Auch die Art, wie der Stoff dargeboten wird, die sorgfältige Komposition, verleiht den Zugriff einer ordnenden Hand von subjektiver Willkür. Der Capote, der sein Material zusammentrug, mag willensloses Medium des Authentischen gewesen sein; der Capote aber, der seine sechstausend Seiten Notizen zum Buch aufbereitete, wurde wieder zum Schriftsteller und zwang wie eh und je der Realität den Kunstcharakter auf. Gerade die vielgerühmte Kunstfertigkeit des Arrangements, beispielsweise am Anfang, wo die Erzählung ständig zwischen den Mördern und ihren nichtsahnenden Opfern hin und her blendet, die Tat selber ausspart und sogleich zu ihrer Entdeckung übergeht, gerade sie beweist den subjektiven Eingriff ins Authentische.

Die Notwendigkeit, den Mord nicht schon an dieser Stelle zu schildern, sondern ihn nach Perrys Festnahme durch diesen selber beschreiben zu lassen, ist einzig und allein künstlerischer Art. Erst die Darstellung von Dicks und Perrys Vorgeschichte schafft die Voraussetzungen zum Verständnis des anscheinend Unverständlichen, der pathologischen Methodik in der Ausführung der Tat. Capote stand hier vor einem Dilemma: strenge Authentizität und künstlerische Präsentation schlossen einander aus. Im Konflikt zwischen beidem entschied Capote sich dafür, das eine zu tun, ohne das andere zu lassen, und dieser Kompromiß ließ seine ästhetische Konstruktion zusammenbrechen. Das unredigiert dargebotene Material hätte jeden Anspruch auf ästhetische Relevanz illusorisch gemacht, ins arrangierte aber ist Subjektives eingeflossen, und damit wird, zumal das Arrangement ausgezeichnet gelungen ist, der Anspruch auf Authentizität irrelevant.

Es ist also nichts mit der neuen Kunstform. Dafür aber trat etwas anderes ein: statt einer nonfiction novel hat Truman Capote mit „Kaltblütig“ einen geradezu beispielhaften realistischen Roman geschrieben. Als er mit äußerster Pedanterie das Wirkliche studierte, tat er genau das, was von jedem Realisten verlangt ist. Capote mißtraute der Subjektivität des Dichterischen und suchte die Objektivität der Wirklichkeit. Ihre Wiedergabe aber geriet ihm zur Dichtung. So hat Capote wider Willen die Kunst rehabilitiert. Dennoch behält der Anspruch auf Authentizität seine Geltung und seine Funktion, wenn auch freilich nicht mehr in ästhetischer Hinsicht.

#### IV

Capotes unerwartetes, wenn auch ungewolltes Plädoyer für den Realismus in der Literatur hat die Kritik verstört. Eine geheime innere Beziehung zu dem Mörder Perry, dessen Dämonisierung, solche Aspekte fügen sich besser in das geläufige Bild dieses Autors als sein neuer Realismus. Zumal die Realität Amerikas, die er zeigt, alles andere als erfreulich ist. Holthusen zwar findet in dem Buch die Antithese zwischen dem „guten“ und dem „bösen“ Amerika, aber es will scheinen, daß er damit dem Selbstverständnis dieses angeblich „guten“ Amerika verfallen ist. Gewiß gibt Capote mit seiner Schilderung der Clutter-Familie „ein exaktes Soziogramm der amerikanischen Idealfamilie mittelwestlichen Gepräges“; jedoch gerade weil sie repräsentativ ist für die Gesellschaft, mit der Dick und Perry in Konflikt geraten, wird man Holthusens Urteil über sie mit Skepsis aufzunehmen haben.

In Holcomb verbreiten sich nach dem Mord Bestürzung und Angst, denn, wie es heißt, „gerade in dieser Familie verkörperte sich alles, was die Leute hier respektieren und schätzen, und daß ihnen das zustoßen konnte — na ja, das ist gerade so, als wenn man ihnen sagte, daß es keinen Gott im Himmel gibt.“ Gegenüber solch einer metaphysischen Ungerechtigkeit erscheinen sie jedoch andererseits nur als Opfer eines Zufalls, der ebensogut jeden anderen hätte treffen können; das Verbrechen ist „ein Akt, der im Grunde genommen mit den Personen selbst nichts zu tun hatte“, unparteiisch wie ein Blitzschlag. Beides ist richtig. Daß Dick gerade auf die Clutters verfiel, war Zufall; daß diese nahezu archetypisch ihre eigene Gesellschaft repräsentierten, war ein zweiter Zufall; nur durch ihn aber konnte das Verbrechen zum symptomatischen Fall werden. Geplant war die Tat als „unpersönlicher Akt“: zwei Ganoven sahen zu, wo etwas zu holen war, gleichviel bei wem. Erst später wurde diese unpersönliche Beziehung zwischen Tätern und Opfern zu einer persönlichen; erst als sich zeigte, daß in diesen zufälligen Clutters die anonyme Gesellschaft selber sich manifestierte, wurde auch die bislang nur latente Diskrepanz zwischen ihr und den von ihr Verstoßenen sichtbar. Was als Raubüberfall begonnen hatte, endete als Austrag sozialer Spannungen.

Im Nachhinein scheint Perry sich dieser Zusammenhänge, die zu seinem „psychologischen Unfall“ führten, bewußt geworden zu sein: „Sie [die Clutters] haben mir nie was zuleide getan. Wie die andern. All die andern, die mich mein Leben lang getriezt haben. Und vielleicht waren es eben die Clutters, die dafür büßen mußten.“ Sie büßten stellvertretend die Schuld der Gesellschaft in einem Augenblick, da Perry geradezu paradigmatisch der Erfahrung seines Ausgeschlossen-seins preisgegeben war. Er hatte das Haus der Clutters ohne die Absicht zu töten betreten, denn Dicks Devise „Keine Zeugen“ nahm er keineswegs ernst. Erst als er gezwungen war, sich auf den Bauch zu legen, um in Ermangelung größerer Beute einen armseligen, unters Bett gerollten Silberdollar hervorzuholen, konzentrierte sich in seinem Bewußtsein alle Erniedrigung, der er je aus-



gesetzt wurde, und entlud sich in Scham und Empörung als Rachetat. „Ich kniete mich neben Mr. Clutter hin, oh, und die Schmerzen in den Beinen — ich dachte an diesen verdammten Silberdollar. Die Blamage. Mich widerte das alles an.“ („I knelt down beside Mr. Clutter, and the pain of kneeling — I thought of that goddam dollar. Silver dollar. The shame. Disgust.“) So geschah es denn. Das Verbrechen an den Clutters war nicht ein Raubmord, es war die verzweifelte Vergeltung eines Einzelnen an der anonymen Gesellschaft, die sich in den vier Personen dieser Familie verkörperte.

Perry hatte Grund zu seiner Tat, mag sein Motiv auch nicht von vornherein „offenkundig“ gewesen sein. Sie bedeutete Vergeltung und nicht, wie Holthusen meint, einen „acte gratuit“. Daß es Perry war, der zum Mörder wurde, und nicht Dick, von dem doch der Plan überhaupt stammte, beruhte auf einer unglückseligen Verkettung von Umständen. Dicks Motiv (Beseitigung von Zeugen) entfiel, als sich herausstellte, daß bei den Clutters nichts zu holen war. Gerade diese Tatsache aber schafft für Perry erst das Motiv, gegen seine ursprüngliche Absicht die Tat dennoch auszuführen. Durch sie wurden seine psychischen Sperren aufgehoben und seinen sozialen Ressentiments die Bahn freigegeben. Denn er handelte unbewußt. Capote bringt genügend psychiatrisches Material bei, um Perrys zeitweilig verminderte Zurechnungsfähigkeit nachzuweisen. Holthusens Zweifel, ob der Autor von der Beweiskraft seines Materials selbst völlig überzeugt gewesen sei, lassen sich aus dem Buch nicht belegen und ergeben sich aus seiner These von dem „guten“ Amerika, das hier dargestellt werde.

Diese These aber ist unhaltbar, wenn man sich die Charakteristika vergegenwärtigt, mit denen sowohl die „Idealfamilie“ Clutter wie auch die Gesellschaft, die sie repräsentiert, ausgestattet ist. Es gehört schon sehr viel guter Wille dazu, die inneren Antinomien zu übersehen, von denen diese Gesellschaft durchzogen und geprägt ist. Erst diese Widersprüchlichkeit macht es ja überhaupt sinnvoll, die Gründe für solche Taten in sozialen Phänomenen zu suchen, wie Capote das tut.

Ohne Zweifel hält diese Gesellschaft sich selber für „gut“. Dieser Mord jedoch schafft eine Grenzsituation, und in ihr offenbart sich jene Selbsteinschätzung als Ausdruck einer kollektiven Neurose. Hinter der bieder-männischen Wohlständigkeit kommen Intoleranz und Bigotterie zum Vorschein. Wo wirtschaftlicher Erfolg als sichtbares Zeichen von Gottes Wohlwollen gilt, neigt christliche Frömmigkeit dazu, sich in einem Gottvertrauen zu manifestieren, das weniger fromm als selbstgefällig ist, dabei aber nicht vertrauensvoll genug, als daß es nicht bei Gelegenheit hysterische Angst um sich greifen ließe. Der Urheber solcher Angst jedoch wird mit einer geradezu atavistischen Rachsucht verfolgt, die aller nach außen gekehrten Reputierlichkeit des Bürgers spottet. Solche Widersprüchlichkeiten werden von den hier noch lebendigen Traditionen des Puritanismus solange überdeckt, bis eines Tages alle Sicherungen, die sie versprechen,

als scheinhaft entlarvt werden. Dann hilft das Bewußtsein, mit Gott an der Seite zu leben, nicht mehr weiter, und es zeigt sich, daß auch der Boden Amerikas nur eine dünne Kruste ist, die allzu leicht einzubrechen droht. Hier jedenfalls trägt sie nicht.

Die allgemeine Angst und das Mißtrauen, die sich in Holcomb nach Bekanntwerden der Tat ausbreiten, lassen jeden in jedem, und handele es sich um die ältesten Nachbarn, seinen künftigen Mörder vermuten. Darin äußert sich das schlechte Gewissen derer, die ahnen, daß all ihre Sicherheit und Respektabilität um einen Preis erkaufte wurden, den andere für sie bezahlt haben. Nichts kennzeichnet die kaschierte Brüchigkeit dieser Gesellschaft besser als die Tatsache, daß die Festnahme der wirklichen Täter Enttäuschung auslöst, Enttäuschung darüber, daß Fremde die Tat begangen haben und nicht irgend jemand aus ihrem Kreise. Die Hartnäckigkeit des Gerüchts, die beiden seien von Hintermännern gedungen, beweist, als wie angenehm man es empfindet, einmal Ferien zu haben von der Forderung nach Wohlverhalten und der Gebote, den Nächsten zu lieben und dem Nachbarn zu vertrauen, auf ein Weilchen ledig zu sein. Mißtrauen und Angst offenbaren die Intaktheit dieser Gesellschaft als Fassade.

Diese Decouvrierung aber ist es, die den beiden Mördern die Unversöhnlichkeit der Einwohner von Holcomb einträgt. Sie legen großen Wert auf die Feststellung ihrer Religiosität und sind stolz auf ihre zweiundzwanzig Kirchen. Aber sie bereiten den Delinquenten ein Gerichtsverfahren, das eine bloße Farce ist, weil das Urteil von vornherein feststeht. Voreingenommene Geschworene, Beeinflussung der vielleicht unvoreingenommenen, lustlosen Verteidiger, Verweigerung entlastender psychiatrischer Gutachten mittels formaljuristischer Tricks: was Suche nach Gerechtigkeit sein sollte, wird zu einem Akt der Revanche. Das Todesurteil bestätigt die Schizophrenie einer Gesellschaft, der es leicht fällt, mit ihrem hervorgekehrten Christentum ihre innere Brüchigkeit zu verdecken. Die Ausgestoßenen sind deren sichtbares Zeichen, und noch dafür haben sie zu büßen. Wo Glück und Erfolg als Tugend gewertet werden, wird man auch Unglück und Mißerfolg als Lasterhaftigkeit bestrafen.

Holcomb bekommt seine Genugtuung. Nach fünfjährigem Warten in der Zelle werden Richard Hickock und Perry Smith am 14. April 1965 hingerichtet. Die Ordnung scheint wieder hergestellt. Aber der Frieden täuscht. Jederzeit kann das Gleiche wieder geschehen. Das Buch endet mit demselben Blick auf die windbewegten Weizenfelder unter dem großen Himmel von Kansas, mit dem es beginnt. Im Grunde hat sich nichts geändert.

Wie sollte auch eine Änderung eintreten? Eine Gesellschaft wie diese wird neue Perrys hervorbringen, und sie werden das gleiche Schicksal zu erleiden haben. Ihre Schuld leugnet niemand, auch nicht Truman Capote. Solange es aber des großen gelben Vogels bedarf, den Perry sich erträumt, um dem Elend dieser Welt zu entgehen, solange wird diese Gesellschaft als das bezeichnet werden müssen, was sie ist: hypokrit. Truman Capote tat das, indem er dies Buch

schrieb. Er fällt sein Urteil nicht *expressis verbis*, nennt nicht schlecht, was Leute wie Holthusen gut nennen. Gerade dadurch jedoch erhält seine Darstellung ihre Verbindlichkeit, die mehr als ästhetischer, die moralischer Art ist. Letzten Endes steht seine Methode, sich aufs Authentische zu stützen, in deren Dienst. Die Wirklichkeit, die Truman Capote zeigt, ist nicht seinem Kopf entsprungen, sie hat sich selbst geschrieben. Sie hat sich auch selbst entlarvt.

## V

Bleibt die Frage nach den Begleiterscheinungen, nach der Ursache des ungewöhnlichen Erfolges und nach dem Verhalten des Autors. „Amerika stöhnt auf, Amerika sieht sich erkannt“, meint Holthusen. Hier einmal hat er recht. Wäre es also ein kollektives *mea culpa*, das aus diesem Erfolg spräche? Zu den Charakteristika des Puritaners, den das Buch beschreibt, gehört auch die masochistische Selbsterniedrigung. Wie schön ist es doch, sich erkannt zu sehen! Aber Capote hatte ja nicht die Absicht, seinem Land am Zeuge zu flicken, als er mit seinen Recherchen begann. Die Selbstentlarvung der Wirklichkeit kam nur als ungewollter Nebeneffekt zustande.

Wenn etwas die Bezeichnung „kaltblütig“ verdiene, dann das Verhalten Capotes. So hatte sein Kontrahent Kenneth Tynan festgestellt. Nicht zu unrecht, wie man sagen muß. Alle Wahrhaftigkeit seines Buches kann das zwiespältige Gefühl nicht beschwichtigen, das Capotes Äußerungen geweckt haben. Er ist kein Sozialkritiker und erst recht kein Revolutionär. In einem Interview hatte er sich für die Todesstrafe erklärt, wenn sie einen Anstieg der Mordziffern verhindern könne. Und so ließ er seinen Freund Perry die Treppe zum Galgen hinaufsteigen.

Capote ist einverstanden mit der Gesellschaft, deren Bloßstellung ihm unterlief. Der Appell an das Mitleid, der aus den dem Buch als Motto vorangestellten Versen des François Villon spricht, hat sein eigenes Ohr nicht erreicht. Man kann ihm den Vorwurf menschlichen Versagens nicht ersparen. Der Partygast Capote, der, nach dem künftigen Schicksal seiner beiden Schützlinge befragt, antwortet, „They'll swing“ (berichtet von Federspiel), er hat sich selbst das Urteil gesprochen. Aber er ist im Einverständnis mit sich und mit einer Gesellschaft, die sich neben dem Henker einen solchen Autor hält und jenen für seine Dienste mit sechshundert, diesen aber mit zwei Millionen Dollar honoriert.

Jene sechshundert und diese zwei Millionen Dollar auf der einen, der Roman „Kaltblütig“ auf der anderen Seite. Wie sagte doch Holthusen? „Amerika stöhnt auf.“ Mit Grund.

(Truman Capote: *Kaltblütig. Wahrheitsgemäßer Bericht über einen mehrfachen Mord und seine Folgen. Deutsch von Kurt Heinrich Hansen. Limes Verlag, Wiesbaden 1966; 435 Seiten, Leinen, 24,— DM.*)

## Donald Duncan Es war alles Lüge!

*Nachträgliche Gedanken eines Mannes der Special Forces  
zum Krieg in Vietnam*

(Master Sergeant Donald Duncan schied aus der Armee der Vereinigten Staaten im September 1965 nach zehnjähriger Dienstzeit aus, während der er sechs Jahre den Special Forces angehörte und achtzehn Monate im Kampfeinsatz in Vietnam war. Während seiner Zeit in Vietnam wurden ihm folgende Auszeichnungen verliehen: Südvietnamesischer Stern in Silber, Infanteriekampfspange, Stern in Bronze und Flugmedaille der US-Army. Er war für den amerikanischen Stern in Silber eingereicht und war auch der erste Soldat in Vietnam, der für den Orden Legion of Merit in Vorschlag kam. Über beide Vorschläge ist noch nicht entschieden. Duncan nahm an zahlreichen Unternehmungen hinter den feindlichen Linien in der Kampfzone D, bei Vung Tao und im An Khe-Tal teil. Im vergangenen März lehnte er das Angebot, ihn in den Hauptmannsrank zu befördern ab, verließ Vietnam am 5. September 1965 und wurde vier Tage später in Ehren aus der Armee entlassen.)

Als man mich vor zehn Jahren zur Armee einzog, war ich ein entschiedener Gegner des Kommunismus. Wie die meisten Amerikaner konnte ich mir nicht vorstellen, wie jemand den Kommunismus über die Demokratie zu stellen vermochte. Meine Abneigung gegen diese Ideologie war teils wohl deshalb so stark, weil ich Katholik bin, teils aber auch auf Grund dessen, was man in Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen über den Kommunismus hörte, und weil mein Stiefvater aus Ungarn stammt. Zwar war er als junger Mann von Budapest in die Vereinigten Staaten gekommen, aber der größte Teil seiner Familie war in Europa geblieben. Da bekam ich von Zeit zu Zeit Beispiele für das schlimme Leben unter dem Kommunismus. Kurz nach meiner Grundausbildung kam ich nach Deutschland. Ich war dort zur Zeit der Erhebung in Ungarn und ihrer Unterdrückung durch die Sowjets. Alles bestätigte sich da, was ich über den Kommunismus gehört hatte. Wie meine Kameraden fühlte ich mich enttäuscht und betrogen, daß die Vereinigten Staaten Ungarn nicht zur Hilfe kamen. Mit Erbitterung sah ich, wie brutale Gewalt gegen ein Volk angewendet wurde, das keine anderen Waffen hatte als Knüppel, entwendete Gewehre und den Wunsch nach Freiheit.



Während meiner Dienstzeit in Deutschland machte ich Bekanntschaft mit den Special Forces. Ich war so beeindruckt von ihrer Pflichtauffassung und ihrem kämpferischen Elan, daß ich mich freiwillig für den Dienst bei dieser Truppe meldete. 1959 wurde ich zu den Special Forces zugelassen und erhielt in Fort Bragg meine Spezialausbildung. Schon bald lernte ich eine Menge über die Männer dort und über ihre Ausrüstung. Ein nicht geringer Teil dieser Leute kam aus Ländern hinter dem Eisernen Vorhang. Ihr Antikommunismus war nicht selten fanatisch. Viele, die wie ich eingetreten waren, um etwas Positives zu tun, gingen von den Special Forces wieder weg, weil nach ihren Begriffen die „Entwicklung“ zu langsam verlief. Später tauchten sie dann in Afrika und Lateinamerika wieder auf, waren für andere Mächte tätig oder arbeiteten als unabhängige Agenten für den CIA.

Anfangs war das Training darauf abgestellt, Gruppen auszubilden, die im Auftrag der Vereinigten Staaten in anderen Ländern Guerillabewegungen ins Leben rufen sollten. Immer wieder wurde betont, daß es im Guerillakrieg unmöglich sei, Gefangene zu machen. Man sagte uns stets: „Ihr müßt sie nicht selber umbringen — laßt das eure eingeborenen Partner tun.“ In einem Lehrgang, der unter der Bezeichnung „Gegenmaßnahmen bei Vernehmungen durch den Feind“ abgehalten wurde, zeigte man uns Foltermethoden des sowjetischen Geheimdienstes zur Erzielung von Aussagen. Es war klar, daß die Bezeichnung des Lehrgangs nur dessen wahren Zweck verbergen sollte, der darin bestand, uns „andere“ Vernehmungsmethoden beizubringen, wenn man aus Zeitmangel nicht mit feineren Mitteln vorgehen konnte. So lernten wir das alte Mittel der wechselnden Behandlung mit kaltem und heißem Wasser, oder wie man auf höchst ausgeklügelte Weise mittels einer Juwelierzange einem Mann die Hoden langzieht. Als wir unumwunden fragten, ob wir denn auch selbst solche Methoden anwenden sollten, gab man uns zur Antwort: „Wir können Ihnen das nicht direkt empfehlen. Die amerikanischen Frauenvereine würden da nicht mitmachen“. Diese halb heuchlerische, halb sarkastische Äußerung erntete Gelächter. Solche und noch schlimmere Dinge werden also bei uns im Militär gelehrt. Dennoch verdammen sie die Vietkong, denen man ähnliche Dinge nachsagt. Ich sah aber selbst, wie man gefangene Vietkong an Angehörige der Regierungstruppen übergab, und welche Grausamkeiten bei solchen Vernehmungen dann begangen wurden.

Während der ganzen Ausbildungszeit ging es sehr geheimnisvoll zu. Immer wieder hörte man davon, daß „jetzt in diesem Augenblick“ Männer der Special Forces in verschiedenen lateinamerikanischen und asiatischen Ländern mit geheimen Aufträgen unterwegs seien. Bei jeder Gelegenheit wurde kräftig auf die antikommunistische Pauke geschlagen. Bekam man Bücher empfohlen, so erwiesen sie sich stets als Darstellungen von Gehirnwäsche oder als grausame Schauer geschichten — das Leben unter dem Kommunismus. Der Feind war der Feind schlechthin. Es war ganz eindeutig der Kommunismus damit gemeint und die

unter kommunistischer Herrschaft stehenden Länder. Man hätte nie auf den Gedanken verfallen können, daß für die Special Forces auch die Entfaltung eines Guerillakrieges gegen die Regierung eines faschistischen Staates in Frage käme. Es dauerte einige Zeit, bevor ich im Rückblick erkennen sollte, wie sehr man uns gegen die kommunistische Weltverschwörung und den Feind scharf gemacht hatte. Wie bei den meisten der Freiwilligen in den Special Forces war das bei mir nicht sonderlich schwer. Wir waren dafür innerlich vorbereitet. Mein Klassen- und Stubenkamerad Artur Fisers lebte für den Tag, an dem er die „erste Gruppe nach Lettland führen“ könne. „Wie wär's denn mit Vietnam, Art?“ — „Scheiß doch Vietnam. Ich will da kein Rassendurcheinander veranstalten. Da gibts nicht viel Blauäugige.“ Das war nur der erste einer Reihe von Gegenbeweisen gegen die offizielle Behauptung, bei den Männern von den Special Forces gäbe es keine Vorurteile über Rasse oder Religion anderer Menschen.

Nach meiner Beförderung in den Unteroffiziersrang wurde ich zur Anwerbung von Freiwilligen für die Special Forces in Kalifornien eingesetzt. Es war wirklich ein Witz, daß ich jetzt so eine Art Anschlepper war. Wenn ich daran denke, wie wir uns da verkauft haben, ist der Vergleich mit der Zuhälterei so unpassend nicht. General Yarboroughs Weisungen waren einfach: „Ich möchte gute, einsatzfreudige Männer, die beförderungsfähig sind. Wenn Sie einen haben wollen, dann nehmen Sie ihn. Aber denken Sie daran, daß der dann eines Tages in Ihrer Gruppe sein kann.“ Die letzten Instruktionen, die wir von einem Hauptmann erhielten, der die ganze Sache direkt unter sich hatte, waren kurz und bündig. Ich traute meinen Ohren nicht. „Schickt mir keine Nigger. Aber gebt acht, daß es nicht so aussieht, als hätten wir hier Vorurteile. Sie werden schon irgendeine Entschuldigung finden, um die zurückweisen zu können. Die meisten werden zu blöde sein, um durch die schriftliche Prüfung zu kommen. Aber wenn sie es schaffen und auch durch die körperlichen Tauglichkeitsprüfungen kommen, dann können Sie sicher im Lebenslauf einige dunkle Punkte entdecken.“ Der dritte Mann, den ich nach Fort Bragg schickte, war ein Neger. Und ich habe sehr wohl daran gedacht, daß er eines Tages in meiner Gruppe sein könnte.

Meinen ersten Eindruck von Saigon erhielt ich aus dem Fenster einer Düsenmaschine, als wir über Saigon und die umliegenden Gebiete flogen. Ich schaute runter und dachte: „Na ja, das könnten auch Bauernhöfe woanders sein, und das könnte auch eine Stadt woanders sein.“ Die Fahrt von Tan Son Nhut in die Innenstadt zerstörte diese anfängliche Illusion.

Meine Eindrücke waren ganz die, die der durchschnittliche Neuankömmling in Saigon erhält. Ich fand die Hitze und die Luftfeuchtigkeit schrecklich und fühlte mich in meiner Kammgarnuniform wie in einem Pelzmantel. Gestank. Die Auspuffgase von hunderten von blauen und weißen Renault-Taxis und Militärfahrzeugen. Kot von Menschen. Das faulige, stagnierende, schwarze Schlamm-

wasser, das ich im Fluß sah, als wir bei der Cong Ly Straße über den Fluß fuhren. Und schlimmer noch als alles andere: ein stechender, ranziger Geruch, der, wie ich später herausfand, von einer Soße namens Nuoc Mam herrührte, die ähnlich wie Sauerkraut hergestellt wird, nur mit Fisch statt Kraut. Das ist bei jeder vietnamesischen Mahlzeit dabei. Und Leute gab es, Massen von Leuten. Ganz kleine Kinder standen da barfuß auf den Gehsteigen, dreckig im Gesicht, wie alle Kinder in ihrem Alter, aber nur mit einem Art Hemdenschürzchen bekleidet, das nie ganz bis zum Nabel der runden Bäuche herabreichte.

Anfangs war ich in Saigon in der taktischen Planungsstelle der Special Forces als Gebietsspezialist für das Operationsgebiet des III. und des IV. Korps eingeteilt. Und hier erhielt ich erst meine richtige Ausbildung. Offiziere wie Unteroffiziere waren einmütig in ihrer Verachtung gegenüber den Vietnamesen.

Da wurden ständig Verwaltung und Regierung in Saigon herabgesetzt, und genauso die Regierungstreitkräfte, die Luc Luong Dac Biet-Spezialeinheiten und das einfache Volk.

Die Regierung war verrottet, die Beamten korrupt, die Regierungstruppen feige, die Spezialeinheiten alles zusammen und der Mann auf der Straße ein dummer Dieb.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Da arbeitete ich mit Männern, die doch wohl zu den einsatzfreudigsten Amerikanern in Vietnam gehörten. Sie waren angeblich in Vietnam, um „unseren vietnamesischen Freunden“ in ihrem Kampf für ein demokratisches Leben zu helfen. In dieses Bild paßte die Haltung meiner Kameraden ganz und gar nicht.

Ich dachte mir, daß wenn dieses Volk auf „unserer Seite“ wirklich all das ist, was man von ihm behauptet, es unverständlich sei, es zu unterstützen und täglich 1,5 Millionen \$ in seinem Land auszugeben. Aber ich erhielt stets die gleiche Erwiderung: „Sie sind Antikommunisten“, was anscheinend alles erklären sollte. Dieses ganze Verhalten hatte zur Folge, daß meine ersten Beobachtungen über alles in Vietnam und über jeden Vietnamesen von vornherein gefärbt waren. Ich gewöhnte es mir geradezu an, in einer Art von Denkfaulheit Vietnam nicht nach dem zu beurteilen, was ich hörte und sah, sondern was mir von anderen voreingenommenen Amerikanern gesagt wurde. Wenn man irgend etwas beobachtet, was dem Vorurteil widerspricht, so ist sofort ein Landsmann zur Hand, der die Erklärung liefert — stets negativ für die Vietnamesen.

Der Kontakt von Amerikanern zu vietnamesischen Zivilisten beschränkt sich auf Taxifahrer, Arbeiter, Schreibkräfte, geschäftliche Agenten und Bardamen. All diese Leute haben eines gemeinsam: Ihr Lebensunterhalt hängt von den Amerikanern ab. Aber weder die Zivilisten, noch die Militärpersonen mit denen der Amerikaner gewöhnlich zusammenkommt sind repräsentativ für das vietnamesische Volk. Von unseren Soldaten haben viele — Mannschaften wie Offiziere — ihre Rassenvorurteile auch dorthin mitgenommen. Sie nennen mit zwei

aus der Korea-Zeit stammenden Lieblingsausdrücken die Vietnamesen „slopes“ und „gooks“. Ein anderes schönes Beispiel für die Praxis der amerikanischen Demokratie sind die Bars mit Rassentrennung. Wenn es auch in Saigon, Nha Trang und Da Nang und in einigen anderen größeren Städten Ausnahmen gibt, so ist für einen Neger das Betreten einer „weißen“ Bar doch immer mit dem Risiko eines Hinauswurfes verbunden. Mehr als einmal war ich Zeuge, wie ein neuangekommener Neger irrtümlich in die falsche Bar ging. Wenn beleidigende Zurufe ihn nicht umkehren ließen, wurde er mit Gewalt hinausbefördert. Es gab Fälle, wo derartiges Verhalten fast zu Meutereien geführt hat.

Es ist ganz klar, daß die Vietnamesen uns ihrerseits ebenso hassen. Wir machen sehr oft genau dieselben Fehler wie die Franzosen und in einigen Fällen sind unsere Fehler noch schlimmer. Hochmut, Respektlosigkeit, Hemdsärmeligkeit, Vorurteile und unsere besondere Art von Unwissenheit gewinnen einem nicht gerade Freunde. Die Ablehnung gegen uns zeigt alle Formen, von kalter Höflichkeit bis zu unverhülltem Haß. Dies ist so allgemein, daß für oder mit Amerikanern arbeitende Vietnamesen, die sich als gewissenhaft, anständig, energisch, kameradschaftlich und ehrlich erweisen, automatisch als Vietkongagenten verdächtigt werden.

Nach meiner anfänglichen Tätigkeit in Saigon, die zweieinhalb Monate dauerte, meldete ich mich für ein neues Programm, das sogenannte Delta-Projekt. Dies war ein geheimgehaltenes Unternehmen, in dem ausgewählte Männer der Special Forces kleine Gruppen für ein Einsickern nach Laos auszubilden und zu organisieren hatten. Der Grund, warum man diese Gruppen in Laos absetzen wollte, war, daß man den Ho Tshi Minh-Pfad ausfindig machen und Informationen über Verkehr, Truppen und Waffen des Gegners gewinnen wollte. Es war dies ein rein nachrichtendienstlicher Erkundungsauftrag, doch wurde die Möglichkeit erwogen, später Guerilla-Stützpunkte zu bilden. Zwar hörte man, daß es auch Pläne gab nach Nordvietnam vorzustoßen, doch nicht im Zusammenhang mit dem Delta-Projekt. Es gibt andere, wie die Special Operations Group (SOG), die sich mit Nordvietnam beschäftigen. SOG wurde in Zusammenarbeit mit allen Streitkräften durchgeführt. Der CIA, Luftwaffe, Flotte und Armee der Vereinigten Staaten, sowie besondere Abteilungen der Special Forces wirkten dabei mit. Das Delta-Projekt wurde von Uncle Sam mit Geldern des CIDG bezahlt. Wir hatten die Vietnamesen zu verköstigen, zu bezahlen und einzukleiden. Sie bekamen Freibier und gewaltige Geldsummen wurden genehmigt, die nach Abschluß der Ausbildung, zum größten Teil aber nach Rückkehr der Gruppen ausbezahlt werden sollten.

Wir waren in Südvietnam, um diesem Volk bei der Verteidigung seiner Freiheit zu helfen, riskierten deshalb unser Leben, mußten sie aber noch dafür bezahlen, daß sie sich selber halfen. Es waren Männer, die bereits ihren regulären Wehrsold bei der Regierungsarmee bekamen, aber wir mußten ihnen immer jedes-



mal Zuzahlungen leisten, wenn sie zu Ausbildungszwecken Geländedienst taten oder Übungssprünge mit dem Fallschirm machten, was ja eigentlich zu ihrer gewöhnlichen Pflicht gehörte.

Ursprünglich war daran gedacht gewesen, die Gruppen aus vier Vietnamesen und drei Amerikanern zusammenzusetzen, denn wenn auch viele der Leute, die wir ausbildeten, gute Eigenschaften für den Einsatz in den Operationsgebieten mit sich brachten, so fehlte es doch an straffer und wirksamer Führung. Immer wieder wurde von seiten der Ausbilder gegenüber dem Pentagon und dem Botschafter unterstrichen, daß ein Erfolg dieser Unternehmungen nur dann gewährleistet sei, wenn auch Amerikaner daran teilnahmen. Als in letzter Minute ein unumstößliches Nein für die Teilnahme amerikanischen Militärpersonals an den Unternehmen ausgesprochen wurde, fragten wir nach den Gründen. Wir erhielten zur Antwort, daß es im Wahljahr große Schwierigkeiten geben könnte, falls man Amerikaner in Laos gefangenähme. Mit derartigen Unternehmen müsse man bis nach der Wahl warten. Die Reaktionen auf diese Entscheidung waren von seiten der amerikanischen Soldaten Ärger, Enttäuschung und Widerwillen.

Wir waren nur deshalb mit unserer Ausbildung bisher so weit gekommen, weil wir zu den vietnamesischen Soldaten gute persönliche Beziehungen unterhielten. Jeder Ausbilder sah darauf, daß sich zu seinen Männern ein freundschaftliches Verhältnis entwickelte. Wir aßen das gleiche Essen, trugen die gleichen Kleider, lebten in den gleichen Zelten und ertrugen die gleichen Mühen. Wir arbeiteten länger und schleppten die gleichen Lasten. Versuchten wir etwas Neues, so machten wir die Versuchskaninchen. Grundsatz war: „Wir verlangen von euch nichts, was wir nicht selbst auch tun.“ Das schlug ein. Wir hatten einsatzfreudige Teams. Nachdem entschieden worden war, daß Amerikaner bei den Fallschirmabsprüngen nicht dabei sein dürften, fühlten sich die Vietnamesen betrogen. Kleine Klagen erhielten nun Gewicht. Sie wollten Wollpullover und bessere Uhren haben, anderenfalls sie sich zu gehen weigerten. In ihren Augen war dies wieder ein Beispiel dafür, daß die Amerikaner vom sicheren Hintergrund aus den Vietnamesen das Sterben beibringen, ohne selbst ein Risiko eingehen zu wollen. Von da an begannen die Fälle unerlaubten Fernbleibens von der Truppe zuzunehmen. Die Amerikaner mußten zusehen, wie ihre Gruppen ohne sie in die Flugzeuge einstiegen, die sie über die Grenzen bringen sollten. Man schüttelte sich die Hände, aber schaute weg; man wünschte Hals- und Beinbruch und hielt den Kopf gesenkt. Wir fühlten uns schuldig. Wir hatten immer wieder darauf hingewiesen, daß man die Gruppen nicht in den Einsatz schicken sollte, ehe nicht wir Amerikaner auch gehen könnten — ohne Erfolg.

Ich war enttäuscht wie jedermann. Wenn ich einen Grund besonders nennen sollte, der mich über unsere Rolle in Vietnam nachdenken ließ, so war dies gewiß einer. Es kam mir plötzlich, daß das Verbot einer Teilnahme von Amerikanern an den Unternehmen in Laos nicht davon abhing, ob diese recht oder unrecht waren, sondern vor allem von der Erwägung, daß unsere Teilnahme

für Präsident Johnson während seiner Wahlkampagne möglicherweise Nachteile bringen könnte. Und deshalb schickten wir Menschen in ein Unternehmen, das wenig oder gar keine Aussicht auf Erfolg hatte. Es wurde mir deutlich, daß wir nicht am Wohlergehen der Vietnamesen interessiert waren, sondern daran, wie wir am besten unsere Interessen wahrten. Wir schickten vierzig Mann aus, die unsere Freunde geworden waren. Sie alle waren außerordentlich einsatzfreudige Freiwillige, aber ihr Kommandeur erschien betrunken am Flugzeug, um seine Leute zu verabschieden — auch sie alle voll bis an den Hals. Sechs sind wiedergekommen, die übrigen fielen oder wurden gefangengenommen.

Es stellte sich schließlich heraus, daß das Unternehmen nur wenig Erfolg hatte. Die meisten Gruppen blieben gar nicht lang genug am Leben, als daß sie noch von dem hätten berichten können, was sie gesehen hatten — wenn sie überhaupt etwas gesehen hatten. Die sechs Überlebenden waren durch das gesamte Gebiet gekommen und hatten weder Truppenbewegungen, noch Truppenkonzentrationen, auch nur wenig Fahrzeugverkehr bei Tag wie bei Nacht feststellen können. Zum Schluß des Unternehmens flogen zwei Hubschrauber wie geplant zweimal täglich vier Tage lang aus, um nach den Gruppen Ausschau zu halten. Sie sahen nichts und erhielten auch kein Feuer. Über der Landstraße von Tchepone nach Muong Nong flog einer der Helikopter, und von ihm aus wurden Aufnahmen aus einer nur mit der Hand gehaltenen Kamera gemacht. Er flog tief genug, daß man direkte Schnappschüsse von Dorfbewohnern in den Türen ihrer Häuser machen konnte.

Für viele in Vietnam erbrachte dieses Unternehmen die Bestätigung, daß der sogenannte Ho Tshi Minh-Pfad und seine Rolle als Nachschubweg gewaltig übertrieben worden ist, und daß die Vietkong den größten Teil ihrer Waffen von den Regierungstruppen und über das Meer erhalten. Das bewies auch, daß die Vietkong zum größten Teil aus Südvietnamesen bestehen und keine aus dem Norden eingeschleusten Truppen sind. Und das war wieder ein Punkt auf meiner ständig anwachsenden Liste von Zweifeln gegenüber den „offiziellen“ Versionen über Vietnam.

Als die Unternehmen auf innervietnamesisches Gebiet verlegt wurden, sprangen Amerikaner überall in den von den Vietkong gehaltenen Gebieten ab. Ein solcher Auftrag führte in die Kampfzone D nördlich von Dong Xoi in der Nähe der Michelin-Plantage. Kein Auftrag ist wie der andere. Doch dieser erwies sich als enthüllend in mancher Hinsicht. Später sollte ich Verteidigungsminister McNamara und General Westmoreland von dem geringen militärischen Erfolg der Bombenangriffe Meldung machen, den ich bei diesem Auftrag zu beobachten Gelegenheit hatte.

Wie gewöhnlich wurden wir in der Dämmerung abgesetzt, diesmal unter heftigen Regengüssen. Wir bewegten uns nur eine kurze Strecke voran — etwa 300 m durch dichtes, verfilztes Unterholz — und hielten dann an. Ohne

Mondlicht konnten wir uns nicht lautlos fortbewegen. Es regnete die ganze Nacht, so daß wir bis zum Morgengrauen warten mußten, um nicht allzu geräuschvoll durch den Dschungel zu irren. Eine Stunde lang bewegten wir uns vorsichtig voran, dann hatten wir den verlassenen Befehlsstand einer Kompanie entdeckt, mit allem Drum und Dran wie roh gezimmerten Tischen, Stühlen und Schlafstellen. Nachdem wir darüber mit Funk Nachricht gegeben hatten, setzten wir unseren Weg fort. Überall im Umkreis liefen gut ausgebaute Pfade nach allen Seiten unter dem Laubdach dahin. Wenige Stunden später erreichten wir ohne Zwischenfall den Rand einer großen Gummipflanzung. Wir hielten uns im dichten Busch, der um die Pflanzung wuchs, und suchten das Gelände ab. Dabei entdeckten wir, daß die Pflanzung überall mit verlassenen Schützenlöchern und Feuerstellungen umgeben war, die alle längs der gleichförmigen Reihen der Gummibäume vorzügliches Schussfeld hatten. Alle Anzeichen ließen darauf schließen, daß die Stellungen mindestens seit drei bis vier Tagen nicht mehr besetzt gewesen waren. Wir gaben diese Entdeckung dem Tactical Operations Center weiter, dann ging unsere Gruppe durch die Pflanzung vor, wobei sie sich an das bei den Pflanzungsgebäuden in der Mitte zu vermutende Hauptquartier mit den Unterkünften heranmachen wollte.

Als wir etwa hundert Meter von unserem Ziel entfernt waren, gingen der Führer der Gruppe und ich weiter vor, während wir unsere Leute in Deckung zurückließen. Als wir uns näher herangearbeitet hatten, hörten wir von den Gebäuden her Geräusche, glaubten aber, sie stammten nur von Arbeitern. Bei den Einsatzbesprechungen hatte man uns nichts davon gesagt, daß wir die Pflanzung vermutlich von ihren Bewohnern verlassen vorfinden würden. Wir robbten uns heran und blieben dann etwa 25 Meter von der ersten Häuserreihe entfernt liegen. Als wir die Köpfe hoben, durchfuhr uns ein heftiger Schrecken. Das waren keine Pflanzungsarbeiter, das waren Vietkong-Kämpfer in ihren blauen Uniformen und Gurten, viele mit neuen Waffen aus den Ostblockstaaten. Sie schienen sich in geruhsamer Sorglosigkeit hier recht wohl zu fühlen. Wir hörten sogar Musik aus einem Transistorradio. Nach 30 oder 40 Minuten schlichen wir uns wieder zu unseren Leuten zurück. Wir meldeten unsere Entdeckung dem Tactical Operations Center und gaben die Stärke der Vietkong schätzungsweise mit mindestens einer Kompanie an. Unsere ganze Gruppe zog sich dann wieder die zwei Kilometer bis zum Dschungel zurück, in dem sie verschwand. Im dichtesten Teil ließen wir uns schließlich nieder, gerade als die Dunkelheit hereinbrach und der Regen wieder begann.

Unter Umhängen, die verhindern sollten, daß Licht von unseren Taschenlampen nach außen drang, setzte ich mit dem vietnamesischen Führer der Gruppe nach genauem Studium der Karten eine detaillierte Meldung für das Tactical Operations Center auf. Am Morgen gaben wir die Meldung durch, die genau auf der Karte die Lage einer Anzahl kleiner Landungsplätze im Umkreis angab. Wir gaben ihnen auch gleich einen Plan durch, wie sich unsere Entdeckung am

besten ausnützen ließe. Er war unschwer durchzuführen. Zu allen bezeichneten Landungsplätzen sollten schnell Truppen eingeflogen werden, welche die verlassenen Vietkong-Stellungen zu besetzen hätten. Beim Anflug von Bombern würden die Vietkong dann die Häuser verlassen, und im Dschungel Deckung suchen. Doch dazu müßten sie zwei Kilometer weit durch die deckungslose Pflanzung laufen — in die Stellungen hinein, in denen sie von Regierungstruppen erwartet würden. Wir sagten dem Tactical Operations Center, daß wir noch einmal zu den Häusern gehen wollten, um festzustellen, ob die Vietkong immer noch da seien. Würden sie zum nächsten vereinbarten Zeitpunkt nichts von uns hören, so könnten sie annehmen, daß wir nicht hätten durchkommen können. Dies sei dann auch ein Beweis für die Anwesenheit der Vietkong, und sie sollten unseren Plan durchführen. Wir würden im Gebiet bleiben und uns den Rangers anschließen, sobald sie kämen.

Dieses Mal bewegten wir uns vorsichtiger durch die Pflanzung. Auf dem Weg fanden wir ein Treibstoffversteck mit 200-Literfässern. Wir fotografierten es und setzten unseren Weg fort. Auch diesmal robbten sich der vietnamesische Führer der Gruppe und ich bis auf 25 Meter an die Häuser heran. Es war kaum zu glauben. Sie waren da und hatten noch immer keine Posten ausgestellt. Es herrschte jetzt bei ihnen lebhafter Betrieb, auch schienen es nun mehr zu sein. Zentimeter um Zentimeter arbeiteten wir uns im Kreis um die Häuser. Hier handelte es sich nicht mehr um eine Kompanie, sondern um mindestens 300 bewaffnete Männer. Wir waren also auf ein ganzes Bataillon gestoßen, auf einem Fleck beisammen — ein ungewöhnlicher Fall. Wir fanden zu unserer Gruppe zurück, stellten unseren Funkkontakt her und fragten, ob der vorgeschlagene Plan ausgeführt werde. Man bejahte dies und wies uns an, uns bis zum Rand des Dschungels zurückzuziehen. Es werde nur noch etwas dauern, bis man die Soldaten und Helikopter bereitgestellt hätte. Um 10 Uhr begannen Flugzeuge sämtlicher vorhandener Typen kreuz und quer über das kleine Gebiet zu fliegen. Ich stellte Funkverbindung mit einem der Flugzeuge her und mir wurde gesagt, daß sie Erkundungsflüge unternähmen. Das war eine Dummheit. Ich zählte nicht weniger als 40 Überfliegungen innerhalb von 45 Minuten. Wie so oft warteten wir auch hier die Vietkong von der bevorstehenden Aktion, weil all die Schreibtischoffiziere auch einen Blick auf den Schlupfwinkel werfen wollten. Etwa dreißig Minuten lang war alles ruhig, dann konnten wir Bewegungen hören. Die Vietkong verließen die Häuser der Pflanzung. Wo waren die Truppen? Um 14 Uhr erschienen Skyraiders und begannen mit der Bombardierung des Pflanzungszentrums. Sollten die Truppen eingeflogen worden sein, ohne daß wir das gemerkt hätten? Vom Tactical Operations Center erfuhren wir nichts. Die Bombardierung wurde während des ganzen Nachmittags fortgesetzt, mit höchstens einer Unterbrechung von einer Viertelstunde. Jetzt hatten wir im Dschungel ganz schön Gesellschaft. Wohin wir uns auch wendeten, überall waren



Vietkong. Ich muß zugeben, daß es trotz des Regens hier immer noch ein angenehmer Aufenthalt war, als zwischen den Häusern. Warum aber hörten wir unsere Truppen nicht schießen?

Schließlich endete die Bombenwerferei mit Hereinbruch der Nacht und wir hockten in der Dunkelheit in Hörweite der Vietkong. Diese Dunkelheit war unser Schutz. Um 20.30 Uhr hörten wir das Dröhnen eines schweren Flugzeugs. Wir gaben kaum darauf acht. Doch plötzlich wurde es um uns taghell und wir fühlten uns wie auf dem Präsentierteller. Zwei große Leuchtkugeln schwebten rechts und links von uns herab. Im gleichen Moment hörten wir über uns das Flugzeug, mit dem wir Funkverbindung gehalten hatten. Ich nahm das Gerät und fragte: „Wer zum Teufel hat diese Leuchtkugeln angefordert und warum?“ „Was für Leuchtkugeln?“

„Verdammt, schauen Sie selbst, was für welche, und sagen Sie dem, der sie angefordert hat, daß sie uns in eine ganz blöde Lage gebracht haben.“ Ich konnte mithören, wie der Funker versuchte, das Tactical Operations Center zu bekommen. Ich glaubte, daß unsere Truppen die Leuchtkugeln angefordert hätten, um das Gelände zu erleuchten. Siiih — Wumm! Ich wurde vom Boden hochgehoben, dann wieder mit Gewalt zurückgepreßt. Sofort war ich am Funkgerät: „Anfrage geklärt. Weiß, warum Leuchtkugeln geworfen wurden.“

„Warum?“

„Als Markierungen für Düsenbomber, die da 750er Bomben auf uns runter werfen. Bedanken Sie sich in unserem Namen beim Tactical Operations Center für die Warnung. Sagen Sie denen auch, daß sie genau unsere Position markiert haben. Ich denke, die hätten doch weiß Gott wissen können, wo wir liegen.“

Nach langer Pause: „Tactical Operations Center weiß nichts von Leuchtkugelmarkierungen und Düsenbomben.“

Ich drehte mein Gerät noch einmal auf: „Wie finden Sie das: Erst entdecken wir was, dann sind wir denen plötzlich egal. Hoffe übrigens, daß Ihre Kiste das Fahrlicht an hat.“

„Warum?“

„Weil der Pilot gleich merken wird, daß er da zwischen fallenden Bomben rumtrudelt. Kommen Sie morgen wieder.“

„Verstanden. Wir drehen ab. Ende.“

Ich war vor Wut außer mir. Die Bombenwerferei ging die ganze Nacht weiter. Als sie vor Tagesanbruch abbrach, wurde mir klar, was das Ganze gewesen war: Eine aufwendige Demonstration, erfolglos, aber eindrucksvoll.

Das erste was mein vietnamesischer Kamerad tat, war, daß er mit seinem großen Funkgerät Verbindung herzustellen suchte. Nach einigen Sätzen schaute er mich mit hilflosem Gesichtsausdruck an: „Die sagen, wir müssen wieder über die Plantage zu den Häusern.“

„Wie? Ist unmöglich — sag ihnen das.“

Er redete. Dann: „Sie sagen, wir müssen gehen. Sie wollen mit Ihnen sprechen.“

Als ich die Stimme im Kopfhörer vernahm, mochte ich's nicht glauben — der Befehl wurde wiederholt. Ich sagte, es ginge nicht, wir würden nicht gehen.

„Sie müssen. Befehl von oben.“

Ich verstand. In Saigon hatte man Sieg gewittert und nun schalteten die hohen Tiere im Tactical Operations Center.

„Ich kann nur sagen: verweigere Befehl; jawohl, verweigere Befehl. Sagen Sie denen, sie sollen damit aufhören, sich über den Kopf der am Boden kämpfenden Leute hinwegzusetzen. Wenn die jemanden haben wollen, der Schaden an den Gebäuden feststellt, sollen sie ein Flugzeug fotografieren lassen. Noch besser: die Rangers hier vorbeikommen lassen, da sind doch auch noch andere hier.“

„Es sind keine verbündeten Truppen im Gebiet. Sie sind die einzigen, die das tun können. Sie müssen los. In kurzer Zeit ist ein Flugzeug bei Ihnen dort.“ Bis dahin hatten wir angenommen, es seien hier verbündete Truppen in der Nähe, die uns helfen könnten, wenn wir in Schwierigkeiten kämen. Waren keine da. Da wunderte es einen nicht, daß die Vietkong ungeniert herumliefen und keine Angst hatten, man könnte sie hören.

Bald erschien ein Flugzeug und funkte: „Wir müssen wissen, wie viele Vietkong sich noch bei den Gebäuden aufhalten. Sie müssen hin und das feststellen, das ist ganz dringend. Der ganze Erfolg des Unternehmens hängt von Ihrer Meldung ab. Ende.“

„Sage nochmals: verweigere Befehl. Ende.“ (Da blüht mir wohl das Militärgerecht.) Ich sah den vietnamesischen Führer unserer Gruppe an. Er war angespannt und verbissen, zollte mir aber schweigend Beifall. Ich fragte ihn, was er tun werde.

„Wir gehen hin, wir gehen dabei drauf. Der Befehl sagt, wir müssen gehen, also gehen wir. Wir gehen dabei drauf.“

Soll einer sagen, Vietnamesen seien keine Kerle. Wieder erhielt ich einen Funkpruch vom Flugzeug: „Warum gehorchen Sie nicht?!“ Auf solche Fragen antwortet man gewöhnlich nicht. Aber der arme Kerl dort oben mußte ja auch was an die höheren Stellen weitergeben. So bekam er eine Antwort: „Weil wir nicht können. Einen Schritt aus dem Dschungel, und alles ist vorbei. Ich will diese Gruppe nicht für nichts draufgehen lassen. Im Dorf sind keine Vietkongs mehr, jedenfalls nicht mehr seit gestern 14 Uhr. Das ganze Unternehmen wurde verkorkst, als ihr gestern mit der Bombardierung anfangt, und keine Truppen geschickt habt. Von wegen, daß dieses Unternehmen von uns abhängt — das hätten ihr euch gestern überlegen sollen, bevor ihr den Plan vermurkst habt und es nicht für nötig gehalten habt, uns was zu sagen. Ende.“

„Wo sind die Vietkong jetzt?“

„Welche Vietkong? Die 25 Meter weg sind, oder die 35 Meter weg sind? Die sind hier überall im Dschungel um uns herum.“

„Verstehe: Vietkong haben Häuser verlassen, sind jetzt im Dschungel. Information genügt uns. Nicht nötig, daß Sie über die Plantage gehen.“

Es war nicht für möglich zu halten. Im Fernsehen wäre das eine Komödie gewesen — eine schlechte.

Ich hatte die Wirkung des Bombardements aus nächster Nähe beobachten können. Die Bomben schlugen ein, wirkten höchstens fünfzehn Schritt weit und rissen eine Menge Laub von den Bäumen, das war alles. Man muß so ein Ding dem Gegner schon in die Gesäßtasche praktizieren, wenn man damit Schaden anrichten will. Achtundzwanzig Stunden lang hatten sie dieses Gebiet mit Bomben belegt, und ich mußte lachen, als ich hörte, daß man die Verluste der Vietkong auf 250 Mann schätzte. Man fragte mich dann, wie viele Vietkong meiner Meinung nach getötet worden seien, und ich sagte: „Vielleicht sechs“. Die Bombardierungen haben keinen wirklichen militärischen Wert. Sie hätten nur bei dicht zusammenliegenden Zielen Wirkung, etwa beim Angriff auf Dörfer.

Eines der ersten Dinge, die man über den Guerilla-Krieg lernt, ist, daß er ohne Unterstützung aus dem Volk nicht geführt werden kann. Während meiner Zeit als Gebietsspezialist fand ich heraus, daß in jeder Provinz die Vietkong zuerst mit ganz kleinen Verbänden begonnen hatten. Inzwischen hatten sie schon Bataillons- und Regimentsstärke erreicht. Bevor ich ging, konnten sie in fast jeder Provinz divisionsstarke Einheiten auf die Beine stellen. Ein solches Wachstum bedarf nicht nur der Unterstützung des Volkes, es verlangt vielmehr dessen entschlossene Teilnahme an der Sache der Guerillas.

Sowohl unsere Regierung, als auch die in Saigon behauptete immer, die große Mehrheit des südvietnamesischen Volkes lehne die Vietkong ab. Führte man Zweifel ins Feld, so hieß es stets, das Volk helfe den Vietkong nur aus Furcht. Also mußten die Vietkong die Bevölkerung durch Mord und Folter im Griff halten. Doch dieses Argument widersprach einem Lehrsatz. Bei den Special Forces lernt man, daß sich Unterstützung nur durch Freundschaft und Vertrauen gewinnen läßt. Es ist klar, daß die Bewegung einer Minorität nie Macht ausüben könnte, wenn die Majorität ihr feindlich gesinnt wäre.

Zur Unterstützung der Terrortheorie hielt man mir die Tötung von Dorfbürgern und ihrer Familien vor, wobei man allerdings gewisse Tatsachen unterschlug. Der Mann an der Spitze einer Provinz, eines Distrikts, eines Dorfes oder selbst eines Weilers wird ernannt, nicht gewählt. Allzu oft sind diese Beamten nicht einmal aus der gleichen Gegend, sondern Fremde, die für politische Verdienste belohnt werden. Sind sie aber aus der Gegend, so betrachtet man sie als Verräter, weil sie mit Saigon zusammenarbeiten. Bei der Ausbildung der Special Forces wird übrigens gern darauf hingewiesen, daß die Ermordung unpopulärer Beamter bei der Bevölkerung Freunde zu schaffen geeignet sei. Man empfiehlt hierfür die Aufstellung besonderer Ermordungsgruppen.

Ich weiß einige Fälle, wo von Offizieren der Special Forces die Tötung gefangener Vietkong vorgeschlagen wurde. In einem Fall, mit dem ich selbst zu tun

hatte, hatten wir Gefangene in dem Tal um An Khe gemacht. Wir wollten keine Gefangenen, aber sie liefen uns in die Hände. Wir hatten kaum selbst genug zu essen, und wir wußten, daß man im Hauptlager von uns erwartete, sich der Gefangenen zu entledigen. Ich war dazu nicht bereit, und bei meiner Rückkehr ins Hauptlager sagte mir ein Major: „Wissen Sie, wir hätten Ihnen beinahe übers Telefon gesagt, die zu erledigen“. Ich sagte, ich sei froh, daß er das nicht getan habe, weil es nicht angenehm sei, einen Befehl zu verweigern. Darauf sagte der Major: „Oh, das hätten Sie nicht selber machen brauchen; Sie hätten sie nur den Vietnamesen übergeben müssen“. Damit glaubt man einen von aller Verantwortung zu entlasten. Es ist die gewöhnliche Haltung. Eine Falschspielermoral. Nur sehr wenige Männer bei den Special Forces hatten da Gewissensbisse. Verdammt wenige.

Es ist klar, daß die innere Einstellung entscheidet. Die Vietkong glauben an ihre Sache. Sie glauben an ihren Kampf der nationalen Unabhängigkeit. Sie haben Vertrauen in ihre Führer, deren persönlicher Einsatz wohl noch größer ist als ihr eigener. Ihre Offiziere leben in den gleichen Hütten und erhalten die gleichen Mahlzeiten. Die Regierungssoldaten aber wissen, daß ihre Führer durch Familienbeziehungen, Geld oder wegen politischer Dienste ihre Stellung erhalten haben. Sie wissen, daß ihre Offiziere Geld und Beziehungen erstreben. Ihre Hauptleute und Majore speisen in französischen Restaurants und zahlen für eine Mahlzeit so viel, wie ein Soldat in der Woche verdient. Sie schlafen mit ihren Freundinnen in französischen Villen, und finden jederzeit Ausreden, warum sie ihre Männer nicht ins Gefecht begleiten können. Die Soldaten wissen, daß man sie um ihren Sold betrügen wird, wo immer das möglich ist. Sie wissen, daß Ausrüstungsgegenstände, die sie dringend bräuchten, in der Stadt verhöckert werden. Sie wissen, daß ihr Kampf nur der Erhaltung eines Systems gilt, das sie in Unwissenheit und Armut gehalten hat. So viel ist ihnen von seiner Regierung versprochen, doch nie gehalten worden, daß sie ihr rein gar nichts mehr glauben. Es war alles Lüge. Wir haben in Vietnam nicht die Freiheit verteidigt — es gab dort keine Freiheit zu verteidigen. Opposition gegen die Regierung bedeutet Gefängnis oder Tod. Neutralismus ist verboten und wird bestraft. Zeitungen, die nicht die richtige Meinung vertraten, wurden geschlossen. Die Leute haben noch nicht einmal die Freiheit, das Land zu verlassen, und Vietnam ist eines der wenigen Länder, die von den ihnen zustehenden amerikanischen Visa nur zu einem Teil Gebrauch machen. Das fällt einem dort alles ins Auge, wenn man erst einmal die antikommunistische Brille abgenommen hat. Wir kämpfen nicht für die Freiheit. Wir sind die russischen Panzer, welche die Hoffnungen eines asiatischen Ungarn zerstören. Nicht Demokratie haben wir nach Vietnam gebracht, sondern Antikommunismus. Das ist die einzige Wahl für die Menschen im Dorf. Und deshalb haben sich die meisten für die Vietkong entschieden und die Alternative von sich gewiesen.



*Donald Duncan: Es war alles Lüge!*

Es hat lange gedauert und ich mußte viel sehen, bis ich herausfand, wie sich einiges wirklich verhält. Man kann die Welt nicht nach Böcken und Schafen scheiden. Antikommunismus ist ein windiger Ersatz für Demokratie. Ich weiß jetzt, daß es verschiedene Arten von Kommunismus gibt, wenn mir auch keine recht zusagt. Auf lange Sicht glaube ich nicht, daß Vietnam unter Ho Tshi Minhs Form des Kommunismus am besten fahren wird. Aber weder ich, noch meine Regierung haben darüber zu entscheiden. Die Entscheidung liegt bei den Vietnamesen. Ich weiß aber, daß wir bei uns das Ungeheuer einer Militärmaschine haben großwerden lassen, das unseren vom Volk gewählten Vertretern die Unwahrheit sagt, und daß beide wiederum dem amerikanischen Volk die Unwahrheit sagen.

Als ich aus Vietnam zurückkam, wurde ich gefragt: „Verdammen Sie die Protestaktionen junger Leute gegen den Krieg in Vietnam, die weder dort, noch in einem anderen Krieg dabei waren?“ Im Gegenteil. Ich fühle hierüber Erleichterung. Man sollte ihre Haltung anerkennen. Bei mir dauerte es bis zu meinem fünfunddreißigsten Lebensjahr, ehe ich mir nach zehn Jahren Armeedienst und achtzehn Monaten persönlicher Erfahrung über die Unvernunft des Krieges klar wurde. Daß sich diese jungen Leute so schnell und so entschieden darüber klar geworden sind, spricht nicht nur für ihren Verstand, sondern ist auch ein großer persönlicher Sieg über ein ganzes Leben ideologischer Beeinflussung. Ich hoffe nur, daß meine Schilderungen anderen Menschen zur Wahrheit verhelfen werden, ohne daß sie dabei zehn Jahre verlieren. Wer gegen den Krieg in Vietnam protestiert, ist nicht gegen unsere Jungs in Vietnam. Im Gegenteil. Er ist nur dagegen, daß unsere Jungs sich in Vietnam befinden. Er ist auch kein schlechter Patriot. Er ist nur dagegen, daß Menschen unseres oder eines anderen Landes um einer Lüge willen sterben und dadurch das Wort Demokratie seines guten Klanges berauben.

Es wird Leute geben, die glauben, ich hätte diese Ansichten erst nach meiner Rückkehr aus Vietnam entwickelt. Aber in den letzten Wochen, die ich in diesem Land war, brachte ich eine ganz kleine Informationszeitschrift für die Special Forces heraus. Das Insignum der Zeitschrift war eine brennende Fackel. Ich habe von mir aus versucht, etwas erhellend auf die Männer einzuwirken, mit denen ich zu tun hatte. Auf der letzten Seite der ersten Nummer standen die Namen von vier Männern — alles Freunde von mir — die am selben Tag im Kampf gefallen waren. Unter ihnen befand sich auch Sergeant Horner, einer der Männer, die ich in San Francisco für die Special Forces geworben hatte.

Für diese Freunde schrieb ich folgende Worte: „Wir können unseren gefallenen Kameraden am besten dadurch ein Denkmal setzen, indem wir uns um eine aufgeklärtere Zukunft bemühen, in der der Mensch andere Möglichkeiten zur Lösung seiner Probleme gefunden haben wird, als einen vergeblich geführten, sinnlosen Krieg.“

Reinhard Baumgart  
Vier Gelegenheitsgedichte, ein Epilog

#### VOLKSENTSCHEID

Als Lyndon Johnson seine eigenen Hunde  
An ihren eigenen Ohren in die Luft hob  
Protestierten die Mütter seiner eigenen Soldaten:  
Sie wollten keinen Präsidenten  
Der Tiere quälte.

Als Lyndon Johnson einen eigenen Krieg  
Mit eigenen Argumenten in die Luft eskalierte  
Nickten die Mütter seiner eigenen Soldaten:  
Sie wollten keinen Präsidenten  
Der schlecht argumentierte.

#### PAX AMERICANA

Gaius Julius Cäsar schrieb auf Latein:  
In Gallien mußte Frieden sein.  
Der Zweck fand Mittel: ein Kriegerverein  
Fiel friedentiftend in Gallien ein.

Lateinisch sprechend  
sterblich und vorwurfsvoll  
sank Cäsar tot vors Capitol.

Das Capitol der Neuen Welt  
Erwirbt den Frieden gern mit Geld.  
Wer auch bestochen nicht Frieden hält  
Hat damit selbst den Krieg gewählt.

Lateinisch träumend  
vergeßlich und sorgenvoll  
sitzt Cäsar tot im Capitol.

INPUT / OUTPUT

Die ihn umbringen  
Haben die Kosten veranschlagt:  
Ein einziger toter Vietkong  
Kostet in Dollar:  
Zweihundertfünfzehntausend.

Würde man, überlegen sie  
Die Gefangenen, die Krüppel  
Die versehentlich toten Frauen und Kinder  
In der Rechnung dazuschlagen  
Würde der tote Vietkong schon weniger kosten.

Trotzdem: ein toter Jude war billiger.  
Der erschlagene Gallier bezahlte dem Cäsar  
Mit Rüstung und Waffen sich selbst.  
So preiswert war Weltgeschichte  
In barbarischen Zeiten.

Bliebe die Frage: wie teuer  
Kommt den amerikanischen Freunden  
Ein toter Amerikaner?

KRIEG UND FRIEDEN

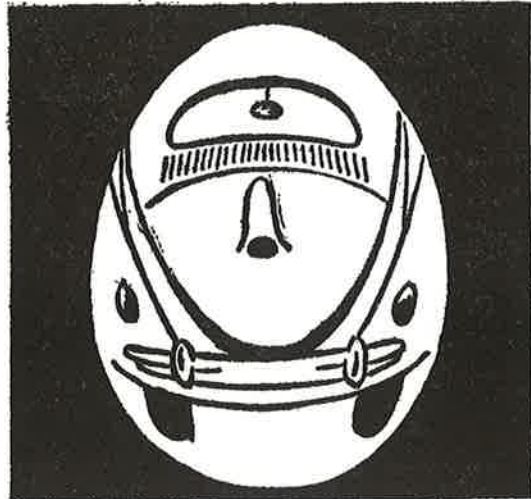
Von der Friedenstaube weiß man:  
Sie hat kein Gedächtnis  
Sie fliegt ohne Bogen und steil  
Die Erde ist nicht ihr Element.  
Sie hinterläßt nichts  
keine Eier und Briefe  
Nistet  
statt in wilder Natur  
lieber in milden Büchern  
mit leeren, geweiteten Augen  
wie in Luft.  
Ihr Blut ist nicht die Tinte  
Die auf Verhandlungstischen verdunstet.

Vom Pentagon weiß ich:  
Es hat kein Gedächtnis  
Es siegt ohne Zukunft und kurz  
Die verbrannte Erde ist sein Element.  
Es hinterläßt nichts  
außer Witwen und diplomatischen Noten  
Nistet  
statt in zerstörter Natur  
lieber in milden Bunkern.  
Das vergossene Blut soll als Tinte  
Auf den Verhandlungstischen verdunsten.

EPILOG

Wir schreiben Gedichte  
Andere laden Gewehre.  
Der Schaum  
der uns um den Mund steht  
ist genießbar.  
Mit einem Lungenschuß  
sähen wir so lebendig nicht aus.





## Have It Delivered In The states

**The East Asiatic Company, LTD.,**

11, Nguyen Cong Tru Saigon — Tel: 93.441 - 93.442

*Your VOLKSWAGEN can be waiting for you fully equipped to American Specifications when you return back home.*

*For all information, please contact the only authorized factory distributor here.*



### DEAR FRIENDS

✳ From America, Australia, Korea and Philippines etc., if you desire to have Vietnamese wife, friend, adopted sister, please apply to THE HE, Matchmaking office 2093 Huynh quang Tien, Phu Nhuan oi 144 Le Lai Saigon. 9-12:30 A M or 3:30-7 P.M.

### WANTED

✳ Gentleman requires 2 bedroom apartment with piano. Contact 41 Truong Minh Ky.

## Attention All Free World Forces

**If Laundry is your problem...**

**Let us help you**

**Modern, mobile laundry facilities available regional service anywhere in Vietnam set up for you upon request**

**Special deliveries in 12 Hours & Satisfaction guaranteed**

## CIEGECO LAUNDRY

Plant of Laundry  
and dry cleaning  
106 — 108 Hung Vuong  
CHOLON

Office : 30-32, Pasteur  
SAIGON

Phone : 91.081 — 91.082

Karl Mickel  
Bericht nach Burchett

Die Geschichte kennt Kriege, in denen kleine, allem Anschein nach zu rascher Niederlage verdamnte Völker gegen eine Großmacht lange sich behaupten oder schließlich den Sieg davontreten. Das Volk von Vietnam hat zwei feindliche Großmächte, Japan und Frankreich, aus seinem Lande vertrieben; jetzt kämpft es gegen die dritte und stärkste, die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die drei Kriege folgten einander ohne merkliche Pausen.

Hölderlin, später geboren, hätte mit den Internationalen Brigaden die spanische Republik verteidigt: wie die deutschen Antifaschisten, denen unter südlicher Sonne ein Schlachtfeld angerichtet wurde, wo sie dem, unter deutscher Nebeldecke vorerst nicht schlagbaren, heimatlichen Feind bewaffnet entgegenzutreten das Glück im Unglück hatten. Die Jüngeren aber, früher geboren, wären unter dem Zelte Byrons in Missolunghi zu finden gewesen.

Folgende Verse geben einen Abschnitt aus dem Bericht von W. Burchett (Partisanen contra Generale, Berlin 1966) rhythmisch verkürzt wieder. Burchetts Beschreibungen der Kampfmethoden unserer Freunde lassen zugleich die Probleme eines künftigen Friedens in Vietnam ahnen.

Die Frau des Dorfes aber, das zerschossen  
Werden sollte von den Vietnamesen  
Die im Sold der Yankees standen, zogen  
Mit ihren Kindern und der ganzen Habe  
In die Stellung, wo die Söldner ihre  
Geschütze aufstellten. Die Jüngeren  
Setzten sich sogleich auf Munitionskisten  
Und säugten ihre Kleinen. Die Zehnjährigen  
Spielten in den Schützengräben Krieg.

Die Schweine wühlten unter den Lafetten  
Und die Hühner hockten auf den Läufen  
Flügel Schlagend, gackernd. Die Greisinnen  
Brannten ihre Pfeifen an und schwatzten  
Mit den Söldnern. Eine Alte sagte:  
Mein Sohn ist auch in eurer Truppe, seht  
Das ist mein Sohn (sie wies das Foto vor).  
Wollt ihr die Hütte eures Kameraden  
In Asche schießen? Und eine andere  
Fügte hinzu: Vielleicht beschießt er euer  
Dorf jetzt eben? Aber die erstere  
Tröstete die Söldner, denn sie sagte:  
Er soll mir nicht mehr vor die Augen treten  
Wenn er das tut, und ich erfahre das.  
Der Offizier versuchte dieses Chaos  
Zu entwirren, sein Befehl erreichte  
Einen Büffel, der warf das Geschütz um.  
Ein Knabe rief das Tier zur Ordnung, dessen  
Mutter sagte: Wenn ihr unser Anwesen  
Zerschießen müßt, sind wir am sichersten  
Hinter den Kanonen hier. Acht Frauen  
Wurden erschlagen, drei Söldner  
Liefen über, das Dorf  
Wurde wieder errichtet.

20. 11. 1966

Christa Wolf  
Deutsch sprechen

1.

*Nun ist es also gesagt und auf deutsch . . . , denn was das heißt, mit jemand deutsch reden, das wissen wir. Da lieber schon friedlich.*

*(Johannes Bobrowski: „Lewins Mühle“)*

Es wird wieder deutsch geredet in Deutschland. Deutsch für Deutsche, deutsch für Ausländer. Gut deutsche Sprachkurse für jedermann. Nicht erst seit heute und gestern, übrigens. Aber seit kurzem in zwei westdeutschen Länderparlamenten. Da scheint es höchste Zeit, genauer hinzuhören.

Da stehen sie also wieder: „Mann neben Mann, Schulter an Schulter“ „rückhaltlos hinter dem deutschen Soldaten der Vergangenheit und Gegenwart“, neigen sich vor den Gräbern der Hauptkriegsverbrecher; sind fest entschlossen, „den Russen klarzumachen, daß wir uns niemals dazu zwingen lassen, unter ein Verzichtpapier unsere Unterschrift zu setzen“; verneinen natürlich den Krieg als politisches Mittel, aber „können’s doch nicht ändern, daß es nun mal Kriege gibt“; das nennt sich selbst „nationale Faust“, „Wachhund“ und fordert in diesen Eigenschaften „die Wiederherstellung unseres geschlossenen Siedlungsraumes“ und: „Schluß mit den einseitigen Prozessen zur Vergangenheitsbewältigung.“

Unschöne Worte. Unschöne Formulierungen für unschöne Wünsche. Oder doch zumindest sprachliche Entgleisungen, unanständige Töne im gut parfümierten demokratischen Salon. Das alles kann man doch auch ganz anders sagen . . . Die Amtsträger der NPD sagen den aufgescheuchten Managern der anderen Parteien laut und kräftig, was die ihnen können, da sind die ganz beleidigt und drehen sich weg, wenn weiter unbekümmert deutsch geredet wird. Humanisieren zum Beispiel, auf deutsch interpretiert: Man wolle ja „nichts aus der Nazizeit verniedlichen“, schon „gar nicht das entsetzliche Problem der Behandlung der Juden“. Hier sträubt sich die gut deutsche Zunge plötzlich gegen das gut deutsche Wort „Massenmord“. Ähnlich die sonst auch nicht zimperliche „Deutsche National- und Soldatenzeitung“: „Erst die aufgeklärte Moderne suchte — unter



dem Gebot der Vernunft und Menschenwürde — den Vorgang des Tötens zu humanisieren: Sie erfand den schmerzlosen Galgen, den elektrischen Stuhl — und die Gaskammer.“

Dieser Gedankenstrich will bewältigt sein. Mit dem werden wir es, wenn nicht alles trügt, noch zu tun kriegen, mit ihm und den cleveren nationalen Jungs, die ihn da munter und unauffällig über die Kluft in diesem abgründigen deutschen Satz legen.

Nein: Hier sind Fachleute am Werk. Ein ehemaliger Reichsschulungswart des NS-Bundes deutscher Technik und ein ehemaliger Gauredner der NSDAP aus Schlesien haben die Musterreden der NPD für die hessischen und bayrischen Landtagswahlen entworfen. Da darf nicht jeder wild daherreden, wie es ihm ums deutsche Herz ist. Da wird sogar noch gezügelt, da werden Kataloge mit Antworten auf die gängigsten Fragen verteilt, da hat aus allen NPD-Mündern einhellige Entrüstung über das „völlig unbegründete Nazigeschrei“ zu tönen. Um so bemerkenswerter die sprachgeregelten Leistungen der Redner dieser Partei, der, wie sie versichern, brauchbares „Menschenmaterial“ zur Verfügung steht. Sie wenden sich „an jenen Teil der Bevölkerung, der aus Haltung und Gesinnung noch einen nationalen Antrieb hat“; der noch (oder wieder) von „deutschen Tugenden beseelt“ ist: „Selbstloser Hingabe bis zum Tod, Fleiß und Pflichterfüllung.“ 224 548 Wähler in Hessen, 390 286 Wähler in Bayern stimmten für selbstlose Hingabe bis zum Tod — nur sie?

Am Tag nach der Landtagswahl in Bayern fielen an der New-Yorker Börse die Kurse deutscher Aktien. Im gleichen Maß sank die ohnehin stark strapazierte Laune der „legitimen Rechten“ im westdeutschen Parlament. Da hatten ihnen diese tölpischen Außenseiter mit ihrer groben Redeweise womöglich den Kredit im Ausland versaut. Da mußte man doch Maßnahmen ergreifen. Keep smiling, sagt sich jeder Geschäftsmann, wenn aus den Hinterräumen seines Ladens der Streit zwischen seinen Angestellten und dem Gerichtsvollzieher bis in die Verkaufsräume zu hören ist. Es ist nichts, sagte auch Staatssekretär von Hase, er wisse nichts vom „Wiederbeleben des Nazismus in der Bundesrepublik“, und darin pflichtete ihm Herr Heß selber denn auch bei, Mitglied des NPD-Bundesvorstandes, Mitglied der NSDAP seit 1930: Er sei „ideologisch niemals NS-geprägt gewesen“. Beweis: Er habe „die Pauke Richard Wagners immer als Vorwegnahme der NS-Propaganda im Musikalischen empfunden“. Seit 1950 (!) habe er „immer gesagt: Wir spielen Holz, Oboe, Klarinette und Streicher, aber nicht Tuba und Pauke mit Schellenbaum.“

Das beruhigt uns. Da ist vermutlich auch jener Journalist jüngst bei einer NPD-Versammlung nur mit Holz aus dem Saal geprügelt worden: wenn nicht Oboe, dann wenigstens Stuhlbein. Mit dem mußte mal dringend deutsch geredet werden.

Aber das ist, sagen die führenden Amtswalter der Partei, alles erst der Anfang. Und das kann man ihnen leider glauben.

2.

„Die vereinigte Stärke unserer Bundesgenossen reicht aus, um das Reich der Sowjet-Union von der Landkarte streichen zu können.“

(Franz Josef Strauß 1956)

Als ob es um die NPD ginge.

Recht behalten macht nicht immer Spaß. Ich denke in diesen Tagen oft an einen Brief aus Hannover, den ich vor einem Jahr bekam, als ich nach einem Aufenthalt in der Bundesrepublik die Besorgnis geäußert hatte: eine neue faschistische Entwicklung sei nicht ausgeschlossen. — Aber kein Mensch, hieß es da in dem Brief, höre doch auf diese Verrückten!

Auch daran ist etwas Wahres. Denn hätte man zu hören verstanden, seit Jahren, hätte man sich nicht angewöhnt, eine unglaubliche Äußerung eines Politikers nach der anderen zu überhören — ganz so überrascht, gar so verstört dürfte man jetzt eigentlich nicht sein.

Ganz abgesehen mal vom verflossenen Bundesminister Seehofer (CDU): „Wir neigen uns in Ehrfurcht vor jedem Symbol unseres Volkes — ich sage ausdrücklich vor jedem —, unter dem deutsche Menschen ihr Leben für ihr Vaterland geopfert haben.“ Ein notorischer Ehemaliger. Schönheitsfleck im früheren Kabinett. — Überhört.

Dann also vielleicht lieber Franz Josef Strauß, in seinen Sturm- und Drangjahren, vor der Spiegelaffäre und seiner unfreiwilligen Quarantänezeit ein unerschöpflicher Quell offenerherzigster Äußerungen: „Unsere Planung: Im Anfang diplomatisch-politische Schritte, in der Mitte ökonomisch-technische, und am Ende militärische.“ So 1961. Ob vor oder nach dem 13. August, ist nicht überliefert. — Überhört.

Überhört oder überlesen die makabre Übereinstimmung zwischen diesem eindeutigen Satz und dem markigen Dichterwort des Wilhelm Pleyer, der 1945 den wider Erwarten noch lebenden Teil der deutschen Bevölkerung zum Opfertod für den Führer aufrief („Die große Bewährung, in deren Zeichen unsere Tage stehen, gipfelt im unbedingten Einsatz des Lebens.“ Völkischer Beobachter, 28. März 1945). Zwanzig Jahre später schließt er sein Buch „Europas unbekannte Mitte“ mit folgender Feststellung: „So viel steht klar: Ungeachtet dessen, ob die weltpolitische Lage schon nächstens sich reif zeigt oder ‚hoffnungslos‘ erscheint, müssen die Deutschen bereit sein — für alle Möglichkeiten bereit. Am Anfang dieser Bereitschaft steht die Aufklärung, in der Mitte die Geduld, am Ende aber steht der Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit, die Rückkehr der Deutschen in das Sudetenland.“ Noch irgendwelche Fragen?

Für die Strauß-Pleyerschen Sprachbemühungen gibt es inzwischen ein kurzes amerikanisches Wort: Eskalation. Jetzt hängt anscheinend von den Interpreten



alles ab: Ob sie es schaffen, zwischen den Satz des heutigen Ministers und den fast gleichlautenden des früheren und heutigen Nazis den haarfeinen Abstand zu zwängen, auf den man sich doch jetzt soviel zugute hält: den Abstand zwischen „noch“ demokratisch und „schon“ faschistisch.

Das Modell, das ausländische Journalisten angesichts der jüngsten westdeutschen Vorgänge „schaudernd“ vor Augen hatten, ist nun gewiß nicht mehr zu leugnen. Feuchtwangers „Erfolg“ liest sich wieder wie ein Gegenwartsbuch — eine gedämpfte, harmlosere Voraussage der schwer vorstellbaren westdeutschen Gegenwart allerdings. Würde mein Briefpartner mich heute verstehen, wenn ich sagte: Besser für möglich halten, was kein Mensch für möglich hält? Besser hinhören, wenn irgendwo in Deutschland die Sprache von Neurotikern wieder in Versammlungen und Landtagen gesprochen wird. Besser Komplexe von Politikern — antikommunistische zum Beispiel, völkische zum Beispiel — ernst nehmen. Besser sich erinnern, daß etwas, was wie eine schlechte Burleske anfängt, als Tragödie enden kann.

Wie sagte doch Strauß einst, in seiner bajuwarischen, deftigen Periode, als er noch Gelegenheit hatte, ein paar bescheidene Sozialisierungswünsche der SPD abzuwehren: „Eine Frau kann nicht ein bißchen schwanger sein. Sie ist es ganz oder gar nicht.“

Wie demokratisch kann eine Bundesrepublik sein: Zwischen „Fall Rot“ und „Fall ex“?

3.

*„Ich meine, wir müssen der Öffentlichkeit zunächst eines klarmachen: Den Unternehmer gibt es nicht. Die Unternehmerschaft als Ganzes bildet keineswegs eine geschlossene soziale Gruppe. Sie bildet keine soziale Klasse.“*

*(Dr. Dr. Ernst Schneider, Präsident des deutschen Industrie- und Handelstages)*

Man hat es mit Zauberkünstlern und Illusionisten zu tun, gegen die jeder Profi, der vor den Augen der Zuschauer einen weißen Elefanten von der Bühne wegmanipuliert, wie ein blutiger Anfänger wirkt. Im Handumdrehen lassen die erstaunliche Scharen von Lebewesen aller möglichen Gattungen in ihren weiten Ärmeln verschwinden. Den Unternehmer zum Beispiel. Ihn gibt es ja gar nicht. Noch weniger freilich die Klasse der Unternehmer. Am wenigsten, wenn diese Steigerung möglich wäre, die Arbeiterklasse. Das kommt, weil man nicht in einer kapitalistischen, sondern in einer „pluralistischen“ Gesellschaft lebt. Da wird die Politik nicht von Interessengruppen, sondern von politischen Parteien bestimmt, die ganz unabhängig sind. Da ist die Oder-Neiße-Linie auch keine

Grenze, da ist der östliche Nachbarstaat auch kein Staat, sondern eine sogenannte „DDR“.

Nichtanerkennung, Nichtanerkennung, Nichtanerkennung.

Das frißt um sich, das wird Denkmethode, das zwingt zu abenteuerlichen Sprachkonstruktionen: Wenn ihre Worte Brücken wären, darüber möchte kein Mensch gehen. Da wächst dann die Menge der Tatsachen, über die man nicht spricht. Es steigt die Zahl der Tabus. Eine Eingeweihtensprache wird nötig, Augurensprache, Komplizensprache. Und für die Öffentlichkeit: Mit möglichst vielen verschwommenen, vagen Formulierungen möglichst wenig sagen. Sich nicht beim Wort nehmen lassen.

Der Wohlstand, solange er krisenfrei anhält, schirmt gegen die Realität ab. Falls jemand, langsam im Denken, nach der Wirklichkeit, dem weißen Elefanten, fragt, zeigt man statt seiner die weiße Limousine vor, die Waschmaschine, „Persil bleibt doch Persil“ und: „Wir sind wieder wer!“, Reklameslogan vom Ex-Bundeskanzler Erhard persönlich. Nun ist aber „Sicherheit“ nur so lange eine gute Losung, wie die Sicherheit anhält. „Erschöpfte freie Marktwirtschaft“ ist schon nicht mehr ganz so gut. Aber wieso denn, fangen da Leute an zu fragen, wie kam denn das?

Und dies war schon immer der Moment, die mühsam zurückgehaltenen ganz großen Gefühle ausbrechen zu lassen. „Siehst du den Mond über Soho“ — ach ja, sie sehen ihn und besingen ihn immer noch, die modernen Mackie Messer. Nicht ohne Rührung hört man sie jetzt auf ihren Unternehmertagungen über Liebe reden — anstatt über die Profitrate. Eine Liebe, die sie tiefer glücklich machen würde als dieser ganze schnöde Mammon: die Liebe ihrer „Arbeitnehmerschaft“ nämlich, die ihnen, Gott sei's geklagt, nicht im erwünschten Maße zufließt. — Oder Blut und Tränen. Womit nämlich sind ihre Betriebe aufgebaut? „Unsere Betriebe, und auch der meine, sind nicht nur mit Fleiß und Schweiß aufgebaut. Sie sind mit Blut und Tränen erstellt.“ Mit dem „Herzblut des Unternehmers“, genau gesagt. Einer bloß kann es nicht lassen, seine Kollegen an den schlichten, harten Alltag zu erinnern: Man solle sich, „jeder einzelne — mit der Presse, mit dem Rundfunk, mit dem Fernsehen gut stellen, mit jedem Lokalredakteur und jedem kleinen Mann“, sonst könnte es „ins Auge gehen“. — Hat da einer „Ganoven“ gedacht? Oder „Bestechung“? Viel, viel Liebe wird nötig sein, ein solch häßliches Wort wieder zuzudecken ...

Die Realität kommt näher, wird unbequemer. Die normalen demokratischen Selbsttäuschungsmittel, die Drogen und Narkotica, beginnen an Wirkung zu verlieren. Und dies war schon immer der Moment für den stärkeren Tobak: für die „nationale Faust“. Rauschgift für Enttäuschte. Beklemmend ist es doch, wie sie sich nicht einmal Mühe geben, eine neue Variante zu erfinden ...

Die Zauberkünstler aber auf ihrer schummrigen Bühne stellen sich schockiert, wo sie doch bloß ertappt sind. Wenn sie die Unruhe im Saal nicht mehr ignorieren können, fangen sie an, auf die Ränge zu schimpfen. Ihre Vorstellung war,



wie immer, einwandfrei, deutsche Markenware. Diese Lümmel aber, die da kra-  
keelen, wie können die so plump, so politisch instinktos sein, nachdem sie zwan-  
zig Jahre Gelegenheit hatten, sich an ihren Zauberkunststücken zu schulen!

Vielleicht erwägt der eine oder andere sogar, ein Stückchen von diesem weißen  
Elefanten Wirklichkeit vorzuzeigen — der natürlich die ganze Zeit über in der  
Kulisse gestanden hat —: zur Abschreckung. Aber dazu scheint es jetzt auch zu  
spät zu sein.

4.

*... „Mich interessiert jetzt nur das durch ein Waschmittel zu beruhigende Ge-  
wissen der netten Durchschnittsfrau, und es fällt mir nicht schwer, mir Herrn  
Saubermann in irgendeinem Säuberungskommando vorzustellen... Das  
weißte Weiß der netten kleinen Durchschnittsfrau und ihres Mannes, des  
Herrn Saubermann, ist das vollendete Nichts, das sich nicht mehr ordnen läßt.“*

(Heinrich Böll: „Brief an einen jungen Nichtkatholiken“)

Die Beschwörungsformel, das Abrakadabra der Waschwunderreklame, beginnen  
ihre magische Kraft zu verlieren. Was macht man mit Leuten, die, bisher vollauf  
beschäftigt, jeden Tag neu „das strahlendste Weiß ihres Lebens“ zu erzeugen,  
auf einmal merken, daß sie sich dabei zu Tode langweilen, und die nun lieber  
ein bißchen mit Schlagholz spielen wollen?

Wenn die Unternehmer sich der Liebe ergeben, die Politiker ihrem Hobby für  
die schwarze Kunst, dann müssen eben Schriftsteller anfangen, von Politik und  
Profit zu reden. Wie Heinrich Böll, der eine bittere, sarkastische, tief beunru-  
higende Sprache spricht, mit deutlichen Untertönen von Trauer und Verzweif-  
lung: „Herr Saubermann und seine nette kleine Durchschnittsfrau sind das  
letzte, allerletzte Signal, einer gewissenlosen Gesellschaft keinen Einblick ins  
Gewissen mehr zu geben...“ Böll schließt die Möglichkeit nicht aus, daß auch  
dieses allerletzte Signal übersehen, überfahren wird; daß die herrschende Klasse  
„mit Terror, mit Geld, Propagandamitteln, durch eine fast komplette Gleich-  
schaltung der Opposition, der Zeitungen, durch systematische Denunzierung  
aller Gegner“ auch diesmal wieder, auch in Zukunft, wie einst bei der Durch-  
setzung der Wiederaufrüstung, ihr Ziel erreichen könnte. Daß der größere Teil  
der Bevölkerung nicht mehr fähig sein könnte, die Losung: „Wir sitzen alle in  
einem Zug“ zu durchschauen. Daß dann, was da im Zug sitzt, nur noch  
„Schlachtvieh“ ist — wie Christian Geissler schon vor Jahren ein Fernsehspiel  
nannte.

Hoffnungsvoll sieht man Fotos wie die von der Anti-Notstandskundgebung in  
Frankfurt am Main, auf der Hans Magnus Enzensberger sprach: „Das, was da  
im Bunker hockt und noch in der Stunde seines politischen Ablebens die Ver-  
fassung bricht, hat, mit einem Wort, Angst vor jedem einzelnen von uns, und  
zwar mit Recht. Und weil sie Angst haben, diese politischen Bunkerleichen, weil  
sie selber der Notstand sind, von dem sie faseln, darum hecken sie Paragraphen  
aus, die diesen Notstand verewigen sollen. ‚Im Ernstfall‘ sagt der Herr von  
Hassel, ‚kann nur das funktionieren, was schon im Frieden funktioniert‘. Da es  
aber im Frieden nicht funktionieren will, wird es das einfachste sein, den Frie-  
den ganz abzuschaffen.“

Hoffnungsvoll sieht man neben Enzensberger ein Vorstandsmitglied der IG  
Metall stehen, liest seine klare Analyse der Ursachen, die zu den Bunkermanö-  
vern der bereinigten Bonner Regierung führen, hört seinen Appell zur Vereini-  
gung gegen die Gefahr, die da droht. Man atmet auf bei einer Sprache, die sagt,  
was ist, die man gebrauchen kann wie ein Instrument: zur Argumentation, zur  
Analyse, zur Überzeugung, zum Widerstand. Eine Sprache, die nicht zur Verne-  
belung erfunden wurde, sondern zur Enthüllung: die das strahlendste Weiß der  
netten Reklamefrau gräulich nennt und die formierte Gesellschaft: Diktatur  
der Monopole. Und die aufdeckt, wie das eine mit dem anderen zusammen-  
hängt.

Unsere Sprache. Die genaue, brauchbare Sprache der Vernunft. Die Hoffnung  
und die Verantwortung, die darin liegt, daß auch wir — deutsch sprechen. Daß  
man unsere Worte hören, unsere Angebote und Verlautbarungen lesen kann.  
Daß sie, gestützt auf die Wirklichkeit, auf die moralische und materielle Kraft  
des anderen Deutschland, den unheimlichen Mechanismus des noch einmal auf-  
gemöbelten alten verhängnisvollen Modells diesmal außer Kraft setzen könnten.  
Den Zug vor dem allerletzten Signal doch noch stoppen.

Es muß gesagt werden, immer wieder, geduldig, klar und beweiskräftig: daß es  
sich um letzte Signale handelt. Und daß der Preis für das Nein, solange noch  
Zeit ist — ein Preis, den heute so viele, selbst beunruhigte Menschen in West-  
deutschland noch scheuen — eines Tages geringfügig erscheinen wird gegenüber  
dem Preis für das Schweigen: Es kostet Kopf und Kragen.

Unsere Hoffnung ist: Es wird deutsch gesprochen in Deutschland. Friedlich.

## Protokoll I Krisenloser Kapitalismus

*(oder die Bestätigung des Godesberger Programms)*

Das Kapitalistische Wirtschaftssystem ist den Lebensinteressen des Deutschen Volkes nicht gerecht geworden.

*(CDU, Ahlener Programm 1947)*

Arbeitslosigkeit kein Problem mehr

*(SZ, Juli 1957)*

Arbeitslosigkeit stark angestiegen

*(SZ, Jan. 1958)*

Neuer Tiefstand der Arbeitslosigkeit

*(SZ, Sept. 1958)*

Über 400 000 Arbeitslose mehr

*(SZ, Febr. 1959)*

Nur ganz wenig Arbeitslose

*(SZ, Mai 1959)*

## Protokoll I: Krisenloser Kapitalismus

Laut tönt der Ruf nach Fremdarbeitern

*(SZ, 25. Nov. 1959)*

Arbeitslosenzahl gestiegen

*(SZ, 7. Jan. 1961)*

Neuer Tiefstand der Arbeitslosigkeit

*(SZ, 7. Juni 1961)*

An der Diktatur der Arbeitskraft dürfte sich nach dem Bild der Statistik nicht viel ändern. Dazu kommt, daß Reserven, die im vergangenen Jahr zum Teil noch recht ergiebig waren, jetzt ganz ausgefallen sind. Der Flüchtlingsstrom aus Mitteldeutschland ist völlig versiegt.

*(FAZ, 13. April 1962)*

Achtzehn Arbeitsämter sollen geschlossen werden

*(Frankf. Rundschau, 13. April 1962)*

Arbeitslosigkeit steht vor der Tür

*(8-Uhr-Blatt, 8. Aug. 1962)*

Mit Diktaturen haben wir schlechte Erfahrungen gemacht. Doch wir wollen uns mit einer ganz anderen Diktatur befassen. Sie wächst nicht auf dem Boden der kleinen oder großen Politik, sondern auf dem jahrelangen wirtschaftlichen Wohlstand unseres Volkes. Wir meinen die Diktatur des Arbeitsmarktes.

*(Nürnberger Zeitung, 9. Mai 1963)*

„Uff, stöhnte der Personalchef“

*(Abendzeitung, 5. Jan. 1963)*

Das Problem der Arbeitslosigkeit und einer erfolgreichen Vollbeschäftigungspolitik, das in den vierziger Jahren die Lehrbücher füllte, ist nicht mehr aktuell. Die Bändigung der Überbeschäftigung ist mindestens eine ebenso dringliche Aufgabe für die Wirtschaftspolitik unserer Zeit.

*(FAZ, 23. Aug. 1963)*



Massenarbeitslosigkeit katastrophaler wie während der Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre, sie ist für die Bundesrepublik zu befürchten, wenn es einmal zu einer Beendigung des Kalten Krieges und einem Abbau der Rüstungsproduktion kommen sollte... Der Vorsitzende der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV), Kummernuss, war es, der diese Warnung auf einer Delegiertentagung seiner Organisation in Saarbrücken aussprach. Nach seinen kaum als richtig hinzunehmenden Angaben seien die Arbeitsplätze von 40 Prozent der westdeutschen Arbeitnehmer in einem solchen Falle gefährdet.

(SZ, 23. April 1964)

Der Fall jenes Hoteliers, der Selbstmord beging, weil ihm der letzte Ober und das letzte Zimmermädchen gekündigt hatten, wird hoffentlich ein Sonderfall bleiben.

(FAZ, 12. Nov. 1964)

Arbeitslosigkeit in den meisten Industrieländern kein Sozialproblem mehr.

(Bayr. Staatszeitung, 25. Febr. 1965)

Zahl der Arbeitslosen gesunken

(SZ, 5. März 1966)

Krupp: Keine Massenentlassungen

(SZ, 25. Juni 1966)

Arbeitsmarkt beginnt sich zu normalisieren

(Stuttgarter Nachrichten, 6. Juli 1966)

Trübe Zeiten für Bummelanten

(Die Zeit, 15. Juli 1966)

Zweckpessimisten und Leute, die die Fakten nicht zu deuten wissen, sehen schon jetzt eine Krise am Arbeitsmarkt heraufkommen.

(Handelsblatt, 8. Aug. 1966)

Seit einiger Zeit ist eine wachsende Kritik aus den Reihen der Gewerkschaften an der Bundesbank und ihrer Dämpfungspolitik zu entnehmen. Otto Brenner ist offenbar ohne Federlesens geneigt, die Wächter der Währung als eine Gruppe reaktionärer Dunkelmänner anzusehen, die eine industrielle Reservearmee an Arbeitslosen erzwingen wollen.

(Die Zeit, 19. Aug. 1966)

Kollektiv von einer Verschlechterung der Beschäftigungslage zu sprechen ist indes Schwarzmalerei.

(SZ, 15. Sept. 1966)

Massenentlassungen bei Torpedo.

(Die Welt, 1. Okt. 1966)

Sabel: Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt — keine Krise

(Passauer Neue Presse, 5. Okt. 1966)

Eine Verschlechterung des Betriebsklimas als Folge der ungünstigen Beschäftigungslage hat der Fachausschuß Chemotechniker, Physik- und Chemielaboranten beim Vorstand der IG Metall festgestellt.

In der Eisen- und Stahlindustrie komme es teilweise zu undurchdachten Personaleinsparungen. Außerdem führe das Nachlassen des Personalmangels dazu, daß in den Laboratorien gegenüber den Angestellten stellenweise ein scharfer Ton um sich greife. Die bisher vorbildliche Zusammenarbeit werde dadurch zunehmend gestört. Es bestehe die Gefahr, daß die entscheidend von der Arbeit der Chemotechniker und Laboranten abhängende Qualitätseinhaltung dadurch in Mitleidenschaft gezogen werde. Der Fachausschuß warnt nachdrücklich vor den unabsehbaren Folgen einer solchen Entwicklung.

(Metall-Pressedienst, 5. Okt. 1966)

Der Vorstand der NSU-Motorenwerke AG in Neckarsulm hat eine Durchleuchtung des Betriebes mit dem Ziel angeordnet, eine Anzahl Mitarbeiter, die in letzter Zeit mehrfach unangenehm aufgefallen sind, zu entlassen. Am Mittwoch wurde dazu bekannt, daß von dieser Aktion bisher 31 der 10 500 Mann Belegschaft betroffen wurden. Die Aktion soll bis Jahresende fortgesetzt werden. Die ersten Entlassungen hätten, wie NSU-Pressechef Arthur Westrup erklärte, eine „phantastische Wirkung“ gehabt. Insbesondere sei der Arbeitseifer sogenannter labiler Mitarbeiter schlagartig beflügelt worden und der Krankenstand von 7,3 Prozent im September 1965 auf jetzt 5,8 Prozent zurückgegangen.

(dpa, 6. Okt. 1966)

*Protokoll I: Krisenloser Kapitalismus*

Keine Massenentlassungen

*(Tagesanzeiger Regensburg, 10. Okt. 1966)*

Massenentlassungen in Bayern beantragt

*(FAZ, 27. Okt. 1966)*

Keine Massenentlassungen in Bayern

*(Mittelbayerische Zeitung, Regensburg, 29. Okt. 1966)*

Arbeitsamt: Alles halb so schlimm

*(Abendzeitung, München, 31. Okt. 1966)*

Arbeitslose Bergarbeiter gehen in die SBZ

*(UPI, Nov. 1966)*

Die Furcht, es könne zu einer Massenarbeitslosigkeit kommen, ist trotz allem unberechtigt. Die Wirtschaft ist im Grund gesund.

*(Die Welt, 9. Nov. 1966)*

Die Freisetzung von Arbeitskräften deutet vorerst nicht auf eine Wirtschaftskrise hin.

*(Stuttgarter Nachrichten, 8. Dez. 1966)*

Von einer Überbewertung der gegenwärtigen Arbeitslosenzahl hat das Deutsche Industrie-Institut in Köln gewarnt.

*(SZ, 20. Dez. 1966)*

Mehr Arbeitslose als offene Stellen. Situation kritischer, aber noch kein Unglück, sagt Präsident Sabel

*(SZ, 22. Dez. 1966)*

Wird die Lage am Arbeitsmarkt nun langsam kritisch?

*(Bayr. Staatszeitung, 23. Dez. 1966)*

*Protokoll I: Krisenloser Kapitalismus*

Gefahr großer Arbeitslosigkeit ist zunächst gebannt

*(Die Welt, 6. Jan. 1967)*

Menschenschlangen vor den Arbeitsämtern

*(Abendzeitung, 14. Jan. 1967)*

Opel will noch 3000 Mitarbeiter entlassen — Auch Ford arbeitet kurz — Zechenstillegungen in Gelsenkirchen — Klöckner schränkt sich ein — Entlassungen bei Philips

*(SZ, 16. Jan. 1967)*

Über eine halbe Million Arbeitslose

*(SZ, 17. Jan. 1967)*

Pessimisten erwarten etwa 800 000 Arbeitslose

*(SZ, 23. Jan. 1967)*

Die Bundesrepublik Deutschland ist ein demokratischer und sozialer Rechtsstaat.

*(Grundgesetz, Artikel 20)*



## Protokoll II

„... mit 40000 Leuten“

Ich bin hier in Bottrop gebor'n. Meine Mutter ist hier gebor'n und deren Eltern, die sind hier auch gebor'n, die könn' von mütterlicher Seite aus bis ins 16. Jahrhundert, alle aus Bottrop. Das war'n so kleine Leute, die Landwirtschaft betrieben ha'm. Und mein Vater, der kam da aus der Gegend um Paderborn. Die war'n 15 Geschwister, die sind denn nachher alle im Laufe der Jahre sind die abgestorben. Ich hatte insgesamt 7 Geschwister, wir war'n mit 8 Kindern. Meine Mutter ist ja schon früh gestorben, die starb mit 36 Jahre. Ich war der Älteste, ich war 15 Jahre, wo die starb. Soviel ich weiß, an'ner Frühgeburt is' sie gestorben. Der jüngste Bruder war damals 13 Monate. Meine Brüder ha'm hier alle im Bergbau gearbeitet. Ich bin ja mit 14 Jahre bereits angefangen. Wie ich aus der Schule kam, hat der Lehrer — das hab ich nie vergessen — der hat mir gesagt: „Clemens, geh du nich' auf'e Zeche. Du hast Talente. Du könntest was andres machen.“ Aber meine Mutter sagt: „Ja, wie soll'n wir das machen?“ Man hat ja auch keine Möglichkeit gehabt, irgendwie was zu lernen, die war'n ja froh, die Eltern, daß ich hier — fing ich hier auf dieser Schachtanlage an. Ich hatte mir so gedacht, daß ich so eine weiterführende Schule hätte besuchen könn'. Ich hatte mir so richtig nicht überlegt, was ich machen wollte, aber ich dachte: Zumindestens hätt'st du ja die Handelsschule besucht, weil — ich wollte mich selbst etwas bilden, ich wußte, daß ich das konnte, ich war ja immer der erste. Es sind ja heute hier noch Leute in mein' Alter, die sagen, ich wär'n Musterschüler gewes'n. Die war'n denn manchmal auch ironisch.

Als ich 12 Jahre war, da kam der Lehrer zu meiner Mutter, das war im 1. Weltkrieg, der Vatter war im Krieg, und er kam hin und sagt: „Frau K., es wäre doch gut, wenn wir Ihren Jungen in eine Klosterschule unterbringen würden.“ Von der Schule war'n zweie vorgeschlagen. Die sollten dann erstmal Abitur machen und anschließend Theologie studier'n. Das ha'm die Katholiken hier gemacht, die ha'm sich die Schüler ausgesucht. Ich war nämlich zeitweise auch Meßdiener gewesen, meine Mutter war ja fromm, aber nachher, das letzte Schuljahr, hab ich denn schon nachgelassen. Meine Mutter war begeistert von dem Vorschlag: „Mensch!“ sagt sie „ich hätt ja gerne, wenn Du schon mitverdienen würdest, aber das ist für Dich besser.“ Und gerade bei Pastor oder Geistlicher, da hat die doch gedacht: „Is' doch in Ordnung, dann komm' wir

## Protokoll II: „... mit 40 000 Leuten“

nachher alle in' Himmel rein.“ Aber ich hab ihr damals gesagt: „Wenn ich da hin geh', dann kann ich ja später noch nich' mal heiraten — und das möcht' ich, wie mein Vatter.“ Trotzdem ich das ja nicht richtig überlegt hatte, damals noch nicht, aber ich hatte mir so gedacht: Der Vatter is' verheiratet, das willst du ja auch sein. Pastor kann ja nicht heiraten. Meine Mutter sagte: „Wenn du nich' willst...“ Dann kam ich mit 14 Jahre hier auf'e Zeche. Ich hab mich schnell eingelebt, das war'n doch alles Jungens von hier, die war'n ja auch mit mir zusammen in 'ner Schule gegangen. Und als ich 16 Jahre war, auf meinen Geburtstag, hab ich die erste Schicht in'e Grube gefahr'n. Unter 16 Jahre durfte keiner in'e Grube arbeiten. Während des Krieges war das umgeändert, im ersten Weltkriege, da kamen die Jungens schon eher in'e Grube. Aber 1921 war ich 16 Jahre, und ich war eigentlich stolz, daß ich auch jetzt in'e Grube die Arbeit aufnehmen konnte. Aus der Verwandtschaft, da war einer Angestellter auf'er Zeche, der hat mir damals gesagt, er hätte mit mein' Lehrer gesprochen, er meinte, ich sollte auf'e Schule geh'n. Die Möglichkeit war vorhanden, man machte erst die Vorschule und dann die Bergschule. Er sagte: „Du kannst das.“ Ich hatte mich aber inzwischen so eingestellt auf die Arbeit da unten, auf dat ganze Milieu da, daß ich ihm gesagt hab: „Ich möchte das nich'. Ich möcht' kein Antreiber wer'n.“ Wir ha'm die Leute ja als Antreiber betrachtet. Ich würd das ja heute etwas anders beurteilen. Denn wenn ich eine Schule besuche, dann eigne ich mir ein Wissen an und kann das nachher verwerten — für oder gegen, das ist ganz klar. Und dann hat der mit mir 'ne ganze Zeit nich' gesprochen, weil ich nich' zur Schule ging. Wie ich die erste Schicht hier auf'er Zeche gemacht hab, das war im Sommer, da kam ich nach Hause, da sagt meine Mutter noch abends — ich hab dat nie vergessen — „Jetzt ha'm wir wenigstens schon einen, der mithilft verdienen.“ Und wie ich das hörte, hab ich mir so gedacht: „Mensch, das is' eigentlich gut, daß Du jetzt schon...“ Hab ich mich denn gefreut, daß ich die da schon mithelfen konnte. Ich hab ja auch schon gerechnet, man war ja nich' so dumm.

Die Mutter ist 1920 gestorben, der Vatter war dann 'ne ganze Reihe von Jahren, ich glaub, 14 Jahre war er Wittmann. Er sagt immer, er heiratet nich' eher bis der Kleine aus'er Schule kommt. Na, dann hat er nachher, der Jüngste war 15 Jahre, dann hat er geheiratet. In Ostpreußen, hat da auf ein kleines Anwesen eingehieiratet, er hatte ja Rente vom Bergbau aus und war ziemlich rüstig. War er in Ostpreußen, kam nachher als Flüchtling zurück, war dann bis 53 in Osnabrück und is' denn da gestorben. Er war ein alter Sozialdemokrat, der Vatter. Er war ein fanatischer Anhänger in'er Gewerkschaft und auch in der Sozialdemokratischen Partei und hat sich auch bei den Arbeiterkämpfen rücksichtslos betätigt. Wenn die gestreikt haben oder so, der hat alles mitgemacht. Und er hat sich nachher mit mir schon rumgestritten, wie ich so 17, 18 Jahr war. Da kamen ja damals die Kommunisten auf. Ich war erst auch Anhänger durch mei-



nen Vatter von der SPD, nachher war mir das doch nicht so recht, die Politik, die die machten, damals, mit dem Panzerkreuzerbau. Ich bin damals hauptsächlich wegen dem Verbot des Remarque-Films „Im Westen nichts Neues“ ... Da sind wir als Jungens nach Holland gegangen, mit Fahrrädern, dat is' von hier 70, 80 Kilometer, sind wir hingefahren, sind wir über die Grenze in' Kino gegangen. Hab ich gesagt: „Dat is' doch 'ne Schweinerei, daß wir hier das verbieten!“ Hatte die Regierung damals, wo doch die Sozialdemokraten ungeheuren Einfluß hatten, die ha'm den Remarque-Film verboten. Da schrieb damals noch die Zeitung von Dortmund: „Das Verbot des Remarque-Films wird der Sozialdemokratischen Partei mindestens 30 bis 40 Mandate kosten.“ Da hatt' ich mit meinem Vatter eine gewaltige Auseinandersetzung wegen dieser politischen Einstellung der Sozialdemokratischen Partei. Er wollte es aber nicht zugeben. Die Nazis hat er ja gehaßt. Als er in Ostpreußen war, hat er erstmal richtig gestaunt, welchen Einfluß die Nationalsozialisten da auf dem Lande hatten. Denn die Leute war'n ja primitiv, die war'n dumm, die war'n wenig geschult, die ha'm keine Ahnung gehabt. Er sagte mir damals: „80jährige Frauen, die noch rüstig war'n — die hatten braune Uniformen an!“ Und Hitler hat ja damals geprahlt: „Ostpreußen ist das beste Land!“ Er konnt' doch mit den Leuten da machen was er wollte. Wie der Vatter hier zurückkam, hat er hier noch für die Sozialdemokratische Partei kassiert in Osnabrück. Nach langem Für und Wider sagt er mir denn eines Tages: „Wenn ich mir das so überlege, dann hast du doch nicht ganz unrecht.“ War ich erstaunt. Ich sag: „Wieso?“ Sagt er: „Ja, die machen heute eine ganz andere Politik wie die Sozialdemokraten das früher gemacht haben.“ Das war schon kurz vor seinem Tode, da hat er das doch erkannt.

Früher war dat ja so: die Alten, die hatten ja auch wenig Einkommen. Jetzt ha'm die Flaschenbier angeschafft, wollten die Geld verdienen. Da ha'm die nix mit verdient. Die Kumpels, die hierher kamen, die hatten doch wenig Geld, die ha'm auf Pump genommt meistens. Und da hab ich gesehn, wie die immer die Alten beschwindelt ha'm. Die ha'm nich' bezahlt und so. Ich sag zu denen, ich kam ja denn schon mal öfter her: „Jetzt woll'n wir mal die Sache in die Hand neh'm. Dat geht ja so nich', dat die hier euch beschwindeln.“ Und denn hab ich manchem gesagt: „Du, hör mal, du hast jetzt schon soundsoviel genommt, hast nie bezahlt...“ Und der hat sich geschämt und bezahlt. Und dann kam die Lotte dann, die war ja in Holland, kam die in Urlaub, bin ich mit ihr tanzen gegangen. Ich sag: „Woll'n wir nich' tanzen geh'n?“ Die Brüder alle mit und so. Dann war so'ne Karnevals-Veranstaltung, hier bei den Kuckhoff, ich sag: „Komm, da geh'n wir mal hin. Da ziehst du dir mal ein Kostüm an.“ Ich glaube, ich hab ihr das Kostüm sogar noch besorgt, so Rokoko, weiß nich', so aus'm Altertum, Mittelalter. Sind wir da hingegang'n. Die Schwiegermutter is' mitgegangen. Die ging mit, die Alte. Aber die is' nachher abgehau'n. Ich hatt'

wohl so'ne Mütze aufgesetzt oder sowas, da mußte ja jeder etwas machen. Etwas verkleiden mußte man ja, sonst kamst' da gar nicht rein, im Lokal, im Saal. Und wir ha'm denn da getanzt, und ich hab denn da allerhand erzählt. Da kamen wir denn immer näher zusamm', nich', und zuletzt ha'm wir denn geheiratet. Das war Ende 29. Dann kam die Erika. Und 'n Jahr später war ich schon arbeitslos. Und drei Jahre später kam ich schon im Gefängnis.

Die Nazi, die kamen doch immer hier hin, die SA, und dann war ich ja nicht zu Hause. Die Verhaftungen war'n ja meist willkürlich. Dann ha'm sie die Leute verhaftet, die man normalerweise nie verhaftet hätte. Wir war'n ja sehr schlau. Aber dann hatten die hier bei uns die Kreisleitung verhaftet, den Emil Schulz, und ich weiß nicht, wer da all' noch war. Und hatt' ich abends noch ein Flugblatt entworfen, hier mit den Dullen Kranz, der heute so'n großes Kruzifix da in seine Wohnung steh'n hat, und noch 'n paar andre, ha'm wir 'n Flugblatt gemacht. In'ne Nacht abgezogen bei den alten Decker, hier auf Schemelstraße, und ha'm das morgens hier im Dunkeln verteilt, auf de Zugangstraße nach „Rheinbaben“. Ich hab das organisiert. Das war ja vorher schon ausgebildet: wenn die Illegalität kommt, ha'm wir sofort eine Kreisleitung. Und von dieser Kreisleitung war ich der Vorsitzende. Ich war damals 27 Jahre, ungefähr 28 Jahre. Dann hab ich sofort die Sache in'ne Hand genommt, wir ha'm sofort ein Flugblatt gegen die Verhaftung rausgegeben und ha'm das auch verteilt. Jetzt hatte ich noch einige Flugblätter übrig behalten. Ich bin hier abends angehalten worden von'ner Polizei, da hab ich aber Glück gehabt, daß mein Bruder nich' dabei war. Der war verwegen. Hier in Bottrop hat er ein' Nazi, wie der in Uniform ihm angesprochen hat, sofort umgehau'n. Der war ziemlich stark, er hat auch eine lose Hand gehabt. Jetzt hat die Polizei mich auch nich' untersucht, und wir sind denn schlafen gegangen. Ich hatte 'n paar Flugblätter über und hab' sie mir in'ne Schuhe gesteckt. Ich hab meiner Frau nichts gesagt, war ja verboten. Und morgens kommt die Polente. Jetzt ha'm wir damals ja auch keine 10 Paar Schuhe gehabt, ich denk: „Ziehst Du jetzt die Schuh' an? Dann wer'n die unter Umständen seh'n, daß du da Flugblätter in die Schuhe hast.“ Dann bin ich so in Schlappen auf der Polizeiwache erschienen. Jetzt ha'm andre mich ausgelacht, Genossen: „Hoho! Mit Schlappen! Ich hätt' mich erst angezogen! Wenn auch Nazi komm'.“ Ich sag: „Ja... die ha'm mir das nich' mehr gestattet. Ich mußte so abhau'n.“ Ich hab ja nicht gesagt, daß ich Flugblätter drin hatte im Schuh. Und meine Frau, irgendwie sind die das wohl gewahr gewor'n, Schuhe nachgeguckt, Flugblätter verbrannt.

Und Schwiegermutter kam an, die war ja verwegen, die Frau, die kam mit Zigaretten an. Jetzt war doch alles abgesperrt, die konnten an uns nich' ran. Auf einmal hat mich die Alte gesehn, hat mir so gewinkt, und rannte einfach durch die Postenkette durch, ein Kerl rannte ihr noch nach, aber wo der ihr gehabt



hat, da war sie schon am Auto und hat mir noch zwei Schachteln Zigaretten gegeben. Der Alte war ja auch arbeitslos, wir ha'm ja nich' viel Geld gehabt. Sagt sie: „Heute is' ja die Kleine angekommen. Lotte hat ja ein Mädchen gekriegt.“ „Naja“ sag ich, „ich hab schon gesagt, wenn's zweite 'n Mädchen is', dann werd' ich auf Wanderschaft geh'n. Jetzt sollt' ich auf Wanderschaft geh'n — jetzt komm' ich im Gefängnis!“ Ich hab immer noch Blödsinn gemacht.

Da war ein Auflauf in Bottrop, Autos von Recklinghausen, von Gelsenkirchen, die wurden alle zusammengefaßt und dann ging's ab nach'n Rheinland, nach Brauweiler. Die ha'm sich da noch verfahr'n in'ne Rheinwiesen, oh je, da kam'n wir bald gar nich' an. Und wir ha'm da 'n Haufen Bekannte getroffen. Kamen wir also nach Brauweiler, und 'n paar Wochen drauf kamen wir nach Esterwegen. Da ha'm se uns da aus'e Züge rausgehau'n mit Gewehrkolben und alles...

Während der Nazizeit — ich war hier immer am Arbeiten, in der Grube. So'n Betrieb, da war'n 60, 70 Leute beschäftigt, die ha'm alle Kohle gemacht, mit Abbau-Hammer, das war schwere Arbeit. Und dann is' es ja dunkel da unten. Licht ha'm wir wohl gehabt, aber — man kann sich dat nich' vorstell'n, dat is' schlechtes Licht. Trotzdem: die Lampen war'n verhältnismäßig gut, aber heute ha'm die schon bessres Licht. Und das staubte denn auch stark. Und denn war'n ja während des Krieges, 43 bis 44, hauptsächlich Kriegsgefangene mit der Kohlegewinnung beschäftigt. Ich war ja auch schon in'e 30er Jahre, aber ich war ja auch noch aktiv am arbeiten, aber die meisten war'n schon so als Wächter bei den Kriegsgefangenen eingesetzt. Wir hatten Franzosen und Belgier und Holländer, die ha'm alles eingesetzt, und Leute, die sie so kassiert hatten in Polen und wer weiß wo, aber zuletzt war'n meistens Russen eingesetzt, hunderte von Russen. Und da war ich in einem Betrieb, man nannte das Streb, das war'n so vielleicht 2 bis 300 Meter, da war'n vielleicht 70 Leute beschäftigt. Und wir mit 4 bis 5 Deutsche war'n wir beschäftigt. Die andern Deutschen war'n alle Aufsichtsleute. Die schlugen denn immer auf die Russen rum mit 'n Gummiknüppel, besonders, wenn's so zum Ende der Schicht ging. Schon zu Anfang der Schichten mußten sie's Hemd ausziehen, der Steiger sagte: „Ich kann das nicht seh'n, wenn die Leute 'n Hemd anhaben, das is'n Zeichen dafür, daß sie sich nicht genügend anstrengen.“ Ob dat kühl war oder nich', die Kriegsgefangenen mußten die Hemden auszieh'n. Wenn einer da langging, der konnte gar nicht mehr unterscheiden, ob das'n Kriegsgefang'ner, ob das 'n Deutscher ist. Und wie in meiner Nähe da einige Leute geschlagen wurden — ich konnt' mich ja auch nich' reinmischen, ich war als Kommunist bekannt, ich war ja auch im KZ gewesen 33, da konnt ich mir auch nicht zu viel erlauben. Trotzdem, ich hab manchmal Kameraden drauf hingewiesen und hab ihnen gesagt: „Das is' 'ne Schweinerei, wenn ihr die Leute schlägt. Das is' doch nicht in Ordnung.“ — Und da sagt' ich zu einem: „Hör mal, was sie da wieder schlagen. Wenn mir einer schlägt —

wenn mich hier einer schlägt — den schlage ich mit dem Beil den Schädel entzwei. Das laß ich mir nicht gefallen.“ Wir hatten ja Handwerkszeug, alles, bei, wir mußten ausbau'n, oder Hammer... „Ich bin kein Kriegsgefang'ner, trotzdem ich mit den Gefang'nen eingereiht werde.“

Also, ich hab da die ganze Zeit zwischen den Russen gearbeitet. Und eines Tages kam ein Steiger, den kannte ich gut — Steiger war so'ne Aufsichtsperson — der sagt zu mir: „Du, für dich hab ich eigentlich andre Arbeit, ich muß da so'n neuen Betrieb vorrichten...“ Der kannte mich, bevor er auf die Schule anfang, die Vorschule, hatte ich ihm mal ein' Aufsatz gemacht, hatte ihm mitgeholfen — der wollte mir auch 'n Gefallen tun, das hab ich wohl gemerkt, der wollte mich da rauszieh'n. Jetzt hat er mich da eingesetzt, und jetzt kommt der Betriebsleiter und sagt: „Was machen Sie denn hier?“ Ich war auch frech, trotzdem da Nazi-Zeit war, ich sag: „Ich? Dat seh'n Sie, wat ick hier mach, ich arbeite hier!“ Sonst war'n alles Kriegsgefangene, wir war'n da mit drei Mann, und ich habe auch die andern beiden, die die Leute da bewachten, noch beeinflußt — kannten mich doch alle, war ich doch schon 'n alter, anerkannter Mann da auf der Zeche — und denn ha'm die auf mich gehört. Dadurch hatten's ja die Russen besser. Und wie der Betriebsleiter so gesagt hat: „Was machen Sie hier?“, war der Direktor noch dabei, „Das is' doch hier keine Arbeit...“ Ich sag: „Ich hab mich doch hier nich' eingesetzt...“ Da kommt der Steiger nach der Schicht zu mir, sagt er: „Hast du schon mal was mit Politik zu tun gehabt?“ Ich sag: „Das müßttest du doch wohl wissen.“ Sagt er: „Mann, ich hab ein' auf'n Hut gekriegt! Ich muß dich sofort wegnehmen.“ Die ha'm mir nicht zugetraut, daß ich mit Gefangene umgehen würde, war'n doch alles Russen! Und ich war da als Kommunist bekannt. Und die dachten: wenn der da die Russen beaufsichtigt, dann kann sein, daß die da irgend etwas ausknobeln. Daher kam das. Und dieser Steiger hat mich dann noch woanders eingesetzt, aber überall, wenn der Betriebsleiter mich geseh'n hat, hat er mich da sofort weggenommen. Ich mußte immer die schlimmste Arbeit machen, das war in der Produktion an'ner Kohle. Trotzdem ich auch andre Arbeit hätte machen können. Immer, wenn ein Steiger kam, der mich schon kannte von Jugend auf, setzten ein' denn ein, mußten ja zuverlässige Leute ha'm als erster Mann, immer wurde ich weggenommen. Der Betriebsleiter, der war ein aktiver Nazi, der sagt: „Das ist keine Arbeit für Sie!“ Der Mann hat mich gehaßt. Dann hat mich der Steiger nachher auf'e Nachtschicht verfrachtet, da sagt er: „Jetzt nimm' ich dich da ganz weg. Da kommst du mit dem Betriebsleiter nicht mehr in Berührung.“ Kam ich auf'e Nachtschicht. Da war ich eine Zeit auf Nachtschicht, da hat er mich da entdeckt! Paar Tage drauf kam ich zum Volkssturm...

Denn kam ich beim Volkssturm, ham se mich auch nich' getraut. Eine Woche war ich beim Volkssturm. Ein ganzes Revier von hier, 150 Mann, hatten se an der holländischen Grenze. Da war'n wenig Kommunisten, da war'n viele Nazi



bei. Wir kriegten Uniform. Ich hatte 'ne besonders braune Uniform. Und noch einer, der is' aber dann gefallen, bei 'ner Brückensprengung; das war auch 'n alter Kommunist. War auch hier schon mal Betriebsrat gewesen, der war aber einige Jahre älter wie ich. Die hatten hier diese Junkerschulen, die Uniformen ha'm die nachher auch rübergeholt für'n Volkssturm, da hatten wir solche Uniformen. Da sag ich noch zu dem: „Mensch, August, wir sind keine Nazi, wir sind gegen den Krieg“, hab ich ihm so unter vier Augen gesagt, „wir sind alte Kommunisten. Und wenn die kommen, hier, die schlagen uns kaputt — wir ha'm hier die braunste Uniform an von allen.“ Ich konnte ja nicht sagen: „Ich zieh die Uniform nicht an.“ Bei einer Geschichte ha'm sie Leute fotografiert. Jetzt hab ich mich zurückgestellt, ich wollt' nicht fotografiert werden in der Uniform. Da ha'm die Nazi mich gezwungen, da sagt der: „K., warum willst du dich nicht fotografier'n lassen? Warum woll'n Sie sich nicht fotografier'n lassen?“ Ich sag: „Ich? Ich will da gar nicht auf'm Bild drauf. Ich lege gar kein' Wert da drauf.“ Ich konnt ja nicht sagen: „Ich will mit euch nichts zu tun haben!“ Ich hab mich irgendwie ausgedreht. Aber dann ha'm sie mich trotzdem gezwungen, daß ich da auf'm Bild kam. Dann ha'm sie mich, das hat hier der Betriebsleiter gemacht, nachher freigestellt als Soldat. Da hatt ich noch 5 Wochen Ausbildung und kam dann — am Rhein war schon die Front, bei Wesel, kam ich denn da hin. Ich hab auch zu den Leuten gesagt: „Denkt Ihr denn, ich bin bekloppt und laß mich da die letzten Tage noch kaputtschießen. Ich mach da Schluß.“ Da sagten die: „Wenn du alleine in Gefangenschaft kommst, hau'n die dich kaputt.“ Naja, aber ich war, glaub' ich, zwei Tage, drei Tage, da war ich schon in Gefangenschaft, beim Amerikaner. Kam ich denn nach Frankreich hin, kam ich noch auf'm Schiff, ich bin noch ungefähr in Amerika gewesen. Wir sind verschifft worden in Cherbourg. Die Schiffe nannten sie damals „Hungerschiffe“, sind glaub ich, zwei oder drei Schiffe abgegangen von Cherbourg. Ich hab mich noch gemeldet da im Lager, war'n deutsche Ärzte, war'n auch Kriegsgefangene, wurden wir zusammengestellt, solche Ersatztruppen. Da war'n Jungens von 19, 20 Jahre und Männer vielleicht von 50 Jahre. So ein Klump war das. Und da war ich denn mit drin. Ich hab ja mit den Jungens auch gesprochen, ich sag: „Macht Euch keine Illusionen...“ „Ja, wenn wir nach Amerika kommen...!“ Die Jungs ha'm mir leid getan, die hatten Hunger, und die am elendesten runtergekommen war'n, das war'n die, die so Schüler gewesen war'n, so Abitur gemacht hatten oder vielleicht auch gerade am studier'n war'n. Nachher wurde ja kein Unterschied mehr gemacht, das ging ja schon zum Ende des Krieges. Die ha'm trotzdem manchmal auf mich gehört. Aber die war'n so runtergekommen. Unsereiner war ja hart, weil man das raue Leben gewohnt war. Wir war'n da Könige in dieser Situation. Ich hab denen immer gesagt: „Jungens, wir müssen uns zurückhalten, daß wir nach Amerika nich' hinkommen. Denn wenn wir da hinkommen, dann lassen die uns nicht mehr raus, bis wir das Fahrgeld verdient haben. Da komm' wir so bald nich' weg.“ Ich hab mich beim Arzt

gemeldet, Untersuchung: „Och, du kannst das vertragen! Überfahrt — du hältst noch mehr aus!“ Ich sag: „Nee, ich halt' dat nich' aus, ich geh kaputt unterwegs.“ „Nee, nee.“ Ich konnt nichts machen. Ich bin ab. Da hatten sie so'n Holzfaß mit Kalk, und dann stand so'n Mann da, hat so'n großen Pinsel gehabt, und jeder mußte dann vortreten, taucht er ein, und malt dann eine Nummer auf den Rücken. Und ich hatte damals hier in Esterwegen Nummer 303. Das werd' ich nie vergessen, in Cherbourg, im Hafen, krieg ich auch die selbe Nummer auf'n Buckel. PW, als Kriegsgefangener, und dann die Nummer. Und dann auf'n Schiff, sind wir abgefahren. 17 Tage war'n wir auf'm Ozean. Dann war'n wir so 200 km vor der amerikanischen Küste, dann war hier die allgemeine Kapitulation, 8. Mai. Da sprach ich mit ein', der konnte englisch, war ein Großkaufmann, der sagt zu mir: „Du, wir ha'm Ostkurs. Wir geh'n wieder zurück.“ Ich sag: „Das glaub ich nicht. Woher weißt du das?“ Sagt er: „Ja, ich hab gehört. Die ha'm sich unterhalten.“ Er verstand die Sprache, dat war ja 'n Vorteil. „Och, das is' ja in Ordnung!“ Morgens bin ich schon um 4 Uhr aufgestanden, ging denn auf'n Deck, wir war'n denn schon interessiert mit einige Leute, wir ha'm denn aufgepaßt, ob das stimmt. Morgens, wie die Sonne aufgeht — ha'm wir geseh'n, die Spitze von dem Schiff geht auf die Sonne zu. Anders konnt' man sich ja nicht orientieren. Die ha'm uns ja auch nichts gesagt. War'n wir froh. Wir war'n die ersten Rückkehrer aus Amerika. Na, was die mit uns da aufgestellt ha'm. Die Franzosen hatten ja auch nichts zu essen. Die ha'm uns untersucht, wir mußten uns nackend auszieh'n, die dachten doch, wir beschwindeln die, wir ha'm was mitgebracht. Und wir waren so verkommen unterwegs, wir ha'm doch fast nichts mehr zu essen gehabt. Wir ha'm uns dann beschwert, ich bin da auch schon mit als Beschwerdeführer aufgetreten. Da war ein evangelischer Taubstummer-Pfarrer, der war aus Leipzig — wir ha'm uns da immer unterhalten. Auf dem Schiff sind einige Betrügereien bei der Verpflegungsverteilung vorgekommen. Ich hab einen entdeckt, der schlief unter mir. Wir schliefen ja so in zwei Etagen. Damals war'n das die Kaiser-Särge, die war'n aus Beton, glaub' ich, die war'n als Truppentransporter und Frachter ausgerüstet. Von Kaiser sind die, glaub ich, entworfen und fabriziert worden, in Amerika. In diesen Schiffen wurden wir transportiert. Und die Verpflegung war ja gefaßt worden bis wir da an'ne Küste ankommen — dann is dat in Ordnung. Aber jetzt, wo wir zurückkamen, das lag nicht im Plan. Mußte man die Verpflegung aufteilen. Da gab's dann ganz geringe Rationen. Deshalb die Bezeichnung: Hungerschiffe. Da ha'm wir uns beschwert bei dem Schiffskommandanten. Ich sag: „Wir komm' mit dem Essen nicht aus, wir geh'n ja hier alle kaputt. Wenn wir nicht mehr zu fressen kriegen, dann geh'n wir kaputt.“ Da sagt der: „Ja, jetzt ihr am Jammern, früher wart ihr alle Nazi, habt alle Leute umgebracht, habt alle Leute unterdrückt.“ Ich sag: „In gewisser Hinsicht mag das zutreffen. Aber ich war kein Nazi.“ „Ihr wart alle Nazi!“ Naja, wir konntn nichts machen. Wir sind dann wieder gelandet, wir kamen nach Le Havre hin, da bin ich



nachher noch krank geworden und bin da, verdammt, noch bald draufgegangen. Ich wog da nur noch 80, 82 Pfund. Ich konnt' nich essen und nix, obwohl ich solchen Hunger hatte. Ich hab da 'n paar Wochen gelegen. Das gerade kurz vor dem wie ich da raus kam. Es ging schon ein Transport ab. Die ha'm schon gesagt: Bergbau! Da ha'm schon einige gedacht: „Wenn wir uns melden, komm' wir nach Belgien oder nach Frankreich in' Bergbau.“ Ich sag: „Ach, ich melde mich.“ Jetzt hatt ich mich gemeldet, kam auch mit weg. Der Arzt sagt mir, der mich untersucht hat: „Wenn du jetzt abfährst, dann gehst du kaputt. Dann kommst du nicht mehr nach Hause. Du mußt bleiben. Nächsten Transport, vielleicht, wenn du dich erholst, kannst du mit.“ Dann kam der andre Transport, das war im September 45, da kam ich dann mit.

Wir wurden von den Amerikanern in Reinbeck den Engländern übergeben, so in Waggons, wo man Kartoffeln drin transportiert, stand 'ne Kanne Wasser und sowas drin. Aber bevor daß wir da übergeben wurden, kamen die noch an die Waggons, ha'm die Plomben abgemacht, und sagten: „Wer hat hier noch 'ne Uhr, hier, wir ha'm gutes Fleisch.“ Und wenn einer gesagt hat: „Uhr“, ha'm se noch abgenommen, wir konnten ja nichts machen, hat nichts zu essen gekriegt und nichts. Und am andern Morgen wurden wir den Engländern übergeben. Ha'm wir uns noch beschwert, aber hat nichts mehr genutzt. Und dann ha'm die Engländer uns mit LKWs nach Bochum in ein Übergangslager gebracht. In Bochum war dann so'n Stacheldraht rum, da kam' Leute die hier aus der Gegend war'n. Da stand so'n Feld mit Rüben. Wir sagten: „Bringt uns doch mal solche Rüben“ und die Leute kamen, Kinder, Frauen, die ha'm uns da gebracht, die Rüben, da ha'm wir die so gegessen gleich. Wir hatten ja ungeheuren Hunger. Und dann ha'm uns die mit 'n LKW in die einzelnen Städte, wo die Leute herkamen, wir war'n hier so mit 30 Mann aus Bottrop, brachten die uns hier nach'n Arbeitsamt. Arbeitsamt hat uns sofort eine Vermittlung ausgeschrieben, und dann wurden wir entlassen mit dem Hinweis, uns sofort auf der Zeche vorzustellen. Na, ich fiel ja bald um, ich konnt' doch diese Arbeit nicht machen. Ich sag: „Ich geh kaputt.“ Aber ich war froh, dat ich hier zu Hause bin. Sag auch: „Ich werde da schon mit fertig wer'n. Wenn ich erstmal da weg bin.“ Jetzt geh ich hierhin und melde mich da bei dem Betriebsleiter. Betriebsratsvorsitzender war ein Kommunist, der kannte mich gut. Der sagt zu mir: „Verdammt, biste endlich wieder da. Nun, wir könn' dich ja hier gut gebrauchen. Da kannst ja hier anfang.“ Ich sag: „Mensch, ich bin doch halb kaputt, ich muß mich erst paar Wochen ausruh'n.“ „Naja...“ Jetzt ging ich zum Betriebsleiter, der sagt: „Sie könn' hier anfang', wenn Sie binnen einer Woche nicht anfangen, wer'n Sie entlassen.“ Ich denk: „Och, der kann mir doch viel erzähl'n.“ Ich ging zum Arzt, der Arzt sagt: „Du kannst nicht arbeiten.“ Der kannte mich. Da bin ich erst noch 'n paar Wochen zu Hause geblie'm, und dann fing ich an zu arbeiten. Dem Betriebsführer, dem hab ich nie vergessen, wie der mir sagt: „Wenn

Sie binnen einer Woche nich' anfang'n, dann sind Sie entlassen.“ Und 'n Halbjahr später hab ich mich bei ihm vorgestellt als der gewählte Betriebsratsvorsitzende. War er platt, fing sich sofort mit mir an zu streiten. Ich sag: „Ich will Ihnen mal was sagen: Bevor, daß wir uns überhaupt streiten —“, ich hatte noch gar keine Erfahrung als Betriebsrat, ich war wohl in der Arbeiterbewegung gewesen — „es is' ja heute erforderlich, daß man eine Zusammenarbeit organisiert. Aber wenn Sie jetzt schon anfangen, mir Vorwürfe zu machen, dann wird die Zusammenarbeit nicht funktionieren. Auf eins möcht' ich Sie hinweisen: Wenn Sie mit mir sprechen, dann sprechen Sie mit 3500 Mann.“ Da war der schon wieder platt. Der war baff. Aber im Laufe der Zeit hab ich mich ja denn durchgesetzt. Halbjahr war ich im Betriebsrat, da wurde ich gewählt zum Gesamtbetriebsratsvorsitzenden, von 40 000 Leute, Arbeiter und Angestellte, ganz Hibernia. Kurzhöfer und Notbeck, das war'n zwei sozialdemokratische Betriebsräte. Da kamen die Betriebsratsausschüsse auf „General Blumenthal“ zusammen, um den Arbeitsausschuß zu wähl'n. Sagten die zu mir: „Wenn wir da hinkomm', mußt du zur Diskussion sprechen, damit die dich hör'n, und dann schlagen wir dich vor.“ Ich bin von Sozialdemokraten vorgeschlagen word'n, „und dann wirst Du dort gewählt.“ So wie das gesagt wurde — ich hab da zur Diskussion gesprochen, drei, vier Mann sind vorgeschlagen word'n, ich bekam die meisten Stimmen und war somit der Vorsitzende im Gesamtbetriebsrat. Hab mich denn am andern Tag sofort vorgestellt beim Vorstand der Hibernia. Der Generaldirektor is' heute schon tot, hat so'n Bart gehabt, sah richtig aus als ein alter, würdiger Kapitalistenvertreter. Ich hab mir gedacht: „So sieht ein Kapitalist aus.“ Ich hab noch nie so'n Vorstandsmitglied geseh'n, nich. Und ich war so mager, ich kam schäbig an... .

Wie ich jetzt da hin kam, sagt er: „Um Gottes Willen! Ich habe keine Anweisung von der Militärregierung! Ich kann das doch gar nicht.“ Ich sag: „Ich will Ihn' mal was sagen: Ich bin gewählt. Und wenn Sie sich nicht unterhalten woll'n, dann müssen Sie die Konsequenzen zieh'n. Bilden Sie sich nicht ein, daß wir noch in der Nazizeit sind. Wenn ich mit Ihnen spreche, dann sprechen Sie mit 40 000 Leuten. Ich habe das Recht, bin hier beauftragt von meinen Kameraden...“ Ich hatt' noch zwei Mann bei mir. „Augenblick, Augenblick!“ sagt er, „ich fühle mich ja regelrecht überfahren.“ Hat er sich drei, vier Experten — und das war'n alte, aktive, ehemalige Nazi. Da war so'n niedrigen Tisch, so'n Tisch hatt' ich noch nie geseh'n, so'n großes Dingen, da war'n so Karten drauf, Landkarten, alles unter Glas. Da saßen wir dann mit ihm. Ha'm sofort Zigarren hingestellt, Schnaps. Hat mir der eine Direktor gesagt: „Wie is' dat, woll'n wir nich 'ne Flasche Schnaps trinken?“ Trotzdem ich ganz gerne wohl einen gehabt hätte, ich sag: „Den Schnaps, den könn' Se sich alleine trinken. Wir ha'm Schnaps auf'er Schachanlage, dafür komm' ich nich' nach Herne hin. Ich komm hier wegen andre Dinge nach Herne.“ Der hat mich nie mehr angehalten wegen Schnaps, dieser Kerl.

Dann hat der sich mit den Leuten zusammengesetzt, und dann hat den angerufen — wie hieß der doch noch, der war von uns im Vorstand, auch'n Genosse, der war mit im Hauptvorstand, ein Ingenieur, ich komm' jetzt nich' auf den Namen — der hat den angerufen, und der hat dann gesagt: „Müssen Sie anerkennen. Wenn Sie ihn nicht als Gesamtbetriebsrat anerkennen könn', wo das Gesetz noch nicht besteht, dann als Arbeitsausschüsse. K. ist der Vorsitzende des Arbeitsausschusses, is' gewählt...“ Und dann ging das. Dann hat das floriert.

Hab ich antelefoniert: „Ich lege eine Sitzung fest, wir müssen uns unbedingt unterhalten.“ „Ja“, sagten die zu mir, „Dann könn' Sie ja rüberkomm'...“ Ich sag: „Und wie ist das? Glauben Sie, ich fahr' mit'n Fahrrad nach Herne? Das kommt doch wohl nich in Frage! Ihr habt soundsoviel Autos. Wenn da nicht ein Wagen kommt, dann wer' ich Ihnen was andres beweisen. Der Vorsitzende des Gesamtbetriebsrats hat ja wohl das Recht, hier hinzufahren.“ Und die ha'm mir 'n Wagen geschickt, alles.

Wenn wir da hinkamen, ich hab mich ja meist nicht angemeldet, ich fuhr einfach hin. Ich sage: „Ich habe das Recht hier soundsoviel Leute zu vertreten — Ihr seid ja nur geduldet.“ Da hatt' ich mal 'ne Auseinandersetzung, da hatten die 'n Akademiker eingestellt. Ich wurde eingeladen als Betriebsratsvorsitzender. Ich komm da hin — drei, vier Direktoren, mindestens 7 oder 8 Leute von der Elite, alles Akademiker mit Ausnahme von zwei Mann, der Betriebsführer und so, das war'n ja Bergschüler. Die saßen da. „Oh!“ sag ich, „Das habt ihr Euch ja nett ausgeknobelt, mich ganz alleine hier zu laden. Normalerweise dürft' ich mit euch nich' verhandeln. Aber damit ich nich' den Eindruck erwecke, daß ich Angst hätte, werde ich mir das anhör'n, was ihr sagt. Aber auf etwas einlassen werd' ich mich nicht.“ Dann ha'm die mir denn eröffnet, daß sie den Mann da einstell'n woll'n als Ausbildungsleiter. Ich sage: „Ich kenne den Mann gar nicht. Sie ha'm Pech gehabt, ich lehne das ab.“ Da trat hier der Betriebsführer auf und sagt: „Hier, der K., ist ein Egoist.“ „Na“, sag ich, „da bin ich aber fertig, Augenblick mal... Jetzt will ich Ihnen mal was sagen: Ich bin bei der letzten Wahl von über 90 Prozent der Belegschaft gewählt worden, in geheimer Wahl. Und von euch ist kein einziger gewählt worden. Stell'n Sie sich einmal vor, wenn Sie, meine Herren, die hier sitzen, wenn Sie von einer Wahl abhängig wären. Von euch wär' keiner da. Aber ich wär da, mit 'n Haufen Leute.“ Da war'n die platt. Springt der Direktor auf: „Um Gottes Will'n! Woll'n wir das nicht in eine solche Diskussion ausarten lassen!“ Die Diskussion war aber beendet. Der Kerl ist nicht eingestellt worden. Da ha'm die nachher mit uns gesprochen, und nachher hat der Kerl wohl selbst kein' Wert mehr drauf gelegt, er kam gar nicht mehr wieder. Dann ha'm se uns nachher von einem andern die Papiere vorgelegt — und dann wurde der eingestellt.

Dann kam ja die Währungsreform, und dann kriegten die Leute alle 40 Mark. Und da gab es erste Mal Schwierigkeiten mit dem Geld. Die Verwaltungen

war'n etwas zögernd mit der Auszahlung vom Lohn. 48 im Sommer war's, im August. Nun, wir sind denn da hingefahr'n, ich hab mit der Verwaltung verhandelt, ich sag: „Die Leute ha'm jetzt soundsolange kein Geld bekommen...“ Ich verhandelte natürlich für die ganzen Schachtanlagen, das war'n damals 13 Schachtanlagen, zwei Kokereien und ein Chemie-Betrieb. Und jetzt sagten die: „Wir ha'm im Moment nicht so viel Geld zur Verfügung, wir könn' im höchsten Falle 10 Mark für die Ledigen und 20 Mark für die Verheirateten auszah'l'n. Mehr Geld ha'm wir nicht.“ Dann hab' ich ihnen gesagt: „Wenn Sie das wahr machen, dann garantier ich nich' dafür, daß die Leute arbeiten werden. Ich zweifle dran. Dat wer'n die sich nich' gefall'n lassen.“ „Naja, versuchen Se mal. Wir ha'm im Moment nich' mehr Geld.“ Nun, wir kamen zurück von Herne. Ich kam denn hier auf'e Schachtanlage und hab denn sofort gesprochen zu den Leuten, die ha'm sich da versammelt auf'm Platz und ich sprach da von 'ner Treppe aus. „Ich kann da nichts dran machen, die woll'n nich' mehr auszahlen, ich bin nicht der Überzeugung, daß das richtig ist, aber ich kann im Moment nichts anders machen wie euch das zu erklären, und ich bin der Auffassung, wir könn' uns das nicht gefallen lassen.“ „Wir geh'n nicht arbeiten!“ sagten die. Ich hatte mir das schon so ausgeknobelt: Wenn die heute Mittag anfahren, die sind alle rebellisch. Die treffen auf die Morgenschicht, die kommt jetzt raus, die sind auch rebellisch; und dann, wenn die Nachtschicht kommt, kommt die Mittagsschicht raus. Ich sag: „Morgen machen wir eine Belegschaftsversammlung, laden wir die Direktoren.“ Jetzt am andern Morgen, da war'n da von den 3000 Mann über 2000 Mann da, schon morgens, vor 6 Uhr. Alles schwarz vor Menschen. Der Direktor kam. Vom Podest aus ha'm wir denn da gesprochen. Zuerst hab ich gesprochen, da hab ich den Leuten gesagt; wat los is'. Und dann der Direktor. Also, der Direktor sagt: „Ich kann nichts machen“ und gebraucht unter anderem den Ausdruck: „Ich kann auch aus Scheiße keine Diamanten machen“, sagt der Direktor. Und die Kumpels ha'm ihm das krumm genom'm'n. Naja, jetzt sag ich zu den Leuten: „Ich werde mit der Hibernia verhandeln mit dem Vorstand, ich werde ihm das sagen, daß ihr nicht einverstanden seid“, und da riefen einige: „Wir fahr'n nicht an! Nich' eher bis wir Geld kriegen!“ Da sag ich zu dem Direktor: „Na, dann müssen wir abstimmen lassen.“ Sagt der Direktor zu mir: „Wir könn' doch nicht abstimmen.“ Ich sag: „Wenn die das verlangen...!“ Die war'n am Rufen. „Ruhe! Hier wird abgestimmt! Wer is' dafür, dat gearbeit' wird?“ War'n vielleicht 10 Mann, 10, 15 — von 2500. Und dagegen war'n alle. Da wollt' kein Deibel einfahr'n. Da sagt der Direktor zu mir: „Glauben Sie dat nich', wat die hier abgestimmt haben. Die heben alle die Hand hoch ohne Überlegung.“ Ich sag: „Woll'n wir ja seh'n...“ Was die Notstandsarbeiten am Schacht sind, die Anschläge und Wasserhaltung und die im Elektrizitätsraum war'n, die war'n ja an ihre Arbeitsplätze. Aber wie jetzt einige kamen, vielleicht 20, 30 Mann von der ganzen Belegschaft, einfahr'n wollten, sind die auch noch stiften gegangen. Die sagten: „Wir lassen uns doch nachher



nich' erschlagen.“ Da is' kein Mensch angefahr'n mehr. Und da sagt der Direktor, er hat mir nachher antelefonierte: „Wir müssen ja seh'n, dat wir die Leute wieder an'ne Arbeit kriegen.“ Ich sag: „Ja, müssen seh'n, dat die Leute Geld kriegen. Dann arbeiten die.“ Das war vielleicht so gegen morgens 9 Uhr, 9.30, da hab ich so viele Telefonanrufe bekommen: vom Unternehmensverband, von Direktionen, überall: „Sagen Sie mal, was ist denn da los!“ Dann, so gegen 11 Uhr, kriegt ich dann Bescheid: „Die zahlen 50 Mark für Verheiratete und 30 Mark für Ledige.“ Damals war ja das Geld noch geringer, der Lohn und das alles. Im Moment könn' sie nich' mehr zahlen, ich sollt' der Belegschaft das beibringen. Ich sag: „Naja, dat is'n Gedanke. Ich werde heute Mittag die ganzen Kameraden zusamm'rufen lassen.“ Und dann kam' die mittags alle da hin. Hab ich noch den Gewerkschaftsvorsitzenden vom Bezirk, der hieß Schimon, der war auch ein Kommunist, der Alte. Ich sag: „Hans, die Leute sind rebellisch.“ Sagt er zu mir: „Dat wird jetzt schwer sein, die an'ne Arbeit ranzukriegen. Denn die ha'm ja jetzt das Ziel erreicht, die kriegen Geld. Und wenn die jetzt unnötig weiterstreiken und kriegen denn da nichts für, dann sind sie vor'm Kopf gestoßen. Wir ha'm ja das erreicht, was wir im Moment wollten, das Nahziel.“ Jetzt hab ich gesprochen zu den Leuten: „Also, Kameraden, wir ha'm jetzt das Geld bekommen, wir fang'n wieder an.“ Und das war so schön Wetter, und die riefen mir zu: „Sag mal das, was du denkst!“ Ich sag: „Ja, Leute, ich denke wirklich so, ihr müßt an...“ „Das kannst du uns nich' plausibel machen!“ riefen viele. „Sag, was du denkst! Du darfst das nicht sagen, du willst nicht mit dem Gesetz in Konflikt kommen, du kannst uns nicht aufwiegeln. Aber: sprech anders!“ Und dann hat der Schimon — ouh, die ha'm ihm ausgepiffen, trotzdem der hat gut gesprochen — war nix zu machen. Ich denk: Ja, was soll'n wir jetzt tun? Auf einmal kam mir das so im Kopf, ich denke: Na, der Gedanke wird in Ordnung sein, ich sag: „Kameraden! Ich weiß, es is' ja unter den Arbeitern so, daß der eine den andern unterstützt. Die Morgenschicht is' nicht eingefahr'n. Schon ha'm wir das Geld bekomm'n. Die Mittagsschicht und die Nachtschicht erklärt sich solidarisch mit den Leuten von der Morgenschicht. Keiner will anders gestellt sein. Und ich mache folgenden Vorschlag: Wir feiern den heutigen Tag gemeinsam ab, und morgen geh'n wir wieder an die Arbeit.“ „Bravo!“, die war'n am Rufen. Da sagt mir ein alter Sozialdemokrat: „Heute hast du deine Meisterprüfung bestanden. Ich hab schon Angst gehabt, daß die nich' mehr arbeiten geh'n.“ Ha'm se sich 'n guten Tag gemacht, war schön' Wetter, hatten Geld gekriegt. Andern Tag fuhr'n die Leute alle wieder an.

Wir ha'm im Betrieb diese Unterschriften gesammelt gegen die Remilitarisierung und gegen Atombewaffnung. Und da ha'm die Theater gemacht! Die ha'm die Leute vorgeladen von der Polizei und ha'm Prozesse gemacht. Wir ha'm auch 'ne Reihe von Entschließungen... Das ist mir ja auch bei der Entlassung und auch

im Prozeß vorgehalten worden, daß ich die ganzen Jahre immer politische Entschließungen in den Belegschaftsversammlungen habe fassen lassen, und daß ich nach dem Betriebsverfassungsgesetz dazu nicht berechtigt war, das zu tun. Also, ich habe gegen das Betriebsverfassungsgesetz verstoßen. Ich habe denen am Gericht gesagt: „Das is' ja hier ein Gesinnungsprozeß.“ Sagt der: „Nein.“ Ich sag: „Doch, doch... Ist es strafbar, wenn ich eine kommunistische Gesinnung habe?“ Sagt er: „Nein, das ist nicht strafbar.“ Ich sag: „Naja, aber ich steh doch hier wegen Gesinnung.“ „Ja — nein, das stimmt nicht.“ Da war der sich mit mir am Streiten. Ich sag: „Nein, das ist hier ein Gesinnungsprozeß, denn ich bin entlassen worden aufgrund einer Anfrage im Bundestag...“ Die ha'm ja angefragt im Bundestag, 15 CDU-Abgeordnete ha'm die Anfrage gestellt, wie das kommt, daß ein Kommunist Betriebsratsvorsitzender ist. Und 'n paar Tage drauf flog ich raus. Das hing wirklich von der Gesinnung ab. Und die Sache ist am Arbeitsgericht ja auch noch nich' entschieden. Das läuft hier noch. Trotzdem ich da schon 5 Jahre und 4 Monate aus dem Betrieb raus bin. Ich hatte jetzt wieder 'n Termin, da wollten sie 'n Vergleichsvorschlag machen, dat is' auch noch nich' gewesen...

Äxte & Eichen  
Große Zitatenkoalition

„Herr Präsident! Meine Damen und Herren!  
Der Bildung dieser Bundesregierung, in deren Namen ich die Ehre habe, zu  
Ihnen zu sprechen, ist eine lange schwelende Krise vorausgegangen, deren Ur-  
sachen sich auf Jahre zurückverfolgen lassen.“

*(Regierungserklärung des Bundeskanzlers Kurt Georg Kiesinger vom 13. De-  
zember 1966.)*

Schand tun / und sich danach erst schämen / macht verdorbene mägd.

*(Altdutsche Spruchweisheit)*

„Zum erstenmal haben sich die Christlich-Demokratische und Christlich-Soziale  
Union und die Sozialdemokratische Partei auf der Ebene des Bundes zur Bil-  
dung einer gemeinsamen Regierung entschlossen.“

*(Regierungserklärung)*

Man treibt den bock wohl aus dem garten / aber der standk bleibt gemeyniglich  
drinn.

*(Altdutsche Spruchweisheit)*

„Das ist ohne Zweifel ein Markstein in der Geschichte der Bundesrepublik.“

*(Regierungserklärung)*

Teuer bezahlte artzeney hilfft vil / wo nicht dem krancken / so doch dem Apo-  
theker.

*(Altdutsche Spruchweisheit)*

„Die Hoffnungen richten sich darauf, daß es der großen Koalition, die über eine  
so große, zwei Drittel weit übersteigende Mehrheit im Bundestag verfügt, gelin-  
gen werde, die ihr gestellten schweren Aufgaben zu lösen.“

*(Regierungserklärung)*

Es ist so ein hübscher galgen / daß einer lust hat / dran zu hangen.

*(Altdutsche Spruchweisheit)*

„In dieser Koalition werden keine Macht und Pfründen zwischen Partnern ge-  
teilt, keine Mißstände vertuscht und die Kräfte des parlamentarischen Lebens  
nicht durch Absprachen hinter den Kulissen gelähmt werden.“

*(Regierungserklärung)*

Es hat eyner böß stehlen / wo der wirt schon eyn Dieb ist.

*(Altdutsche Spruchweisheit)*

„Während dieser Zusammenarbeit soll nach Auffassung der Bundesregierung ein  
neues Wahlrecht grundgesetzlich verankert werden.“

*(Regierungserklärung)*

Wer mit eym dreck fñget / er gewinne oder verliere / so bekommt er doch be-  
schissne Hände.

*(Altdutsche Spruchweisheit)*

„In den kommenden Jahren bietet die Finanzlage des Bundes ein noch düste-  
res Bild. Im Jahresdurchschnitt drohen Deckungslücken, die etwa so groß sind  
wie das gesamte Haushaltsvolumen eines der finanzstärksten Länder der Bun-  
desrepublik.“

*(Regierungserklärung)*

Hätt ich geld / ich möcht leicht frumb seyn.

*(Altdutsche Spruchweisheit)*

„Das ist die Wahrheit, die wir uns eingestehen müssen und unserem Volk nicht  
vorenthalten dürfen ... Die Gesundung der Bundesfinanzen ist weniger eine  
Frage des Sachverstandes als des politischen Mutes und der Einsicht aller Mit-  
verantwortlichen. Die Regierung weiß das und wird die Entscheidungen vorbe-  
reiten, die nötig sind, um die ab 1968 drohenden Deckungslücken auszuglei-  
chen.“

*(Regierungserklärung)*

Der wolt gerne scheissen / wenn er eyn dreck ym bauche hätt.

*(Altdutsche Spruchweisheit)*



„Dies wird nicht allein durch Maßnahmen gelingen, die niemandem wehtun.“  
(Regierungserklärung)

Wenn / die oben sitzen / alles allein haben wollen / so müssen / die unten liegen / blut schwitzen.

(Altdutsche Spruchweisheit)

„Wir müssen aber sehr ernsthaft die Bemessung der jährlichen Zuwachsraten der Sozialleistungen und der Bundeszuschüsse prüfen und sie mit den Möglichkeiten und Grundsätzen einer gesunden Finanzpolitik in Einklang bringen.“

(Regierungserklärung)

Es frißt oft einer die kirschen auß / und hengt den korb eym andern an halß.

(Altdutsche Spruchweisheit)

„Auch die Verteidigungsausgaben müssen sich nach der Finanzlage des Bundes richten. Der Verteidigungshaushalt ist aber keine Reservekasse für die Korrektur der Haushaltsünden vergangener Jahre.“

(Regierungserklärung)

So subil / schlipfferig und alfentzerisch <sup>1</sup> eyner ist / wenn er schon auf alle seiten abgerecht und abgespritzt ist / Gott merkt es alles / und ergreiff ihn endlich in seynner Schalkheit.

(Altdutsche Spruchweisheit)

„Die deutsche Regierung tritt für eine konsequente und wirksame Friedenspolitik ein, durch die politische Spannungen beseitigt und das Wettrüsten eingedämmt werden.“ <sup>2</sup>

(Regierungserklärung)

Mancher wil angesehen seyn / als hab er kein Wasser getrübet / und ist doch wol mit dem gantzen hindern drin gesessen.

(Altdutsche Spruchweisheit)

<sup>1</sup> alfentzerisch: gerissen, durchgedreht, ausgekocht.

<sup>2</sup> Anmerkung der Redaktion: „Der Verteidigungshaushalt ist aber keine Reservekasse für die Korrektur der Haushaltsünden vergangener Jahre.“  
(s. Regierungserklärung)

„Auch diese Bundesregierung betrachtet sich als die einzige deutsche Regierung, die frei, rechtmäßig und demokratisch gewählt und daher berechtigt ist, für das ganze deutsche Volk zu sprechen.“

(Regierungserklärung)

Wer durch eyn blauen Brill siehet / dem scheynt alles blau.

(Altdutsche Spruchweisheit)

„Wo dazu die Aufnahme von Kontakten zwischen Behörden der Bundesrepublik und solchen im anderen Teil Deutschlands notwendig ist, bedeutet dies keine Anerkennung eines zweiten deutschen Staates. Wir werden diese Kontakte von Fall zu Fall so handhaben, daß in der Weltmeinung nicht der Eindruck erweckt werden kann, als rückten wir von unserem Rechtsstandpunkt ab.“

(Regierungserklärung)

Wen eyn wand baufellig wird / und fallen wil / seichen die hund daran / und gibt ihr jedermann eyn stößlin.

(Altdutsche Spruchweisheit)

„Zu unserer auswärtigen Politik werden wir alle traditionellen guten Beziehungen, die uns mit vielen Völkern der Erde verbinden, bewahren und vertiefen.“

(Regierungserklärung)

Rühme dich räuplin / dein vatter war doch eyn kohlscheißer.

(Altdutsche Spruchweisheit)

„Dies ist nicht die Geburtsstunde eines neuen Nationalismus in Deutschland, nicht in dieser Regierung, nicht in diesem Hohen Hause, nicht in unserem Volk!“

(Regierungserklärung)

„Der Verteidigungshaushalt ist aber keine Reservekasse für die Korrektur der Haushaltsünden vergangener Jahre.“

(Regierungserklärung des Bundeskanzlers Kurt Georg Kiesinger vom 13. Dezember 1966.)

## Anmerkungen

Von dem 1922 in Ravensburg geborenen *Josef W. Janker*, aus dessen in Arbeit befindlichen Roman „Der Umschuler“ wir Auszüge bringen, erschien im Februar 1967 in der edition suhrkamp als Nummer 198 der Band „Aufenthalte“ mit sechs Berichten von Reisen, der u. a. — in überarbeiteter Form — den von *Friedrich Hitzer* erwähnten Afrika-Bericht enthält.

Der 1941 in Frohburg bei Leipzig geborene *Guntram Vesper* übersiedelte 1957 in die Bundesrepublik, arbeitete als Industrie-, Land- und Bauarbeiter und studiert heute Medizin in Göttingen.

*Günter Kunerts* „Betonformen“ erschienen erstmalig in Heft 9/66 der „neuen deutschen literatur“, Aufbau Verlag Berlin (Ost).

*Gregor Laschen* wurde 1941 in Ückermünde/Pommern geboren und studierte Literaturwissenschaft, Philosophie, Kunstgeschichte und Geschichte in Kiel, Zürich, Berlin und Würzburg, wo er z. Zt. über Dichtung und Dichtungstheorie der DDR promoviert.

Der Beitrag „Marxismus — Theorie und Aktion“ erreichte uns als Erwiderung auf den in Nummer 4/66 erschienenen Artikel „Dialog über den Marxismus“ von Eric Hobsbawm; Dr. phil. *Walter Jopke* ist wissenschaftlicher Oberassistent am philosophischen Institut der Humboldt-Universität in Berlin, *Dietrich Mühlberg* wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Ästhetik derselben Hochschule. Wir drucken ihren Aufsatz leicht redigiert.

*Donald Duncans* Bericht entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung der kalifornischen Monatszeitschrift „Ramparts“, *Wolf-Dieter Bach* übersetzte und kürzte ihn für diese Ausgabe.

Am 18. Dezember 1966 veranstaltete der „Komma-Klub“ in München einen Protest-Abend „Vietnam in diesen Tagen“, dessen Reinerlös der „Hilfsaktion Vietnam“ übergeben wurde. Neben einer szenischen Lesung des Vietnam-Reports und der Aufführung eines Dokumentarfilms der Südvietnamesischen Befreiungsfront lasen Wolfgang Ebert, Hans Frick, Erich Fried, Friedrich Hitzer, Yaak Karsunke, Heinar Kipphardt und Martin Walser, ferner *Reinhard Baumgart* die in diesem Heft abgedruckten „Gelegenheitsgedichte“, deren Benennung er in einem Brief an die Redaktion mit dem Satz begründete: „Ich meine nämlich, daß man den früher albernem Begriff Gelegenheitsgedicht umfunktionieren sollte für das politische Zweckgedicht, das dann auch die Illusion lassen könnte, es produziere immer Kunst.“

*Christa Wolfs* Artikel „Deutsch sprechen“ entnahmen wir der Zeitung „Neues Deutschland“ vom 29. Dezember 1966.

Bei den Vorbereitungen für einen Film über das Ruhrgebiet nahm *Dr. Erika Runge* im November vergangenen Jahres mehrere Gespräche, Erzählungen und Betriebsversammlungen auf Tonband, aus dem uns von ihr freundlich zur Verfügung gestellten Material wählten wir den Lebenslauf „... mit 40 000 Leuten“ aus, der aus Platzgründen um ungefähr die Hälfte der ursprünglichen Länge gekürzt und leicht redigiert wurde.

*Berichtigung:* Infolge technischen Versehens sind im Heft 1/67 bei den Gedichten von *Sarah Kirsch* drei sinnentstellende Fehler unterlaufen. Auf Seite 63 muß im Gedicht „Breughel-Bild“ die dritte Zeile der zweiten Strophe richtig lauten: „ein dampfender Maissilo ein Schlachthaus ein Rapsfeld das Schlachtfeld“. Auf Seite 64 sind zwei Gedichte zusammengedruckt, „Seestück“ endet mit der Zeile „und liege zerschunden auf meinem Ufer“, das dann beginnende Gedicht trägt den Titel „Januar“, außerdem muß die dritte Zeile seiner zweiten Strophe „durchsprossen mit Blatt und Schaft das Papier“ lauten.

Die Redaktion bittet Sarah Kirsch und die Leser um Verzeihung.



„Fürwahr ein anregendes, ein gewichtiges Buch. Wichtig für Leute, die noch offen sind für Argumente. Trefflich geeignet aber auch als Wurfgeschloß gegen Köpfe, in denen gedankenlose Selbstgerechtigkeit stets über die Gerechtigkeit siegt.“

*Abendzeitung, München*

Heinz Kraschutski

## Die Untaten der Gerechtigkeit

Vom Übel der Vergeltungsstrafe,  
dargestellt an 111 Fällen  
aus der Urteils- und Vollzugspraxis unserer Tage  
Mit einem Vorwort  
von Generalstaatsanwalt Dr. Fritz Bauer  
365 Seiten, Leinen DM 24,-

bei Szczesny

# song

*deutschlands einzige zeitschrift für chanson - folklore - bänkelsang*

## song

bringt in nr. 3

frivole songs von bert brecht, frank wedekind,  
walter mehring, klabund, fred endrikat u. a.  
frech illustriert von g. degenhardt.  
ferner neue songs von fasia jansen, schobert schulz,  
hannes wader u. a.  
festivalbericht von turin und eine ausführliche  
discothek und bibliothek.

## song

bringt in nr. 4

sing out 66 — oder die engel mit dem mg?  
okushawa — der „biermann“ rußlands  
folk and protest mit hedy west  
folksong in deutschland  
hootenanny — plattenschränk von peter mordo

## song

bringt in nr. 5

politik im lied — lied in der politik  
beispiele aus frankreich, england, usa, spanien,  
italien und deutschland.

song ist durch den buchhandel oder direkt beim verlag zu beziehen.  
einzelheft dm 2.50 · jahresabonnement dm 13.— zuzüglich porto

*verlag rolf gekeler — song — 852 erlangen, friedrichstraße 51*

## kürbiskern 1/65

1. September 1965

Mit Beiträgen von: *Pablo Neruda, Heinar Kipphardt, Hermann Kant, Martin Walser, Karl Mickel, Christian Geissler, Yaak Karsunke, Friedrich Hitzer, Werner Bräunig, Harun Faroghi, Hans Heinz Holz, Erich Fried, Jakob Mader, H. Faroghi, B. Funk.*

## kürbiskern 1/66

1. Dezember 1965

Mit Beiträgen von: *Pawel Wassiljew, Wolfgang Graetz, Günter Kunert, Herbert Asmodi, Peter Hacks, Uve Schmidt, Georg Maurer, Gerhard Wolf, André Müller, Erich Fried, Yaak Karsunke, Klaus Völker, Herbert Marcuse, Wolf Biermann, Jakob Mader.*

## kürbiskern 2/66

1. März 1966

Mit Beiträgen von: *Johannes Bobrowski, Jakob Mader, Heinrich Waltz, Ino Cesaro, Anna Dünnebier, D. Michalov, Anita Kaetzke, Günter Kunert, Friedrich Hitzer, Thomas von Vegesack, Ludwig Marcuse, Ingrid Drexel, Joachim Fiebach, Erwin Piscator, Leo Kofler, Sarah Kirsch, Elmar Altvater, Torsten Carecz, Barbe Funk.*

## kürbiskern 3/66

1. Juni 1966

<i>Márton Kalász</i>	Mitternachtsprozession
<i>Joseph Breitbach</i>	Brief des Pharisäers
<i>Richard Leising</i>	Gedichte
<i>Tankred Dorst</i>	Szenen aus „Toller“
	Protokolle zur Baierischen Räterepublik
<i>Karl Oppermann</i>	Gedichte
<i>Rainer Kirsch</i>	Der Soldat und das Feuerzeug
<i>Konrad Farner</i>	Realismus in der bildenden Kunst
<i>Franz Schonauer</i>	Der rote Eine-Mark-Roman
<i>Rainer Kirsch — Yaak Karsunke</i>	Briefwechsel, die neueste Literatur betreffend
<i>Fritz Libuda</i>	Vietnam-Rede
<i>Erich Fried</i>	Vietnam-Gedichte
<i>Friedrich Hitzer</i>	100 Mann und ein Befehl zu viel
<i>Protokoll</i>	Der lachende Mann
<i>Anton Bouvier</i>	Muzes Flöte und Kleists Pistole
<i>Harald Hartung</i>	Lyrik als Warnung und Erkenntnis
<i>Richard Hiepe</i>	Pogrome, Eidgenossen und Genossen

## kürbiskern 4/66

1. September 1966

<i>Dimiter Dublew</i>	Biographie
<i>Friedrich Hitzer</i>	PS zu zwei Briefen
<i>Jakov Lind</i>	Cowboys und Kannibalen
<i>Gerd Semmer</i>	Der kleine König
<i>Herman R. Beck</i>	Kinderlieder und Abzählverse
<i>Heinar Kipphardt</i>	Die Tugend der Kannibalen
<i>Leo Kofler</i>	Das Apollinische und das Dionysische
<i>Peter Hacks</i>	Das Poetische
<i>W. R. Langenbucher</i>	Im Banne eines Begriffs
<i>Erich Fried</i>	Princeton-Nachlese
<i>Eric Hobsbawm</i>	Dialog über den Marxismus
<i>Kurt Steinhaus</i>	Rede zum amerikanischen Unabhängigkeitstag 1966
<i>Dieter Süverkrüp</i>	Vietnam-Zyklus
<i>Protokoll I</i>	H. Günter Wallraff bei der Bundeswehr
<i>Protokoll II</i>	Briefe in die Zone
<i>Harald Hartung</i>	Ein Ausflug an die Grenze
<i>Klaus Völker</i>	Das alte Neue

## kürbiskern 1/67

1. Dezember 1966

<i>Hans-Albert Walter</i>	No pasarán!
<i>Wolfgang Weyrauch</i>	Im Café
<i>Annemarie Czaschke</i>	Sternrenette
<i>Johannes Schenk</i>	Gedichte
<i>D. Michalov</i>	Der kleine Kolja
<i>Hans Frick</i>	Ein Gespräch
<i>Sarah Kirsch</i>	Gedichte
<i>Anna Dünnebier</i>	Der Sohn des Mörders
<i>Michael Hatry</i>	Beschreibung eines Festes
<i>Jiří Hájek</i>	Kafka und die sozialistische Welt
<i>Erich Fried</i>	In diesem besseren Land
<i>Elisabeth Simons</i>	Bemerkungen zu Franz Schonauer
<i>Karl Burg</i>	Mit dem Herzblut der Autoren
	Vietnam-Protest
<i>Günter Amendt</i>	Silhouette 64
<i>Georg Benz</i>	Notstand der Demokratie
<i>Jakob Mader</i>	Formiert den Widerstand!
<i>Protokoll I</i>	Arbeitslager Dingolfing



**Hans Frick**  
**Der Plan des Stefan Kaminsky**

Roman. 256 Seiten. Leinen DM 18,80

**Hans Frick**  
**Breinitzer oder die andere Schuld**

Roman. 244 Seiten. Leinen DM 14,80

**Christian Geissler**  
**Ende der Anfrage**

222 Seiten. Pappband mit Schutzumschlag. DM 16,80

**Horst Krüger**  
**Das zerbrochene Haus**

Eine Jugend in Deutschland

285 Seiten. Leinen DM 18,—

**H. Günter Wallraff**  
**Wir brauchen Dich**

Als Arbeiter in deutschen Industriebetrieben

160 Seiten. Pappband DM 14,80

**Rütten + Loening Verlag München**

**INHALT**

<i>Willi Sitte: Zwei Männer, Zeichnung, 1956</i>	2
<i>Rainer Kirsch: Zeichnung</i>	3

---

<i>Heinrich Böll: Hinweise auf Josef W. Janker</i>	4
<i>Josef W. Janker: Der Umschuler</i>	8
<i>Friedrich Hitzer: „Jedem das Seine“</i>	26

---

<i>Guntram Vesper: Gedichte</i>	36
<i>Rainer Kirsch: Ansicht Roßleben/Unstrut</i>	39
<i>Heinar Kipphardt: Gedichte</i>	64
<i>Günter Kunert: Betonformen</i>	68
<i>Gregor Laschen: Gedichte</i>	78

**KRITIK**

<i>Walter Jopke / Dietrich Mühlberg: Marxismus — Theorie und Aktion</i>	82
<i>Yaak Karsunke: Präsentation einer Wirklichkeit</i>	90
<i>Helmut Salzinger: With God on Their Side</i>	100

**KLASSENKAMPF**

<i>Donald Duncan: Es war alles Lüge!</i>	109
<i>Reinhard Baumgart: Vier Gelegenheitsgedichte, ein Epilog</i>	123
<i>Karl Mickel: Bericht nach Burchett</i>	127
<i>Christa Wolf: Deutsch sprechen</i>	129
<i>Protokoll I: Krisenloser Kapitalismus</i>	136
<i>Protokoll II: „... mit 40 000 Leuten“</i>	142

---

<b>AXTE &amp; EICHEN</b>	156
<b>Große Zitatenkoalition</b>	160

Anmerkungen

kürbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Herausgegeben von Christian Geissler, Friedrich Hitzler, Yaak Karsunke (Chefredakteur), Hannes Stütz, Manfred Vosz. Verantwortlich für den Inhalt: Die Herausgeber. Damnitz Verlag, 8022 Grünwald bei München. Erscheinungsweise vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 4.80, Jahresabonnement DM 16.— zuzüglich Porto. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei der Redaktion: 8 München 22, Maximilianstr. 10. Tel. 29 06 90. Druck: F. C. Mayer, 8 München 23, Kunigundenstr. 19. © Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Postscheckkonto München 333 81. Deutsche Bank Filiale Maximilianstraße, Konto Nr. 40/39392. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Umschlagentwurf: Manfred Vosz.